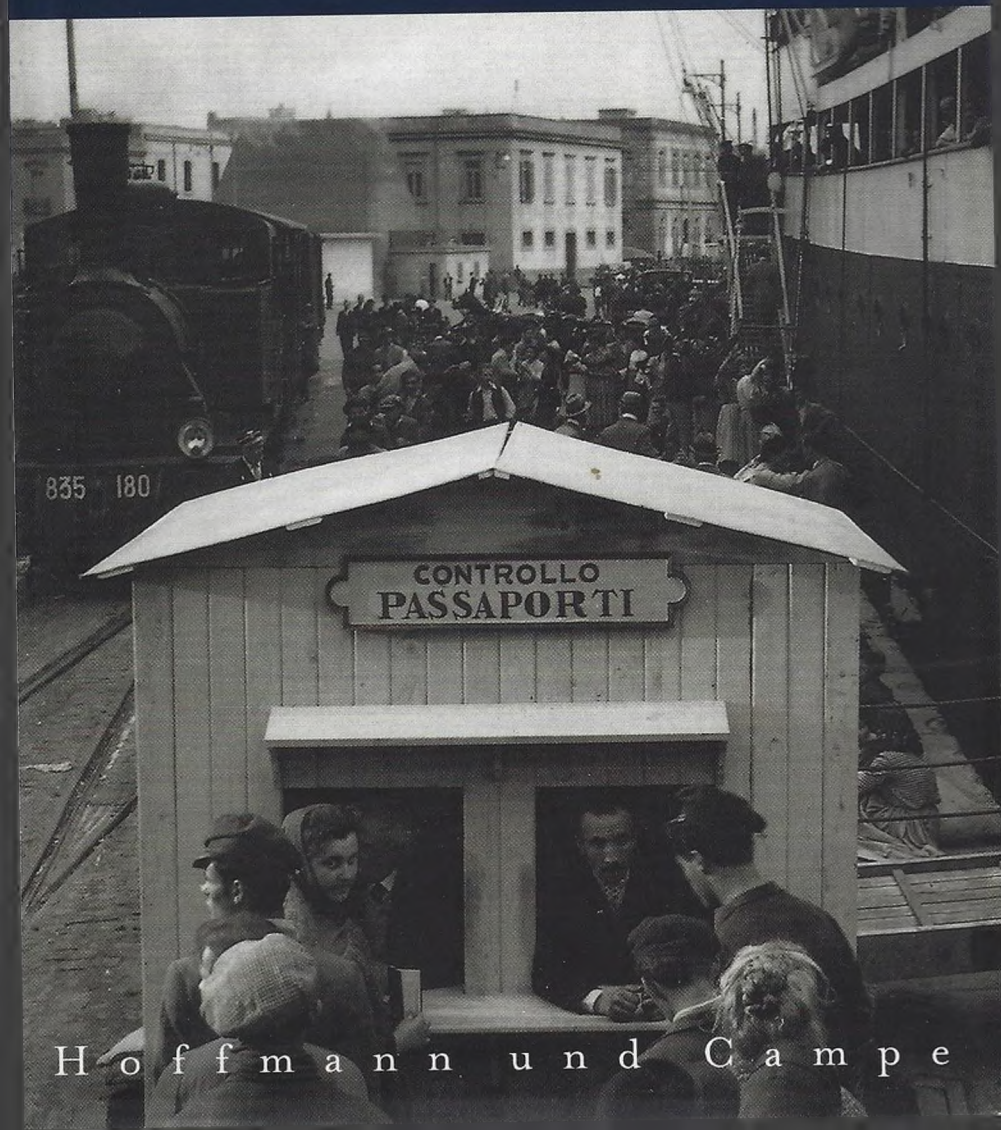


MANFRED LAHNSTEIN

MASSEL UND CHUZPE

Wie Blanka und Rudolf
den Holocaust überlebten



H o f f m a n n u n d C a m p e

OHNE MASSEL UND CHUZPE HÄTTEN

sie es nicht geschafft, in Zeiten des Holocaust zu überleben. Blanka und Rudolf, zwei junge Juden aus Kroatien, sind entschlossen, den Nazi-Schergen zu entkommen. Mit ihren Familien schlagen sie sich auf einer abenteuerlichen Flucht bis nach Rom durch.

Manfred Lahnstein, Bundesfinanzminister a. D., hat mit großem Einfühlungsvermögen die Lebensgeschichte seiner Schwiegereltern rekonstruiert: die unglaubliche Odyssee einer jüdischen Familie. Ein bewegendes Dokument mitteleuropäischer Geschichte.



Ljubljana 1941. Zwei junge Emigranten aus gutem Hause erleben ihre erste Liebe. Doch das Glück ist getrübt: Für kroatische Juden wird die Situation auch in Slowenien immer gefährlicher. Was folgt, ist eine abenteuerliche Flucht, die Blanka, Rudolf und ihre Familien über Norditalien bis nach Rom führt. Ihre Reise ist dramatisch, zuweilen geradezu ungläublich. In Mailand lässt sich das Paar von einem katholischen Priester trauen – er ahnt vielleicht, dass die Hochzeitsgesellschaft überwiegend aus Juden besteht.

Unerschrocken und erfinderisch lassen sich die frisch vermählten Eheleute auf das unsichere Dasein in der Fremde ein, das ihnen ein hohes Maß an Improvisationstalent abverlangt. Blankas und Rudolfs Überlebenswille ist ungebrochen, und sie versuchen ihre Jugend zu genießen – trotz allem. Das Schicksal scheint ihrem Optimismus gewogen: Immer, wenn schon alles verloren scheint, wenn SS-Schergen buchstäblich mit dem Gewehr vor ihnen stehen, gibt es eine unerwartete Wendung ...



M A N F R E D

L A H N S T E I N

geboren 1937, reüssierte in Wirtschaft, Verwaltung und Politik. Er war Chef des Bundeskanzleramts, Bundesfinanzminister

und Vorstand im Hause Bertelsmann. Seit 1994 ist er Präsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, seit 1995 Kuratoriumsvorsitzender der »Zeit«-Stiftung und seit 2001 Chairman of the Board of Governors der Universität Haifa.

1. Auflage 2004

Copyright © 2004 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

ivwiv.hoffmann-und-campe.de

Schutzumschlaggestaltung: Büro Hamburg/Susanne Schwarz

Foto: Archivio Ugo Casiraghi/Luigi Zampa 1952

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: GGP Media, Pössneck

Printed in Germany

ISBN 3-455-09424-4

É

HOFFMANN
UND CAMPE

Ein Unternehmen der

GANSKE VERLAGSGRUPPE

Eingelesen mit **ABBY** Fine Reader

All denen, die nicht überlebt haben.

INHALT

Statt eines Vorworts 11

Zwei ganz normale jüdische Familien 17

Die Kandels 17

Die Selingers 25

Eine wohl behütete Jugend 32

Rudolf 32

Blanka 42

Ein König wird ermordet 49

Ein durchaus heiterer Sommer 52

Dunkle Wolken – für jedermann sichtbar 60

Entscheidende Wochen für Mavro Kandel 61

Blanka freut sich, ein Teenager zu sein 70

Rudolf beginnt, auf eigenen Füßen zu stehen 76

Das gute alte Europa gibt es nicht mehr 89

Ein kurzes Zwischenspiel 100

Im Auge des Taifuns 102

Eine ganze Welt wird umgestülpt 108

Wochen der Angst,

der Bedrohung und des Terrors 110

... und einer unglaublichen Naivität 123

An den Pforten der Hölle 125

Rudolf auf der Flucht 130

Blanka kommt raus 135

Sophia und ihre Freundinnen:

Ein Trio wird gesprengt 138

Das tragische Schicksal der Familie Steiner 141

Erstes Exil – erste Liebe 144

Ljubljana – eine Durchgangsstation 146

Blanka und Rudolf 155

Intermezzo an der Adria 157

Mailand – Stadt mit einem grossen Herzen 162

An eine neue Existenz muss man sich erst
gewöhnen 162

Kaltblütigkeit und Unternehmungsgeist 173

Langeweile und Übermut 180

Gerade noch einmal davongekommen 184

Glück im Unglück 188

**Beginn der Odyssee –
und eine seltsame Hochzeit** 194

Ein Winter in den Bergen 194

Eine einzigartige Hochzeit 207

Kein Hochzeitsurlaub in Como 214

Die Odyssee geht weiter 217

Desenzano del Garda 217

Rotter & Melamet 222

Ein grosses Geschäft und Lido di Camaiore 226

Wochen der Unsicherheit 235

Das «Reich des Bösen» schlägt zurück 243

Ins Versteck 246

Eine wunderbare Überraschung 246

Intermezzo in Vado

und noch eine Überraschung 249

Wieder in die Berge 258

Wintermonate im Apennin 267

Die Fratze des Todes 282

Entkommen! 285

Rom – das vorläufige Ende der Odyssee 290

Ein verrücktes Versteck 290

Warten auf die Befreier 297

Die Amerikaner kommen! 307

Zukunftspläne 311

Zdenka Slovaks Geschichte 318

Zurück nach Zagreb 324

Bei den Partisanen 326

Krieg – selbst hinter der Front 334

Entfernte Verwandte und Blankas Rückkehr 347

In alle Winde zerstreut 355

Heimkehr in die Fremde 355

Endlich wieder zusammen 358

Zdenka: Zumindest ein vertrautes Gesicht! 362

In alle Winde zerstreut 366

Rudolf und Blanka: Auf in die Normalität 372

Statt eines Nachworts 377

Familienregister 379

Bibliographie 381

STATT EINES VORWORTS

Immer, wenn wir die Zeitgeschichte betrachten, tun wir dies mit einer doppelten Optik. Man hat uns beigebracht, Zahlen und Fakten, Ereignisse und Statistiken, Trends und plötzliche Brüche, weit gespannte Zusammenhänge und einzelne Ereignisse in den Blick zu nehmen. Das ist der Stoff, der viele tausend Bücher füllt. Wir könnten ihn als den «objektiven» Blick auf die moderne Geschichte bezeichnen, obwohl wir wissen, dass schon die unvermeidliche Auswahl aus der Fülle des Geschehens jede wirkliche Objektivität unmöglich macht.

Aber es gibt noch einen deutlich anderen Blick auf die Zeitgeschichte. Wir alle haben wichtige Ausschnitte der unmittelbaren Vergangenheit selbst miterlebt. Daraus ist ein Schatz an persönlicher Erfahrung geworden. Er mag klein sein – aber er hat uns geprägt. Diese Erfahrung überlagert die vielen Zahlen und Fakten. Wir könnten diese Sichtweise als den «subjektiven» Blick auf die moderne Geschichte bezeichnen. Und wir sollten diesen Blick angesichts der Forderung nach «Objektivität» nicht geringschätzen. Unsere persönliche Erfahrung steht der historischen Wirklichkeit nicht entgegen. Sie ist vielmehr Teil dieser Realität. So gesehen sind wir alle «Kinder des 20. Jahrhunderts». Und einige unserer Zeitgenossen oder unserer unmittelbaren Vorfahren haben ihre persönlichen Erfahrungen unter ganz ungewöhnlichen Umständen gesammelt.

Walter Lahnstein, mein Vater, kommt mir in den Sinn. Er ist im Jahre 1893 geboren worden. Als er 18 Jahre alt wurde, befand sich das kaiserliche Deutschland auf dem Höhepunkt seiner Macht. Mit 21 Jahren wurde er eingezogen, um im Ersten Weltkrieg zu kämpfen. Fast vier Jahre lang musste er in einer Artillerie-Einheit Dienst tun. Mit 29 Jahren hat er seine Studien abge-

schlossen und wurde Landarzt. Mit 43 Jahren heiratete er und wurde im Laufe der Jahre Vater von vier Söhnen. Als er 1946 starb, war er erst 53 Jahre alt. Er hatte das Deutschland Wilhelm II., Friedrich Eberts, Adolf Hitlers und der Alliierten erlebt. Er hatte an zwei Weltkriegen aktiv teilgenommen und mit ansehen müssen, wie all seine traditionellen, national-konservativen Überzeugungen in Stücke zerbrachen.

Und dann denke ich an meinen Sohn Florian. Er ist 1965 in Düsseldorf zur Welt gekommen. Während der beinahe 39 Jahre seines bisherigen Lebens hat er in Brüssel, Köln, New York, Hamburg und London gelebt. Belgien, Deutschland, die USA und Grossbritannien – allesamt stabile Demokratien, geprägt durch wirtschaftliches Wohlergehen und eine offene Gesellschaft. Er brauchte in keiner Armee zu dienen. Seine liberalen Grundüberzeugungen wurden vielleicht ab und zu durch Zweifel getrübt. Aber sie sind intakt geblieben – bis heute. Und geschichtliche Umstände haben sie nie grundlegend in Frage gestellt.

Einige von uns aber mussten das grösste Drama durchleben, das die Menschheitsgeschichte kennt – die Shoah, die kaltblütige Vernichtung der europäischen Juden durch die Nazis und ihre Helfershelfer. Die «Zeitgeschichte» der Juden ist einmalig. Sie lässt sich mit nichts vergleichen. Ihre «Zahlen und Fakten» sind völlig anders – wie auch die persönlichen Erfahrungen, die in diese Zeit fallen.

Mein jüdischer Schwiegervater Rudolf Kandel ist 1920 im so genannten Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen geboren worden. Einige Jahre später sollte daraus Jugoslawien werden. Als er 18 wurde, hatte das «Dritte Reich» Österreich geschluckt. Als er 21 war, wurde sein Heimatland Opfer der Nazi-Aggression. Als Jude musste er aus seiner Vaterstadt Zagreb und aus Jugoslawien flüchten. Er versteckte sich in Italien. Im Alter von 24 Jahren

stiess er zusammen mit seiner Frau Blanka (damals erst 21 Jahre alt) zu den Sanitätseinheiten der Partisanenarmee von Marschall Tito. Erst nach dem Krieg konnten beide ihre Studien beenden. Rudolf wurde Arzt und Blanka Apothekerin. 1966 verliessen sie das kommunistische Jugoslawien und kamen nach Hamburg. Rudolf ist dort in diesem Jahr gestorben.

Sie haben die Shoah überlebt. – Mehr als sechs Millionen ihrer jüdischen Brüder und Schwestern aber haben es nicht. Sie sind ermordet worden.

Über die letzten Jahre habe ich die Geschichte von Rudolf und Blanka Kandel aufgeschrieben. Ich habe mich dabei auf die absolut ausserordentlichen Jahre des Zweiten Weltkrieges konzentriert. Von dieser Zeit möchte ich nunmehr erzählen.

Es ist eine Geschichte von Demütigung und Stolz, von tiefer Humanität (kein Lob reicht aus für die vielen Menschen, die ihnen insbesondere in Italien beigestanden haben!) und äusserster Bestialität, von Mut, Schläue und Verzweiflung, von unglaublichem Glück und einem bewundernswerten Überlebenswillen.

Wenn ein Jude jemanden wirklich adeln will, dann sagt er: «Der is a *Menshl*» Meine Schwiegereltern haben allen Mut, eine grosse Portion Chuzpe und eine noch grössere Portion Glück gebraucht, um dem Zugriff der Mörder zu enttrinnen. Aber ohne «Menshen» hätten sie es ganz gewiss nicht geschafft!

Ich habe mein Bestes getan, diese Geschichte wahrheitsgetreu zu erzählen. Alle Ereignisse und Fakten sind in dem Sinne «historisch», dass Rudolf und Blanka, ihre Familien und ihre Freunde sie erlebt haben. Was ihre Gedanken und ihre Gespräche angeht, so musste ich mich in den Charakter der handelnden Personen einfühlen, um herauszufinden, was sie unter den jeweiligen Umständen erwogen oder gesagt haben könnten.

Den Gang der Ereignisse habe ich durch wiederholte Blicke auf die «objektive» Geschichte begleitet. Ich habe das nicht getan, um das Besondere im Allgemeinen zu ertränken. Ich habe es getan, um die beiden Bilder einander gegenüberzustellen. Zuweilen durchdringen sie sich auch. Beides mag ein breiteres und tieferes Verstehen der Geschichte fördern. Ein breiteres Verstehen bedeutet jedoch auch, dass die Wirklichkeit mit ihren unglaublichen Wendungen und Brüchen zugunsten einer wohl geordneten Folge von Ereignissen aufgegeben wird, über die wir uns eine «virtuelle Realität» schaffen.

Amos Oz, der grosse israelische Schriftsteller, hat mir einmal gesagt: «Die ‚Wirklichkeit‘ in ihrem unerschöpflichen Reichtum ist in dem Sinn ‚unwirklich‘, dass sie der Einbildungskraft zu viel abverlangt. In den Köpfen der Schriftsteller und Leser spielt sich anderes ab. Dort wird an einer konstruierten Wirklichkeit gebaut, in der man sich nicht verliert.» Was also ist historische Wirklichkeit letzten Endes? Unbestreitbare Tatsachen und Entwicklungen? Der Spiegel unserer persönlichen Erfahrungen und Einsichten? Eine Folge von Zufällen? Das Zusammenspiel all dieser Kräfte? Ich weiss es nicht. Bisher hat mir niemand einen kritikfesten Blick auf die Geschichte angeboten. Ich kann also nur hoffen, dass meine Sichtweise auf Interesse stösst.

Dieses Buch ist Rudolf und Blanka, meinen Schwiegereltern, gewidmet. Ihnen bin ich zutiefst dankbar. Ihre Erinnerung, in langen Gesprächen zusammengetragen, bildet die Grundlage. Von Herzen danke ich Zdenka Novak, die mir in Haifa ihre persönliche Geschichte erzählt hat, und Sophia Kandel, die mir aus dem fernen Mexico City mit wertvollen Einzelheiten geholfen hat. Beide sind vor wenigen Wochen gestorben.

Und auch Sonja, meiner lieben Frau, bin ich sehr dankbar. Sie hat meine Arbeit mit viel Geduld und Ermutigung begleitet. Zu-

dem hat sie mit ihren kritischen Hinweisen und mit wichtigen Korrekturen assistiert.

Schliesslich aber dürfen wir eine einfache und tragische Wahrheit über die Shoah nicht vergessen: *Nur die Überlebenden können ihre Geschichte erzählen!* Die Geschichte der Überlebenden legt auch Zeugnis ab über all diejenigen, die ermordet worden sind. Möge ihr Martyrium für immer geheiligt bleiben!

Hamburg, im Dezember 2003

ZWEI GANZ NORMALE JÜDISCHE FAMILIEN

DIE KANDELS

Kandel ist eine mittelgrosse Stadt in Südwestdeutschland, geprägt durch Kleinindustrie, Weinbau und Handwerk. Der Ort liegt in der Pfalz, nicht weit vom Rhein entfernt und ganz in der Nähe einiger einstmals sehr bedeutender jüdischer Zentren. Eine leicht geschwungene, lang gezogene Strasse bildet den Mittelpunkt der alten Stadt. Sie ist auf beiden Seiten von Bürgerhäusern gesäumt, deren grosse, verriegelte Eingangstore immer noch die bäuerliche Vergangenheit verraten. Efeu und Glyzinien schmücken die Fassaden. Der Marktplatz wird durch das Rathaus und eine recht grosse Kirche beherrscht. Irgendwann müssen hier auch Juden gelebt haben. Wer allerdings heute nach Kandel reist, wird keine Spur von ihnen finden. Es gibt keine Synagoge mehr, und selbst die Lokalhistoriker wissen wohl nicht, wo sie einmal gestanden haben könnte.

Und doch lag in der Rheinpfalz und den angrenzenden Gebieten die eigentliche Heimat der deutschen Juden. Mit einiger Sicherheit hat es hier bereits zur Zeit der Römer jüdische Gruppierungen gegeben. Später dann, im Mittelalter, haben sich insbesondere Worms und Speyer zu wichtigen Zentren jüdischen Lebens, jüdischer Lehre und jüdischen Lernens entwickelt. Berühmte Rabbiner wie Moshe Bar Yekutiel, Salomo Ben Isaak oder Meir Ben Baruch kommen aus dieser Gegend. Die alte Synagoge in Speyer und der ehrwürdige Friedhof in Worms (der wohl älteste in Mitteleuropa) zeugen noch von dieser grossen Epoche der Juden in Deutschland. Aber auch die Ursprünge des Jiddischen müssen wir hier suchen, an den wunderschönen Ufern von

Rhein und Mosel. Jiddisch hat sich aus dem dortigen Dialekt entwickelt und sollte später, mit hebräischen und slawischen Wörtern durchsetzt, zur eigentlichen Muttersprache der aschkenasischen Juden werden.

Seit dem Mittelalter sind die Juden der Pfalz und des Rheinlands aus ihren alten Heimstätten vertrieben worden. Viele sind plötzlichen Ausbrüchen christlichen «Volkszorns» zum Opfer gefallen; die Mehrheit ist nach Mittel- und Osteuropa ausgewandert. Wie es damals wohl so Brauch war, haben die Neuankömmlinge den Namen ihrer Herkunftsgemeinde mitgenommen: die Landauer, die Wormser, die Frankenthaler, die Oppenheimer, die Frankfurter, die Mannheimer.

Unter ihnen waren die Kandels, deren erste Odyssee irgendwo in Galizien endete. Im 18. Jahrhundert ist diese polnische Gegend unter österreichische Herrschaft gelangt. Das muss um die Zeit der Kaiserin Maria Theresia gewesen sein. Und so sind Rudolf Kandels Vorfahren Bürger Österreichs geworden. Sie haben einigermaßen ruhige Zeiten einer ersten, schrittweisen jüdischen Emanzipation und Integration erlebt. Einer der Urgrossväter war noch Kantor einer ansehnlichen Gemeinde.

Seine Grosseltern hat Rudolf nicht mehr gekannt. Sie waren vor seiner Geburt oder während seiner frühen Kindheit gestorben. Er erinnert sich jedoch daran, dass der Grossvater mütterlicherseits Eigentümer eines recht grossen Kaufhauses in der Stadt Bielsko-Biala gewesen war. Bielitz, wie der Ort damals hiess, war eine der wichtigsten Industriestädte an der Grenze zwischen Galizien und Österreichisch-Schlesien. Der Grossvater beging einige schwere Managementfehler, ging bankrott und starb aus Kummer über diese Schande. Wenig später nahm die Grossmutter ihre Kinder und zog nach Wien, in die Hauptstadt von Österreich-Ungarn.

Rudolfs Vater Mavro wurde 1886 in Przemysl geboren. Auch er kam aus diesem wichtigen galizischen Zentrum in den ersten

Jahren des 20. Jahrhunderts nach Wien – zusammen mit seinen Eltern. Selbst für Juden hatte Österreichs Hauptstadt zu jener Zeit durchaus annehmbare Bildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten zu bieten. Mavro wurde in eine renommierte Handelsschule aufgenommen, schloss sie mit erstklassigen Zeugnissen ab und trat 1908 in die Dienste des Wiener Bankvereins, einer der berühmtesten Finanzinstitutionen ihrer Zeit. Fleiss, Energie und Intelligenz – Mavro hatte alles, was man zu einer raschen und glänzenden Bankkarriere brauchte. Im Alter von 28 Jahren wurde er, nach einer ersten leitenden Tätigkeit an der Lemberger Filiale, in den tschechischen Teil des Kaiserreiches geschickt. Dort übernahm er einen von drei Direktorenposten der Niederlassung in Karlovy Vary oder Karlsbad.

Übrigens, Rudolfs Vater wurde erst später in Zagreb Mavro genannt. Und als er sich dann in Italien verstecken musste, nannten sie ihn Mauro. Sein richtiger Name war aber Moritz oder, in polnischer Schreibweise, Maurycy. Offensichtlich waren traditionell christliche Namen im 19. und frühen 20. Jahrhundert zu Statussymbolen für emanzipierte und wohlhabende jüdische Familien geworden. Ich möchte aber keine Verwirrung stiften, und ihn deshalb für den Rest des Buches Mavro nennen.

Bei allem beruflichen Ehrgeiz las Mavro eine Menge über Politik und Geschichte, über jüdische Geschichte im Besonderen. Er wurde ein früher und glühender Zionist, der die Schriften Theodor Herzls studiert und Feuer gefangen hatte. Mit dem ganzen Idealismus seiner Jugend war er davon überzeugt, dass ein wirklicher Zionist sein jüdisches Erbe mit einer breiten und gründlichen Bildung verknüpfen müsse. Mavro las und studierte weiter, hörte zu und schrieb auf. Später galt er als einer der klügsten und gebildetsten Köpfe weit und breit.

1913 wurde er als Delegierter zum elften Welt-Zionistenkongress gewählt, der in Wien stattfand. Dort traf er Leute, die später

einmal sehr berühmt werden sollten: Haim Weizman, den ersten Präsidenten des Staates Israel, oder Martin Buber, den grossen jüdischen Philosophen. Dieser Kongress sollte aber auch noch aus einem zweiten Grund von grosser Bedeutung für Mavro sein. Hier traf er nämlich Cecilia, seine spätere Ehefrau. Sie arbeitete dort als Organisationssekretärin, was in den damaligen Zeiten eine ungewöhnliche Leistung für eine Frau war. Zu beider Überraschung fanden sie bald heraus, dass sie aus der gleichen Gegend Galiziens gekommen waren und in Wien gemeinsame Freunde hatten. Sie diskutierten, teilten viele Überzeugungen, träumten von der Zukunft und verliebten sich ineinander. Über die nächsten zwei oder drei Jahre hielten sie engen Kontakt. Mavro nutzte jede Gelegenheit zu einem Besuch in der Wiener Bankzentrale und bei seiner Angebeteten. Schliesslich machte er Cecilia einen Heiratsantrag. Sie willigte ein, und ihre Mutter hatte auch keine Einwände.

Hochzeit wurde allerdings erst gefeiert, als Mavros Stellung beim Bankverein sicher genug erschien und er ein Gehalt verdiente, das ihm den Unterhalt einer Familie erlaubte. Sie heirateten 1916 in Karlsbad, mitten im Ersten Weltkrieg. Mavro war damals 30 und Cecilia 35 Jahre alt.

Im Büro meiner Frau gibt es ein altes, leicht angebräuntes Foto von Mavro. Es zeigt das ernsthafte, Vertrauen erweckende und ein wenig skeptische Gesicht eines klugen und unbestechlichen Mannes. Mit seinem grauen Haar über einer hohen Stirn, einem kurz geschnittenen Schnurrbart und einer grossen, dünn gerahmten Brille sieht er aus wie ein Universitätsprofessor, ein Arzt – oder wie der traditionelle Direktor einer ebenso traditionellen Bank. Und das war er ja auch. Solch ein Mann würde die Dinge nie auf die leichte Schulter nehmen. Er würde im besten Sinne ein Verfechter von Recht und Ordnung sein. Und er würde sich für die Menschen um ihn herum, besonders aber für seine Familie, verantwortlich fühlen.

Rudolfs Mutter Cecilia oder Cilly, wie ihre Familie und ihre engsten Freunde sie nennen durften, wurde als Cecilia Welcer 1881 in Bielsko-Biala geboren. Wir wissen nicht, ob ihre Mutter Galizien wegen der Firmenpleite ihres Mannes verlassen hatte oder ob einer der fürchterlichen Judenpogrome sie zur Flucht gezwungen hatte. Wie dem auch gewesen sein mag: Cecilia musste ihren Lebensunterhalt früh selbst verdienen, nachdem sie in Wien gelandet war. Als Tochter einer weitgehend mittellosen jüdischen Witwe konnte sie nicht die besten Schulen besuchen, von einer «Höheren Lehranstalt» ganz zu schweigen. Und dennoch wurde aus Cecilia eine gut erzogene, gebildete junge Dame, was den ständigen Bemühungen ihrer Mutter und einiger Freunde zu danken war. In den Häusern dieser Freunde war sie ein willkommener Gast, erwies sich als ungewöhnlich intelligent und beteiligte sich lebhaft an den Diskussionen der frühen Zionisten. Über einige Jahre hinweg hat Cecilia auch als Hausdame in wohlhabenden jüdischen Familien gearbeitet.

Im frühen 20. Jahrhundert mussten politische Aktivitäten für eine junge, ehrgeizige Frau das Fehlen einer wirklichen beruflichen Karriere ersetzen. Diese Karrieren waren fast ausnahmslos Männern vorbehalten – im kaiserlichen Österreich ebenso wie in den meisten anderen Ländern Europas. Und dann traf sie Mavro. Nach der Hochzeit blieben sie noch für kurze Zeit in Karlsbad, wo sie ihren eigenen Hausstand aufbauten und die Alltagsprobleme den zionistischen Idealismus allmählich in den Hintergrund drängten.

Aus mir unbekanntem Gründen hatte Mavro keinen Militärdienst ableisten müssen, als sein Jahrgang an die Reihe kam. Und dann, als der Weltkrieg ausbrach, wurde er wegen seines Alters auch nicht mehr zu den Fahnen gerufen.

Im Mai 1918 kam Sophia, Rudolfs ältere Schwester, in Karlsbad zur Welt. Es sollte das letzte Jahr der k. u. k. Monarchie sein. Kurz nach Sophias Geburt mussten die Kandels umziehen.

Mavro wurde nach Zagreb versetzt, das damals noch Agram hiess. Er war zum Direktor des Bankvereins für Kroatien und Slowenien berufen worden. Das war ein gewaltiger Karriereschritt für einen jungen Banker von 32 Jahren, und Cecilia war mächtig stolz auf ihren Mann.

Nur wenige Monate später fand der Erste Weltkrieg sein dramatisches Ende, und das österreichisch-ungarische Reich brach zusammen. Aus Agram wurde Zagreb, und das «Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen» wurde geschaffen. 1929 sollte dann daraus das «Königreich Jugoslawien» werden.

Mavro, Cecilia und ihr erstes Kind waren von diesen Umwälzungen kaum betroffen. Er blieb in seiner Position und konnte sie sogar noch ausbauen. Der offizielle Firmenname wurde zwar geändert, doch sprach alle Welt immer noch vom «Wiener Bankverein». Und Cecilia kümmerte sich um ihre kleine Tochter. Sie war stolz auf sie, denn mit mittlerweile 37 Jahren gehörte sie nicht mehr zu den jungen Müttern. Zwei Jahre später, am 2. Januar 1920, kam Rudolf zur Welt.

Cecilia Kandel muss eine bemerkenswerte Frau gewesen sein. Die Fotografien zeigen ein ausdrucksstarkes Gesicht mit grossen, dunklen Augen, die Konzentration und Energie ausstrahlen. Vielleicht ist sie für den einfachen Geschmack nicht unbedingt hübsch gewesen. Sie war recht gross, überragte ihren Mann ein wenig, und alles an ihr – vom tief schwarzen, streng gekämmten Haar bis zur stockgeraden Haltung und den einfachen Kleidern, die sie so gern trug – schien diese Augen und ihren durchdringenden Blick zu unterstützen. Cilly war eine Respektsperson, und das wusste sie auch.

In Rudolfs Familie hat es nur wenige Onkel oder Tanten gegeben. Offenbar hatten viele liberale und «moderne» Juden schon damals mit Kinderreichtum nicht mehr viel im Sinn. Aber da war Onkel Ignatz, Mavros älterer Bruder. Er sollte später auf Rudolf erheblichen Einfluss ausüben.

Ignatz war zweifellos das brillianteste Mitglied einer an sich schon hoch gebildeten Sippe. Als junger Mann hatte er «jede Menge unsinniger Wirtschafts- und Sozialwissenschaften» in Wien studiert. So jedenfalls pflegte es sein Bruder gelegentlich auszudrücken. Etwa um die Jahrhundertwende war er unter den Einfluss von Karl Kautsky geraten, jenem berühmten Vertreter marxistischer Orthodoxie in den damaligen Ideologiedebatten der sozialistischen Bewegung. Ignatz half dem grossen Mann bei der Vorbereitung seiner Artikel und Reden. Er wurde ein überzeugter Sozialist und Internationalist. Obwohl Karl Kautsky seine ganz eigene Version eines reinen Sozialismus vertrat, obwohl Ignatz in seinen Gedanken und Überzeugungen durch Kautsky geprägt worden war, schlug er sich nach der Oktoberrevolution in Russland auf die andere Seite, die der Kommunisten.

Einige Jahre später wurde die «Komintern» gegründet, die berühmt-berüchtigte internationale Unterstützungs- und Propagandaorganisation der KPdSU. Was Ignatz in den Pamphleten der Komintern gelesen hatte, faszinierte ihn. «Kampf für den Sturz der internationalen Bourgeoisie mit allen Mitteln, selbst unter Einsatz von Waffengewalt» – das gefiel ihm besser als die theoretischen Konzepte seines österreichischen Mentors. Er nahm insgeheim Kontakt zum Wiener Vertreter der Organisation auf. Die Komintern brauchte Leute wie Ignatz Kandel. Zum Entsetzen seiner Eltern verliess er die österreichische Hauptstadt, ging nach Moskau und nahm seine Arbeit in der Komintern-Zentrale auf.

Auf Cecilians Seite gab es Onkel Adolf. Beim Betrachten einer alten Fotografie erinnerte sich Rudolf an das, was man sich in der Familie über ihn erzählte: «Er hiess Adolf, und er sah mit seinem schwarzen Schnurrbärtchen auch wie Adolf aus – Hitler, versteht sich.» Im Ersten Weltkrieg ist Adolf Welczer in einem österreichischen Militärkrankenhaus gestorben. Er war ein hoch deko-

rierter Offizier des Heeres gewesen. Nicht viele österreichische Juden hatten es bis zum Offizier gebracht, und Adolf war stolz auf seinen Rang.

Von einigen Ausnahmen abgesehen, waren die emanzipierten Juden in der k. u. k. Monarchie wie auch im Deutschen Reich keine Nationalisten. In der Regel aber waren sie aufrechte Patrioten, wenn sie sich nicht der extremen Linken angeschlossen hatten. Es gibt noch einige Friedhöfe aus dem Ersten Weltkrieg, auf denen jüdische Offiziere und Soldaten neben ihren nicht-jüdischen Kameraden begraben liegen. Und auch die Inschriften sind die gleichen. Sie alle starben für «Gott, Kaiser und Vaterland» – wie man damals zu formulieren pflegte.

Und da war auch noch Tante Lina, die am 4. Februar 1884 geboren wurde. Von Lina Welczer wissen wir nicht viel. Sie ist Professorin der Prager Universität gewesen, eine der ersten weiblichen Akademiker an dieser ehrwürdigen Hochschule. Nach dem Einmarsch der Deutschen in Prag fand sie bei verschiedenen Familien in der tschechischen Hauptstadt Unterschlupf. 1941 oder 1942 ist sie zunächst nach Theresienstadt und dann in eins der Vernichtungslager im Osten gebracht worden, wo sie ermordet wurde.

Schliesslich gab es zwei Rosas oder Ruzhas. Die eine war Rudolfs Tante väterlicherseits, an die er keinerlei Erinnerung hatte, weil sie sehr jung gestorben war. Die andere, Ruzha Polak, sollte für das spätere Schicksal der Familie Kandel noch eine gewisse Rolle spielen. Sie sah wie eine jüngere Ausgabe ihrer Schwester Cecilia aus. Aber – wo Cecilia Respekt einflösste, gewann Ruzha Sympathien. Vielleicht war sie eine derart starke Persönlichkeit wie Cecilia, doch kam man mit ihr viel besser aus, wie sich Rudolf lebhaft erinnerte.

DIE SELINGERS

Der Ursprung dieses Familiennamens lässt sich nicht so klar ermitteln wie bei den Kandels. Mit einiger Gewissheit vermute ich, dass es sich um einen der Familiennamen handelt, die den Juden aus dem österreichischen Teil Schlesiens unter Maria Theresia gegeben wurden – so wie auch den Schlesingers oder den Salingers. Ich bin mir hier aber nicht völlig sicher. Wie dem auch sei – Blankas Vorfahren, die frühen Selingers, verschlug es in einen ganz anderen Teil des österreichischen Kaiserreiches. Sie fanden ihre neue Heimat in Slavonski Brod, einer Grenzstadt an der Save, in der fernsten Südostecke Kroatiens. Gegenüber, jenseits des Flusses, lag Bosnien, und das war von Wien schon sehr, sehr weit entfernt.

Victor Selinger, Blankas Urgrossvater, gründete dort seine eigene Gesellschaft, die er später «Victor Selinger & Sohn» nannte. Es handelte sich dabei um eine Auskunfterei, die sich auf Kreditwürdigkeit und ähnlich vertrauliche Fragen spezialisiert hatte. Nun war Slavonski Brod mit seinen rund 6'000 Einwohnern eine Kleinstadt; aber es war Haltepunkt für den Schiffsverkehr auf der Save und ein recht wichtiges Zentrum für den Handel mit Bosnien.

Nach Victors Tod übernahm sein Sohn Hugo die Firma. Blanka erinnert sich nur dunkel an ihren Grossvater. Er starb 1928, als Blanka erst vier Jahre alt war. Sie hat ihn als einen «sehr netten, gut aussehenden Mann mit einem Menjou-Bärtchen und einer randlosen Brille» vor Augen.

Hugo heiratete Anica. Auf den Fotos präsentiert sich Anica Selinger als eine schöne und energische Frau. Bis zu ihrem Tod war sie die beherrschende Persönlichkeit in der Familie. Ihr gehörte die Hälfte der Gesellschaftsanteile an «Victor Selinger & Sohn», aber noch wichtiger war wohl ihr starker und zuweilen sturer Charakter.

Nach dem Ableben ihres Mannes zog sie in eine prächtige Wohnung, wo ihr eine eigene Dienstmagd zur Hand ging. Jedes Jahr pflegte sie zur Kur nach Karlsbad zu fahren. Und als Hitler 1938 die Tschechoslowakei besetzte, wurde Topusko in Jugoslawien ihr Kurort. Dort starb sie 1939 in ihrem Hotelzimmer an den Folgen einer Überdosis heisser Schlamm packungen. Sie wurde nach Zagreb überführt und dort begraben.

Blankas Vater Zhivko wurde 1897 geboren. Damals wohnten die Selingers immer noch in Slavonski Brod an den Ufern der Save. Aber nur wenige Jahre später nahm Hugo Familie und Firma und zog nach Agram um. Wenn es auch nicht Wien, Österreichs Hauptstadt war, so war Agram, das spätere Zagreb, doch zumindest die Hauptstadt Kroatiens, eine lebhafteste Stadt mit etwa 65'000 Einwohnern und einer Fülle wirtschaftlicher Aktivitäten. Man rühmte sich eines eleganten Theaters, einiger Galerien, guter Hotels, eines philharmonischen Orchesters, zweier Bahnhöfe und einer Strassenbahn. In Agram gab es eine grosse, blühende jüdische Gemeinde mit einer stolzen Synagoge, zentral in der Unterstadt gelegen. Dieser Teil Agrams war nach einem heftigen Erdbeben 1880 neu und grosszügig gebaut worden.

Hugos Firma hatte sich gut entwickelt, und in Agram konnte er auf weiteres Wachstum hoffen. Seine Frau wollte schon immer in einer grösseren und aufregenderen Stadt leben. Slavonski Brod hatte zwar eine imposante Festung, aber keinerlei Unterhaltung zu bieten. Wer weiss – vielleicht hat ja auch Anica den Umzug bewerkstelligt.

Zhivko, die slawische Version des bekannten katholischen Heiligennamens Vitalis, diente während der letzten drei Jahre des Ersten Weltkrieges in der österreichischen Armee. Er kämpfte die grossen Schlachten in den Dolomiten und an der Isonzo-Front. Er überlebte mit kleineren Verwundungen, erhielt einige Orden und kam als Reserveoffizier nach Hause. Die Familien wissen nicht,

ob er Rudolfs Onkel Adolf Welczer jemals getroffen hat. Wenn sie später darüber sprachen, gefielen ihnen die zwei österreichischen Offiziere in der Familie jedenfalls sehr gut.

Nach dem Krieg erst konnte Zhivko ein Medizinstudium aufnehmen, das er bereits nach einem knappen Jahr wieder aufgab. Dann besuchte er einige kaufmännische Lehrgänge, und Hugo nahm ihn als Juniorpartner in die Firma. Das sollte sich für «Victor Selinger & Sohn» als sehr segensreich erweisen. Blanka erinnert sich an ihren Vater als einen freundlichen, liebenswürdigen Mann, der manchmal als ein wenig charakterschwach erschien. Zu Unrecht – denn als er die Firma übernahm, erwies er sich als fähiger Manager und geschätzter Geschäftspartner.

Väterlicherseits hatte Blanka einen Onkel, Victor, 1909 als jüngerer Bruder ihres Vaters geboren. Victor hatte ebenfalls im Familienunternehmen zu arbeiten begonnen, sich dann jedoch für einen anderen Weg entschieden. Er spezialisierte sich auf den internationalen Speditionsverkehr und trat in die Dienste der renommierten Firma Schenker & Cie. In dieser Funktion werden wir ihm später wieder begegnen.

Und dann war da Egon Polak. Mit Ruzha Polak, Rudolfs Tante, war er nicht verwandt oder verschwägert. Polak war ein sehr häufiger Nachname. In deutlich abwertender Absicht wurden früher Juden aus den polnischen Gebieten so benannt. Egon, dessen Eltern früh gestorben waren, war ein entfernter Verwandter der Familie Selinger. Die Selingers hatten den kleinen Jungen adoptiert, und er wuchs in der Familie wie ein richtiger Sohn auf. Als zweiter und mit Zhivko völlig gleichberechtigter Partner trat er dann bei «Victor Selinger & Sohn» ein. Egon war in der jüdischen Gemeinde Zagrebs überaus aktiv und sollte ihr später als Vorstandsmitglied dienen. Wie wir noch sehen werden, war er es, der Teile der Familie in den dramatischen Wochen des Frühjahrs 1941 rettete.

Im Mai 1943 ist Egon Polak zusammen mit fast allen jüdischen

Repräsentanten der Städte Zagreb und Osijek nach Auschwitz-Birkenau deportiert und in die Gaskammer geschickt worden.

Blankas Mutter entstammte der Familie Schatteles. Die Schatteles kamen aus der Batchka, einer Gegend nahe der Vojvodina, in der ungarisch gesprochen wurde und die heute zu Serbien gehört. Dort waren bereits im 17. und 18. Jahrhundert blühende jüdische Gemeinden gegründet worden. Wir wissen nicht viel über die Schatteles mit ihrem jiddisch klingenden Familiennamen. Blankas Grossvater Michael hatte als Landvermesser für die österreichischen Behörden gearbeitet. Er starb recht früh. Später verliess dann Grossmutter Lina Schatteles die Batchka und zog nach Zagreb. Blanka sah sie nur selten, ganz im Gegensatz zu ihrer anderen Grossmutter. Auch Lina wurde in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau geschickt, wahrscheinlich mit demselben Transport wie Egon Polak.

Im Dezember 1899 wurde Bertha Schatteles, Blankas Mutter, geboren. Später gab sie lieber 1900 als Geburtsjahr an. Wie sich Blanka erinnert, pflegte Bertha zu sagen: «Es macht sich einfach besser, wenn man im ersten Jahr eines neuen Jahrhunderts geboren ist und nicht im letzten Jahr eines alten.» Nun, dieses kleine Anzeichen menschlicher Eitelkeit verrät vielleicht ein bisschen über einen komplizierten Charakter. Und in der Tat haben alle, die sie gekannt haben, sie als eine eigenwillige und durchsetzungsfähige Frau im Gedächtnis. Sie versuchte immer wieder, die erste Geige zu spielen und alle anderen um sie herum zu beherrschen. Dabei gab es allerdings eine bemerkenswerte Ausnahme: In geschäftliche Dinge liess sich ihr Mann Zhivko zu keinem Zeitpunkt hereinreden. Erst als ihre Kinder und ihr Schwiegersohn sich durchzusetzen gelernt hatten, veränderte sie sich.

Zhivko Selinger und Bertha Schatteles heirateten 1922 in Zagreb und bekamen zwei Kinder. Auf Blanka, geboren im Dezem-

ber 1924, folgte Otto, der 1929 zur Welt kam. Ihr offizielles Hochzeitsfoto mag ich ganz besonders. Zhivko muss einer der attraktivsten Männer der jüdischen Gemeinde in Zagreb gewesen sein. Er sieht ganz wie ein erfolgreicher und selbstbewusster Unternehmer aus. Mit seinem modisch geschnittenen Haar, seiner Adlernase und seinem ansteckenden Lächeln wäre er aber ebenso gut auch als italienischer oder französischer Filmschauspieler durchgegangen. Und Bertha ist ganz Schönheit und Stolz. Sie schaut direkt in die Kamera, als wenn sie sagen wollte: «Wir werden es im Leben zu etwas bringen. Dafür werde ich schon sorgen!»

Bertha hatte drei Schwestern, denen sie auch immer sagen wollte, wo es langging. Da war Tante Blanka, die vor «unserer» Blanka gestorben ist und ihr den Namen gegeben hat. Da war Tante Zhenka, eine hochbegabte Modistin, die Mirko Singer heiratete. Und da war Tante Böshka, die eigentlich Elisabeth hiess. Sie heiratete Paul Lantos, einen ungarischen Juden. Von ihnen wird später noch die Rede sein.

Soviel also zur Familiengeschichte der Kandels und der Selingers. Die Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten innerhalb und zwischen diesen Familien fallen ins Auge. Das aber ist durchaus nichts Ungewöhnliches. Zu dieser Zeit hat es viele jüdische Familien mit einer ähnlichen Geschichte gegeben. Sie alle entstammten den östlichen, slawischen Provinzen des österreichischen Kaiserreiches. Sie alle waren in hohem Masse ehrgeizig, fleissig und intelligent. Sie alle wollten die Beengtheit ihres «Shtetl» und den Terror der Pogrome hinter sich lassen. Sie alle wollten ein erfolgreiches und ungestörtes Leben in einer grösseren Stadt aufbauen. Und fast allen ist genau das auch gelungen.

In ihrer Mehrheit waren die Kandels und die Welczers, die Selingers und die Schatteles ausgesprochene Individualisten und

von starkem, ja sogar starrköpfigem Charakter. Sie waren bereit, allzu traditionelle Formen der Bindung an das Judentum zugunsten einer Integration in die moderne bürgerliche Gesellschaft aufzugeben. Und die zionistische Minderheit unter ihnen wurde von Herzls Vision einer radikal neuen jüdischen Gemeinschaft angezogen – solange diese Anziehungskraft andauerte. Auf jeden Fall aber blickte niemand mit Wehmut oder gar Heimweh auf das alte Leben in Galizien, in den Grenzgegenden Kroatiens oder den fernen Dörfern der Batchka zurück.

In Zagreb fanden sie dann zueinander. Und das war eine für ihre Grösse erstaunlich kosmopolitische Stadt. In den ersten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts sollten sie dort den Gipfel jüdischen Selbstwertgefühls, jüdischer Kreativität und jüdischer Integration erleben. Sie lebten das Leben normaler Bürger, einen Stich mondän und ein bisschen oberflächlich, absolut patriotisch und kulturell ausserordentlich interessiert. Sie hätten gleichartige Juden damals in jeder Stadt Europas gefunden, von Frankreich bis Deutschland, von Dänemark bis Griechenland. Bis zur Machtübernahme durch Hitler ist dies eine gute Periode jüdischer Geschichte gewesen. Es gab kaum etwas, über das man sich hätte beklagen können.

Und dann, in den vierziger Jahren, schlug das Schicksal plötzlich und mit äusserster Grausamkeit zu. Zeichen an der Wand hatte es bereits im Jahrzehnt zuvor gegeben, aber sie waren nicht wirklich ernst genommen worden. Für die Kandels und die Selingers sollte die Geschichte eines Jahrhunderts in wenigen Wochen ausgelöscht werden. Persönliche Schicksale, so unterschiedlich und vielfältig sie auch gewesen sein mochten, wurden zerstört, zusammengepresst wie Wasser in einem gigantischen Trichter. Alle Illusion und Selbsttäuschung, die man über einen langen Zeitraum gepflegt hatte, verschwand hinter der einfachen, bruta-

len und allgemeingültigen Erkenntnis: Ein Jude ist ein Jude ist ein Jude ...

In diesen Wochen mussten grundsätzliche Fragen gestellt und grundsätzliche Antworten gefunden werden. Aber so weit sind wir noch nicht.

EINE WOHL BEHÜTETE JUGEND

RUDOLF

Rudolf wurde also am 2. Januar 1920 in Zagreb geboren. Sein Namenspatron war der berühmte Erzherzog und Kronprinz von Österreich-Ungarn, der in Mayerling so tragisch zu Tode gekommen war.

Wie es ja vielen von uns geht: An seine frühe Kindheit kann sich Rudolf nur sehr verschwommen erinnern. Da gab es eine imposante Stadtwohnung mit vielen Zimmern. Sie befand sich in einem herrschaftlichen Haus an der Boskovicestraße, mitten im Stadtzentrum und ganz in der Nähe der grossen Parkanlage, die sich vom Jelacicevplatz bis zum Hauptbahnhof erstreckt. Dem Wiener Bankverein ging es gut, und so konnte die Firma es sich leisten, eins der schönsten Häuser Zagrebs zu kaufen und die Wohnungen den leitenden Mitarbeitern zu überlassen.

Für einen kleinen Jungen ist eine solche Wohnung voller unbekannter Ecken und Winkel, angefüllt mit Entdeckungen, Überraschungen und Geheimnissen. Noch beeindruckender aber war der grosse Bankpalast selbst, der von zu Hause aus in fünf Minuten zu erreichen war. An der festen Hand eines Kindermädchens durfte Rudolf hin und wieder seinen Vater auf dem Weg in die Firma begleiten.

Da war Sophia, die ihn wie alle älteren Schwestern auf der Welt unaufhörlich bemuttern wollte. Ein jüngerer Bruder – das war doch etwas ganz anderes als eine Puppe, auch wenn die noch so schön herausgeputzt war! Und wenn Sophia sich mit ihren Freundinnen Zdenka Slovak oder Mira Hoffmann traf, dann wurde Rudolf auf das nächste Stück Parkwiese oder um die nächste Ecke zum Spielen geschickt. Nicht, dass er besonders neugierig

rig gewesen wäre auf das, was die Mädchen da so zusammenschwatzen. Aber er fühlte sich unterlegen, weil er ausgeschlossen war, und das wurmte ihn mächtig. Aus jenen Jahren existiert ein Foto, das Sophia und Rudolf zeigt. Der Unterschied zwischen beiden ist beträchtlich. Hier die ältere Schwester, ruhig und selbstbewusst, als wisse sie bereits, dass sie eine ungewöhnlich schöne Frau werden sollte. Und dort Rudolf, ganz der kleine Bruder, scheu und ein wenig verloren wirkend. Er hatte seinen Platz in der Welt noch nicht gefunden.

Da waren die Eltern, deren Alltagsleben mit ihren vielen ausserhäuslichen Tätigkeiten für Rudolf etwas Geheimnisvolles hatte. Und wenn sie abends in die Oper oder zu einem anderen festlichen Treffen gingen, bestaunte er Mutters hoch elegante Garderobe und Vaters ernsten Blick mit einer gehörigen Portion Ehrfurcht. Wie in vielen grossbürgerlichen Familien jener Zeit gab es auch bei den Kandels eine deutliche Distanz zwischen Eltern und Kindern. Dies aber wurde durch grosse Nähe immer dann ausgeglichen, wenn es einen Anlass zum familiären Beisammensein gab. Gott sei Dank gab es ja auch noch die Kindermädchen als seelische Lückenbüsser und Ankerpunkte. Die Kandels waren wohlhabend genug, um sich mehrere Hausangestellte leisten zu können. Auch das war absolut nichts Aussergewöhnliches. Die Lohnkosten waren damals sehr niedrig, und so konnte man mehrere Hilfen engagieren. Sie wurden gut behandelt, und wenn sie tüchtig waren, wurden sie fast ein Bestandteil der Familie und blieben über Jahrzehnte hinweg im Hause.

Da waren die warmen, sonnigen Nachmittage auf den Spazierwegen im Zrinjevacpark. Dorthin ging Rudolf für gewöhnlich, um andere Kinder zu treffen. Meistens war er viel zu fein gekleidet. Und wie fast alle Jungen in seinem Alter hasste er nichts mehr als feine Sachen. Die Kindermädchen in ihren Baumwollblusen, ihren gestärkten Schürzen und ihren langen Röcken waren immer

zu einem Schwätzchen bereit – oder zu einem Kichern hinter vorgehaltener Hand, wenn junge Männer in der Nähe waren. Die jungen Männer ihrerseits taten das, was sie immer tun: Sie gaben an und machten sich lächerlich, so gut es eben ging. Die Kinder spielten ihre lärmenden Spiele und sorgten so dafür, dass die Kindermädchen ausreichend beschäftigt waren. Wenn dann endlich die Blaskapellen im Pavillon mit ihrem Nachmittagskonzert begannen, stellten sich alle rund herum auf und freuten sich an der volkstümlichen Musik.

Im Zrinjevacpark waren alle Besucher gleich. Es gab keine unsichtbaren Mauern. Es gab keine Unterschiede zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Kindern, zwischen kroatischen und bosnischen Kindermädchen, zwischen katholischen oder orthodoxen Backfischen. In ihrer Kindheit wussten Sophia und Rudolf nicht einmal genau, was es bedeutete, Jude zu sein.

Im Hause gab es nur spärliche Hinweise auf die religiöse Tradition. An der Eingangstür zur Wohnung war eine Mezuzah angebracht; eine prächtige Menorah aus Silber stand auf dem Fensterbrett des Speisezimmers. Dies sind die einzig greifbaren jüdischen Symbole, die Rudolf im Gedächtnis geblieben waren. Auch der Schabbat wurde nicht streng befolgt. Allerdings versammelte sich die Familie an jedem Freitag zu einem festlichen Abendessen. Vaters freier Tag aber war selbstverständlich der Sonntag. Samstags ging er häufig ins Büro.

Die wichtigen jüdischen Feiertage wurden hingegen gebührend gefeiert. Rudolf dachte besonders gern an die Sederabende zurück. Er erinnerte sich der feierlichen Atmosphäre zu einem Anlass, an dem er sich nicht einmal über seine feine Kleidung beklagte. Dann wurden die ehrwürdigen Pessachtexthe vorgelesen und erläutert. Er musste die «Ma Nishtana»-Fragen stellen und wurde dafür mit einem Schluck Wein belohnt. Er dachte an Purim zurück, diesen schönen Tag mit Geschenken, lustigen Liedern

und ausgelassener Stimmung. Er hatte das Anzünden der Kerzen während der Hannukah-Tage im Gedächtnis, und die Geschichte der stolzen Makkabäer sollte er nie vergessen. Einige Jahre später lernte er ein wenig Hebräisch und bereitete sich auf seine Bar Mitzvah vor. Dies sollte wiederum Anlass für ein fröhliches Fest mit vielen Geschenken sein. Dann aber vergass er seine Hebräischkenntnisse rasch wieder, und Jiddisch wurde zu Hause auch nicht gesprochen. Es war wohl so, dass diese schöne Sprache emanzipierten und klassenbewussten Leuten wie Cecilia und Mavro als zu rückständig erschien.

Zunächst aber rückte die Schulzeit näher. Es gab in Zagreb eine jüdische Volksschule, die sich auf dem Gelände der jüdischen Gemeinde an der Palmoticevastrasse befand. Sie nahm Kinder der ersten vier Schuljahre auf. Rudolfs Eltern schickten ihn aber nicht dorthin. Sie hatten sich anders entschieden, weil diese Schule in ihren Augen «viel zu religiös» war. Sie wollten die Verantwortung für die Erziehung ihres Sohnes nicht in die Hände eines Rabbiners legen. Natürlich gab es auch kroatische Volksschulen, aber die hat Rudolf zunächst auch nicht besucht. Bei Kandels zu Hause wurde Deutsch gesprochen, und in dieser Sprache wurde auf staatlichen Schulen nicht unterrichtet. Deshalb griff man auf Hauslehrerinnen zurück, zumal damals im «Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen» die allgemeine Schulpflicht noch nicht richtig durchgesetzt war.

Einige andere jüdische Familien hielten es übrigens ebenso. Bei Steiners zum Beispiel, guten Freunden der Kandels, hielt man sich eine Menge auf Yael Cohn zugute. Dieses jüdische «Fräulein» aus Berlin unterrichtete Tochter Zdenka. Eine deutsche Hauslehrerin für jüdische Kinder in Kroatien – wenn das nicht dazu angetan war, die gesamte Nachbarschaft neidisch zu machen! Jedenfalls hielt man diese Erzieherinnen für deutlich besser qualifiziert als die schlecht bezahlten und unzureichend ausgebil-

deten Lehrer in den normalen Schulen. Das österreichische Kaiserreich hatte in seinen Provinzen kein nennenswertes pädagogisches Erbe hinterlassen. Und das neue einheimische Schulsystem steckte noch in den Kinderschuhen.

Mit einer Lehrerin im Hause und dem Kindermädchen als Aufpasserin für die Nachmittage konnte Rudolf nicht weit herumkommen. Seine Spielgefährten wohnten zumeist gleich nebenan. Da das grosse Wohnhaus dem Wiener Bankverein gehörte, waren die Väter von Rudolfs Kameraden auch alle als Angestellte dort beschäftigt. Einige waren Juden, andere nicht. Alle aber benahmen sich ziemlich respektvoll. Schliesslich war Rudolfs Vater ein «hohes Tier» bei der Bank!

Zwei Jahre später aber, als er acht Jahre alt wurde, fuhr die Hauslehrerin in ihre Heimat zurück, und Rudolf besuchte eine der örtlichen Volksschulen. Seine Eltern hatten sehr darauf geachtet, dass es sich auch hierbei nicht um eine «normale» Einrichtung handelte. Sie wurde vielmehr als «Präparandenanstalt» bezeichnet, in der junge kroatische Professoren und Lehrer ihre ersten Sporen in der Praxis verdienten. Dies waren aufstrebende und ehrgeizige Pädagogen, die ihre Schule mit modernen Lehr- und Lernmethoden zur besten der Stadt gemacht hatten. Und zudem gab es dort in einigen Fächern auch Unterricht in deutscher Sprache.

Rudolf war glücklich. Er konnte endlich dem Dunstkreis eines wohl behüteten Heims entfliehen. Mit seinem neuen Umfeld kam er gut zurecht. Er lernte im Blitztempo Kroatisch und wurde ein wirklich guter Schüler. Und erst jetzt entdeckte er die ersten Unterschiede zwischen ihm und seinen christlichen Klassenkameraden. Die meisten Mädchen trugen ein Silberkreuz um den Hals, und ein grosses Kruzifix aus Holz schmückte die Stirnwand des Klassenzimmers. Als er bei seinen Eltern nachfragte, erklärten die ihm geduldig, dass die meisten Leute in Zagreb nun einmal Christen seien, man aber doch an einen einzigen Gott glaube, an

Abraham, Salomon und David. Christen, so meinten sie, seien zwar ein wenig anders, aber in keiner Hinsicht überlegen. Das sei alles. Rudolf nahm diese Erklärung damals noch ohne weiteres Nachdenken hin. Und im Übrigen genossen er und die anderen jüdischen Kinder ihre Freistunde, wenn die Katholiken zum Religionsunterricht gerufen wurden.

Viele Juden in Zagreb fanden überhaupt nichts dabei, ihre Kinder in christliche Schulen zu schicken, wenn die nur gut waren. Nehmen wir Zdenka Novak, Sophias beste Freundin, als Beispiel. Sie ging auf die «Deutsche Evangelische Bürgerschule», eine protestantische Lehranstalt, die für erstklassigen Unterricht bekannt war.

Mit zehn Jahren wechselte Rudolf auf das «Humanistische Gymnasium», Zagrebs Spitzeninstitut klassischer Bildung. Vor dem Krieg war diese Oberschule nach dem Muster der berühmten Wiener Gymnasien errichtet worden. Die Studienräte und ganz besonders der Direktor wahrten diese Tradition eifersüchtig, auch wenn das kaiserliche Österreich nunmehr schon seit einem Jahrzehnt nicht mehr existierte. So ein «Gymnasium» war eine anstrengende Angelegenheit. Klassische Bildung und alles, was damit zusammenhängt, vor allem aber Griechisch und Latein, das ist für einen lebhaften Jungen eher langweilig und ermüdend. Aber es gab kein Entrinnen, und zumindest Französisch, Geschichte und «Leibesübungen» liebte Rudolf sehr. So blieb er unter den Besten seiner Klasse.

Und dann, es muss in den frühen dreissiger Jahren gewesen sein, wurde er der ersten antisemitischen Ausbrüche gewahr. Das war lange bevor die berüchtigte Ustasha in Kroatien an die Macht kam. Jener frühe Antisemitismus war eindeutig klerikalen Ursprungs. So stiessen ihn seine christlichen Klassenkameraden immer wieder darauf, dass die Juden Jesus ans Kreuz geliefert hätten und dafür in der Hölle leiden müssten. Für gewöhnlich sagten sie: «Weisst du, Rudolf, gegen dich persönlich haben wir überhaupt

nichts. Wir mögen dich wirklich. Aber wir können einfach nicht vergessen, was die Juden unserem Herrn angetan haben. Schade, dass du einer von denen bist.»

Auch ausserhalb des Schulgebäudes begann sich der Hass auszubreiten, den die dumpfen Anhänger jenes klerikalen Antisemitismus schürten. Rudolf merkte das immer, wenn er zu einem Lehrer ging, der ihm Privatunterricht in Französisch gab. Auf seinem Weg dorthin musste er durch eine enge Strasse laufen, in der eine extrem rechte katholische Zeitung aushing, angefüllt mit Bosheiten und Hasstiraden gegen sein Volk. Nach derartigen Zwischenfällen kam er oft ärgerlich oder gar heulend heim. Seine Eltern trösteten ihn, so gut sie eben konnten. «Nun pass mal auf, Rudolf», versuchten sie ihn zu beruhigen, «nimm das alles nicht zu ernst. Das sind dumme Leute, die es nicht besser wissen. Du kannst uns glauben – damit wird es irgendwann vorbei sein. Dann werden sich Menschen als Menschen begegnen, nicht als Juden oder Christen. Und dann wird auch der Hass verschwinden.»

Wenn er Cecilia und Mavro so zuhörte, hatte Rudolf erhebliche Zweifel. Er behielt sie aber für sich, da er seinen Eltern irgendwie doch glaubte. Und er hatte einen heissen Wunsch: Er wollte alles tun, um das Heraufziehen dieser wunderbaren Zeit zu beschleunigen! Erst einige Jahre später ging ihm auf, welcher gigantischen Täuschung er und seine Eltern erlegen waren.

Gott sei Dank gab es aber nicht nur die Schule. Es gab Dinge im Leben, die er viel mehr liebte und die ihm halfen, sein seelisches Gleichgewicht wiederzuerlangen. Wie froh war er jedes Mal, wenn er aufs Gelände des Sportvereins «Makkabi» kam! Ein kleiner Sportplatz und die Turnhalle lagen gleich neben der jüdischen Gemeinde. Rudolf versuchte, mindestens drei- oder viermal in der Woche dort aufzukreuzen. In der Turnhalle traf er auf Jungen, die die Welt genauso sahen wie er. Sie waren mächtig stolz darauf, einem Sportklub anzugehören, der den stolzen Na-

men der Makkabäer trug, jener berühmten Helden der jüdischen Geschichte. Da konnten die Christen nicht mithalten! Turnen machte ihm besonders viel Spass, und er erwies sich als ausgesprochen talentiert. Es dauerte nicht lange, und er wurde Anführer seiner Jahrgangsriege. Mit zwölf Jahren begann er dann, auch Fechtunterricht zu nehmen. Es war richtig spannend, sich die elegante Fechteruniform überzuziehen und sich auf der Galerie der Halle erbitterte Kämpfe zu liefern. Und wenn die Mädchen beim Turnen ab und an bewundernde Blicke zum Balkon warfen, störte ihn das überhaupt nicht, ganz im Gegenteil.

Zusätzlich erhielt er noch zweimal wöchentlich Reitunterricht. Ein älterer Kavallerieoffizier der österreichischen Armee war nach Kriegsende einfach in Zagreb geblieben und hatte ein paar ordentliche Pferde in Sicherheit gebracht. Rudolf mochte den Stallgeruch und den Anblick «seines» Rappen, den er ritt, hegte und pflegte. Aber noch mehr als die Pferde genoss er das berauschte Gefühl, im Sattel zu sitzen und die unterschiedlichen Dressurpassagen zu üben.

In jenen Jahren war das jüdische Gemeindeleben in Zagreb äusserst vielfältig. Die verschiedenen Aktivitäten hielten seine Eltern permanent unter Dampf, auch wenn sie nicht besonders religiös eingestellt waren. Cecilia half beim Organisieren gesellschaftlicher Ereignisse, bei denen Geld für die Bedürftigen gesammelt wurde. Ihre Abendessen, Vortragsveranstaltungen und Hauskonzerte waren zu Recht berühmt. Mit ihrer starken Persönlichkeit sorgte sie dafür, dass alle teilnahmen, und zwar mit offenen Taschen. Mavro war B'nai B'rith beigetreten und nahm regen Anteil an der Arbeit jener bemerkenswerten Organisation. Dennoch bemühten sich beide, so viel Zeit wie irgend möglich mit ihren Kindern zu verbringen. Und da beide Elternteile intellektuell vielseitig und interessiert waren, ist es nicht weiter verwunderlich, dass

Rudolf bereits in seinen frühen Oberschuljahren ein waches gesellschaftliches und politisches Bewusstsein entwickelte.

Er lernte rasch, die Rechtsextremisten der Ustasha- Bewegung zu verachten, die auch von den jugoslawischen Behörden nicht gerade gern gesehen wurde. Besonders hasste er deren Führer Ante Pavelic, den «Bluthund», wie er ihn später nannte. Er konnte überhaupt nicht verstehen, dass ausgerechnet dieser üble Agitator mit einer Jüdin liiert war, einer gewissen Frau Weinberger. Zunehmend fielen ihm auch die erschreckende Armut und die kulturelle Rückständigkeit der meisten seiner kroatischen Landsleute auf. Er stiess auf den scharfen Gegensatz zwischen ihnen und der Welt von Reichtum und Wohlergehen, die sein Vater und seine Mutter für sich selbst und ihre Familie aufgebaut hatten. Ist es verwunderlich, wenn ein temperamentvoller Junge wie Rudolf seinen eigenen Eltern Vorwürfe zu machen begann? Ist es erstaunlich, dass er dem Einfluss entfliehen wollte, den Cecilias und Mavros starke Persönlichkeiten auf ihn ausübten? Wie dem auch sei, er schwor sich jedenfalls, es anders und besser zu machen.

Ist es nicht verständlich, wenn er sich zunehmend auf die Seite der Unterprivilegierten schlug? Die Unterdrückung, die die Regierung in Belgrad, weitgehend von Serben beherrscht, auf die Kroaten ausübte, war ihm zuwider. Auch in Zagreb waren viele, zu viele Schlüsselpositionen mit Serben besetzt. Er erinnerte sich so: «In Wirklichkeit war das ‚Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen‘ ein Königreich für die Serben und zu Lasten aller anderen Völker, die im Lande lebten.» Die Verfassung jenes Staates war am 28. Juni 1921 verkündet worden. Diesen Tag nennen die Serben «Vidovdan». Es ist der Tag, an dem sie der historischen Schlacht auf dem Amselfeld im Jahre 1389 gedenken. Der «Vidovdan» war nur ein Symbol für die instabile Lage. Die Kroaten fühlten sich zurückgesetzt, benachteiligt und frustriert. Diese Diskriminierung sollte später für blutige Rache sorgen. Zudem

war das Bildungsniveau, ob nun in Kroatien, in Serbien, in Slowenien oder in anderen Teilen des Königreichs, erschreckend niedrig. Der Balkan war das Hinterzimmer Europas, auch wenn Zagreb eine bemerkenswerte Ausnahme war. Und gerade in Hinterzimmern passieren schreckliche Dinge.

Rudolf wollte es also anders und besser machen. Aber wie? Er vergrub sich in politische Literatur – linke Gedanken und Ideologien beeindruckten ihn besonders. Allmählich mauserte er sich zum «Salonsozialisten» mit all dem Idealismus, der Begeisterung und der unbedingten Selbstgewissheit eines jungen Mannes. Er sah sich nicht als Kroate, sondern als Weltbürger. Und er hasste Nationalismen und Nationalisten – ohne Ausnahme. Er war überzeugter Internationalist sozialistischer Prägung. Natürlich waren das Träume. Aber wie will man im Leben ohne Träume weiterkommen?

Bei all dem war er einigermaßen vorsichtig und konnte manchmal introvertiert wirken. Andererseits war er ein Optimist und kehrte immer mal wieder den wagemutigen Kerl heraus. Er liebte das Leben. Wollte er so seine angeborene Schüchternheit und Vorsicht überwinden? Aber wer von uns ist schon von inneren Widersprüchen frei?

Am meisten liebte er harmlose Streiche. An einen erinnerte er sich besonders gern: Als er 13 Jahre alt war, wurden die Aussenwände seiner Schule neu gestrichen. Er ging zu einem der Anstreicher, zeigte auf einen grossen Farbeimer und sagte: «Wir haben jetzt eine fürchterliche Mathematikstunde. Und unser Lehrer ist ein Ekel. Der wird sich sicherlich durch Ihre Arbeit gestört fühlen. Er fühlt sich nämlich durch alles gestört.» Als der gute Mann damit absolut nichts anfangen konnte, fügte Rudolf hinzu: «Wenn der Lehrer mit Ihnen Streit anfängt, dann sollten Sie sich wehren. Wir denken nämlich alle, dass unsere Schule ganz dringend einen neuen Anstrich braucht.»

Der Anstreicher hatte offenbar den zarten Hinweis begriffen und grinste verständnisvoll. Als der Mathematikprofessor mit sei-

ner Stunde begann, sah er, dass die Fenster des Klassenzimmers weit offen standen. Er ging hin, um sie zu schliessen. Dann bemerkte er den Mann auf seiner Leiter und fing an, sich über die Störung zu beschweren, genau wie Rudolf es vorhergesehen hatte. Der Anstreicher blieb keine Antwort schuldig. Er tue nur die Arbeit, für die er bezahlt werde, und damit basta! Das war für einen traditionellen Gymnasialprofessor zu viel. Wie konnte ein so unkultivierter Kerl es wagen, sich mit ihm, einem Studienrat, zu streiten? Ein Wort gab das andere, der Lehrer geriet ausser sich und griff nach der Leiter. Die Jungen feuerten die beiden so richtig an. Und dann, im allgemeinen Durcheinander, nahm der Maler seinen Eimer und warf ihn nach dem Lehrer. Er traf nicht, aber das Klassenzimmer wurde mit weisser Farbe ziemlich versaut.

Bald darauf kam heraus, dass Rudolf hinter dem Ganzen steckte. Nur seine erstklassigen Zeugnisse verhinderten einen Verweis von der Schule. Zu Hause war Feuer unter dem Dach. Für zwei Monate wurden Taschengeld und jeglicher Ausgang gestrichen.

BLANKA

Blanka kam am 6. Dezember 1924 in Zagreb zur Welt. Sie verbrachte ihre gesamte Kindheit und einen grossen Teil ihrer Jugend in einer grosszügigen Wohnung am Mazurnicevplatz, genau gegenüber vom grossen Theatergebäude und in der Nähe der Universität, eines wichtigen Oberschulkomplexes und des Botanischen Gartens. Das elegante Appartement der Selingers nahm das gesamte dritte Stockwerk des Gebäudes ein. Wenn man die Woh-

nungstür öffnete, kam man zunächst in einen kleinen Vorraum und dann in ein grosses Zimmer, das komplett mit Schränken und anderen Möbeln aus Edelholz ausgestattet war. Dort nahm die Familie ihre Mahlzeiten ein. Wenn es festlicher zuging, wurde das Speisezimmer gelüftet, sauber gemacht und entsprechend hergerichtet. Von einem vornehmen Herrenzimmer aus überblickte Vater Zhivko sein häusliches Reich, umgeben von Bücherregalen, Ledersesseln, einem Schreibtisch, einer Jugendstillampe und einigen Orientteppichen.

Berthas Imperium bestand demgegenüber aus der Küche («Da hat mein Vater niemals einen Fuss hineingesetzt», erinnert sich Blanka), den Eltern- und Kinderschlafzimmern, einem gekachelten Bad mit einem gewaltigen Holzofen und dem Raum für die Hausangestellte. Alles in allem war es das typische Zuhause einer wohlhabenden Familie. Auch was Zhivko und Bertha in ihrer Freizeit am liebsten taten, spiegelte diesen Wohlstand wider.

Blankas Mutter hatte nie daran gedacht, irgendeine berufliche Laufbahn einzuschlagen. Eine gut organisierte Heirat, ein reicher und zuvorkommender Ehemann, Kinder und ein Heim – das war ihr persönliches Universum. Sie tat genau das, was andere Damen aus Zagrebs guter Gesellschaft auch taten: das Personal beaufsichtigen, den Wochenmarkt um die Ecke besuchen, sich schöne Kleider im Modeatelier ihrer Schwester schneidern lassen oder eins der besseren Cafés für einen hübschen Nachmittagsklatsch aufsuchen.

Zhivko dagegen war in die jeweils modernste Technik vernarrt. Einmal im Jahr brachte er das neueste Radiomodell mit nach Hause und wechselte auch seine geliebte Leica ab und zu aus. Ausserdem spielte er gern Klavier, malte oder schrieb ein wenig und vergnügte sich von Zeit zu Zeit beim Kartenspiel.

Auch bei den Selingers war der Freitagabend, wie bei den Kandels, für ein Familientreffen reserviert. Jeder hatte sich bei «Oma

Anica» einzufinden. Freitagabend – das ist der Beginn des Schabat. Aber niemand wollte die traditionellen Regeln befolgen – sehr zum Verdruss der alten Dame, die sehr religiös eingestellt war. Immerhin: Alle mussten an diesem Abend kommen! Mit einem breiten Lachen erinnert sich Blanka: «Lieber Himmel, wehe uns allen, wenn einer mal fernblieb! Grossmutter spielte dann für eine ganze Woche die Beleidigte.» Und etwas später gab es donnerstags auch noch einen festen Termin für Blanka und Otto. An diesem Nachmittag besuchten sie Oma Anica, erzählten ihr von ihren kleinen Abenteuern und wurden dafür mit einem Stück Kuchen und einer Tasse Kakao belohnt.

Wie gesagt, auch die Selingers waren nicht gerade eine religiös eingestellte jüdische Familie. Die Frauen gingen aber regelmässig in die Synagoge. Zhivko hatte die Gewohnheit, seine Frau nach dem Gottesdienst abzuholen, besuchte ihn aber nicht selber. Die wichtigen jüdischen Feiertage wie Rosch Haschana, Pessach oder Yom Kippur wurden zu Hause gefeiert. Und das waren auch die einzigen Gelegenheiten, an denen Bertha selber kochte. Die Hausangestellten bekamen einen freien Tag. Blanka liebte diese Anlässe. Sie fühlte, dass dies besondere Tage waren. Ausserdem war ihre Mutter eine fabelhafte Köchin. Was die Hausangestellten anging, so gab es gleich drei von ihnen. Eine sorgte für das leibliche Wohl, eine andere hielt Wohnung und Wäsche sauber, und eine dritte kümmerte sich um die Kinder.

Blanka denkt gern an zwei ihrer Kindermädchen zurück. Die eine war Milka, eine Schönheit von der dalmatinischen Küste und eine sehr, sehr nette junge Frau. Sie sang und lachte den lieben langen Tag, und alle liebten sie sehr. Unglücklicherweise tat das aber auch Onkel Victor. Dieser sehr viel ältere Mann hatte es auch Milka angetan, es kam zu einer intimen Beziehung, und das Kindermädchen wurde in aller Eile in ihre Heimat zurückgeschickt.

Und dann gab es Frau Orlova. Die sowjetischen Kommunisten hatten sie und ihren Mann aus dem fernen Weissrussland vertrieben. Irgendwie waren sie in Zagreb gelandet. Frau Orlova, die aus einer vornehmen Minsker Familie stammte, wurde bei den Selingers nur «die französische Dame» genannt. Sie sprach ausgezeichnet Französisch und sah in der Tat wie eine Dame aus Paris aus. Ihren Lebensunterhalt musste sie mühsam mit Sprachunterricht und Kinderbetreuung verdienen. Blanka genoss die Zeit mit Frau Orlova und insbesondere die Besuche in deren kleiner Wohnung. «Hier war es gemütlicher als irgendwo sonst auf der Welt», meint sie bis heute. Der 6. Januar, der Weihnachtstag für die russisch-orthodoxe Gemeinde, muss eine besondere Erfahrung für ein jüdisches Mädchen gewesen sein – mit all dem festlichen Schmuck, den wunderschönen Liedern und den besonderen Süßigkeiten, die speziell für diesen Tag hergestellt wurden.

Einen Kindergarten hat Blanka nicht besucht. Die Kindermädchen kümmerten sich um sie, nahmen sie mit in die Parks und in den Botanischen Garten. Hier traf sie andere Kinder, genauso wie es bei Rudolf unter den grossen Bäumen des Zrinjevac-Parks gewesen war.

Als sie sechs Jahre alt war, begann für sie die Zeit in der jüdischen Volksschule. In den vier Klassen waren jeweils etwa dreissig Kinder, Jungen und Mädchen. Eine Klassenlehrerin betreute jede dieser Gruppen während der Zeit der Grundschulbildung. Es gab einen «sehr strengen» Rabbiner, der sie in die jüdische Religion und Geschichte einführte. Ausserdem brachte er den Kindern Hebräisch bei. Aber wie auch bei Rudolf ist bei Blanka von dieser verehrungswürdigen Sprache nichts hängen geblieben.

Auch Blanka trat in den Sportverein «Makkabi» ein, als sie zehn Jahre alt war. Wie Rudolf liebte sie das Turnen und die Gymnastik ganz besonders. Und an den Auftritten zu den Gemeindefesten nahm sie bereitwillig teil. Obwohl sie es damals nie

zugegeben hätte, blickte sie gern verstohlen auf die Galerie, wo die Jungs mit dem Fechten beschäftigt waren, vom Trainer durch laute Befehle in französischer Sprache begleitet. Damals wusste sie natürlich noch nicht, dass ihr zukünftiger Mann einer von ihnen war.

Interessanterweise gab es bei Makkabi praktisch keine Sportarten, die im Freien betrieben wurden. Hockey war in Kroatien noch nicht in Mode gekommen, Basketball oder Volleyball waren damals so gut wie unbekannt, und Fussball – «das war zu schmutzig, zu rau, zu gewöhnlich für uns.» Das scheint eine erstaunliche Äusserung zu sein. Fussball war aber zu dieser Zeit in fast allen europäischen Ländern eher ein Sport für Arbeiter. Und so beschränkte man sich auf ein wenig «Völkerball».

Turnen und Gymnastik machten den einen Teil der Freizeit bei Blanka aus. Den anderen Teil verbrachte sie in der städtischen Tanz- und Musikschule. Sie musste lernen, wie man Noten liest und schreibt; sie nahm Klavier- und Gesangsunterricht. Und wie es vielen von uns gegangen ist, tat eine erbärmliche Lehrerin ihr Bestes, um Blanka den Spass an der Musik zu verleiden. Sie soll es mit ihren eigenen Worten sagen: «Dieses Weibsstück war nie zufrieden und hat uns ständig auf die Fingerknöchel geschlagen. Wenn wir für ihren Geschmack nicht genug geübt hatten, dann beschimpfte sie uns als ‚dumme Ziege‘ oder ‚faule Kuh‘. Nein, das hat überhaupt keinen Spass gemacht!» Kein Wunder, dass Blanka am Ende keine Starpianistin geworden ist. Gott sei Dank gab es ja noch die Ballettstunden. Obwohl es auch dort hart und monoton zugeht, lernte Blanka doch rasch, ihren Körper zu beherrschen und sich gut zu bewegen. Himmlisch, sich so richtig im Rhythmus der Musik treiben zu lassen!

Wie viele Mädchen ihres Alters war Blanka eine kleine Klatschbase. Und dieser Umstand erinnert sie an die eindrucksvollste Lektion ihrer gesamten Kindheit: «Eines Tages hatte der Lehrer an der Musikschule unser endloses Geschwätz offenbar

endgültig satt. Jedenfalls konnte man ihm das gut ansehen. Er sagte: ‚Wisst ihr denn nicht, dass Gott allen Menschen eine ganz genaue Anzahl an Wörtern zugeteilt hat? Wenn wir diesen Vorrat aufgezehrt haben, dann müssen wir sterben. Also – wenn ihr so weiterschwätzt, dann wird es mit euch bald zu Ende gehen!‘ Das war natürlich starker Tobak, über den ich erst eine Weile nachdenken musste. So ganz habe ich dem guten Mann ja nicht geglaubt. Aber ich muss zugeben, dass das ganz schön eindrucksvoll war.›

Die Ferien wurden immer sorgfältig geplant und aufs Beste vorbereitet. Während der langen schulfreien Sommerwochen machten sich Bertha Selinger, eine Hausangestellte und die Kinder für gewöhnlich nach Novi Vinodol auf, einem «feinen» und beliebten Badeort an der dalmatinischen Küste, nicht weit von Rijeka. Drei oder vier Wochen blieben sie dort, und Zhivko kam auf Besuch, wann immer es seine Arbeit erlaubte. Blanka lernte früh schwimmen; sie liebte das warme, weiche Wasser, die sonnigen Vormittage und dann die frühen Abende, wenn man bei Sonnenuntergang zu einem Pavillon ging, um dem Strandorchester zuzuhören, eine Limonade zu trinken und Süßigkeiten zu naschen. Im Winter aber pflegten sie alle eine gute Woche hoch oben in den slowenischen Alpen zu verbringen. Die Erwachsenen durften auf die Skier, für die Kinder blieb das Rodeln. Und wenn Vater nicht genug Zeit für die Alpen hatte, dann ging man eben in die Medvenicahügel vor der Stadt. Zum Schneemannbauen reichte es auch dort.

Im Unterschied zu den Kandels waren die Selingers eine völlig unpolitische Familie. Sie vertraten weder zionistische noch sozialistische Standpunkte, und auch andere Ideologien waren ihnen fremd. Zhivko wollte sein Geschäft zum Erfolg bringen, und Bertha hatte ihre vielen kleinen Vergnügungen. Das bedeutet aber nicht, dass sie die Ereignisse in ihrer Umgebung nicht bemerkt hätten.

Zhivko hörte regelmässig und aufmerksam Radio. Und im Büro gab es viele Zeitungen und Magazine, die er schon von Berufs wegen lesen musste. Abends brachte er sie dann regelmässig mit nach Hause. Blanka erinnert sich nicht daran, dass sie «Zhidor» oder eine andere jüdische Zeitung abonniert hatten. Und wenn sie einmal Radio hören durfte, dann zog sie die Musikprogramme den Nachrichtensendungen allemal vor.

So viel zur Kindheit von Rudolf und Blanka. Allmählich begannen die Ereignisse rund um sie herum in Zagreb und Kroatien Einfluss auf ihr persönliches Leben zu nehmen. Deshalb möchte ich von jetzt an die «objektive Seite» der Geschichte zuweilen in den Mittelpunkt rücken.

1934

Deutschland

Erste Konzentrationslager bestehen in Esterwegen, Dachau und Oranienburg (später Sachsenhausen). Im Zuge der blutigen Entmachtung der SA-Führung im Juni und Juli lässt Hitler zahlreiche Gegner und Konkurrenten ermorden. Mit dem Tod von Staatspräsident Hindenburg im August wird Hitler der unbestrittene Alleinherrscher in Deutschland. Er geht unverzüglich daran, das Land nach seinen verworrenen und gefährlichen Vorstellungen umzugestalten.

Italien

Im Juni trifft Hitler zu seinem ersten Staatsbesuch in Rom ein.

Jugoslawien

Jugoslawien, Griechenland, die Türkei und Rumänien schliessen im Februar den «Balkanpakt». Im Oktober wird König Alexander I. in Marseille durch kroatische Extremisten getötet.

Das jüdische Volk

Eine erste Welle erzwungener Ausbürgerung schliesst unter anderem Albert Einstein, Theodore Plivier und Johannes R. Becher ein. Im Juli wird der Schriftsteller Erich Mühsam ermordet.

EIN KÖNIG WIRD ERMORDET

Sowohl Blanka als auch Rudolf erinnern sich an die tragischen Geschehnisse im fernen Marseille. Sie wussten nicht viel über Alexander L, aber immerhin war er ja auch «ihr» König! Die Bevölkerung von Zagreb war in ihrer grossen Mehrheit bewegt und aufgewühlt – mit Ausnahme der wenigen, die es mit den extremen kroatischen Nationalisten hielten. Die Fahnen wehten auf halbmast, für einen Tag herrschte Staatstrauer, und in allen Schulen wurden Gedächtnisfeiern abgehalten. Blanka erinnert sich noch an die berühmten letzten Worte, die der sterbende Monarch angeblich seiner Begleitung zugerufen hatte: «Möge das Schicksal mein Jugoslawien beschützen!» Das war genau der Stoff, aus dem Legenden gewoben wurden.

Zhivko Selinger wusste genau Bescheid über das, was in Deutschland vorging. Dafür sorgten schon seine Geschäftskontakte, die regelmässige Lektüre der Tageszeitungen und das Radio. Was er erfuhr, machte ihn unruhig und ekelte ihn an. Andererseits aber war Deutschland ja weit weg, und Zhivko interessierte sich eben nicht so sehr für Politik. Für gewöhnlich sagte er: «Das wird hier bei uns in Jugoslawien nicht passieren. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass wir einen Kriminellen an die Macht lassen würden. Übrigens haben wir auch niemandem etwas

getan. Warum sollten andere Länder uns etwas tun?» Wenn er «wir» sagte, dann meinte er natürlich Jugoslawien und nicht die Juden. Damals war ihm noch nicht klar, dass Hitler von einem tiefen und tödlichen Hass gegen alles Jüdische erfüllt war.

Diese äusserst naive Einstellung sollte in der Familie Selinger noch über Jahre vorherrschen. Auch die ersten Droh- und Schmähreden Adolf Hitlers änderten nichts daran. Man nahm ihn allgemein nicht ernst. Aber auch die Kandels reagierten nicht viel anders. Ihr politischer Bewusstseinsstand war zwar eindeutig höher. Dafür sorgten Mavros internationale Geschäftsbeziehungen ebenso wie der zionistische Hintergrund beider Elternteile. Das Alltagsleben aber blieb ruhig und normal.

Für Rudolf war die Bar Mitzvah das herausragende Ereignis im Jahre 1934. Ein fröhliches Fest wurde gefeiert – mit der gesamten Familie, vielen Freunden und noch mehr Geschenken. Zu dieser Zeit war er richtig stolz auf die grosse Geschichte der jüdischen Gemeinde in Zagreb. Waren nicht deren erste bekannte Mitglieder, Mar Saul und Mar Joseph, schon im zehnten Jahrhundert mit dem Kalifen von Cordoba zusammengetroffen? Und war die Synagoge nicht die schönste weit und breit? War Makkabi etwa nicht der beste Sportverein in Zagreb? All das waren für Rudolf wichtige Einzelheiten. Aber er konnte sie damals noch nicht in den grösseren Zusammenhang jüdischer Geschichte einordnen.

Im selben Jahr wechselte Blanka auf die Sekundarschule für Mädchen. Diese Bildungseinrichtung nannte man «Realgymnasium». Deutsch, Französisch und – ein wenig später – Latein wurden dort unterrichtet. Die Schule war damals noch in den Räumen eines ehemaligen Klosters in Zagrebs Oberstadt untergebracht. Etwa zwei Jahre später zog sie dann in die Unterstadt um, in das Schulzentrum an der Klaičevastrasse. Dort befand sich ein grosser Gebäudekomplex mit mehreren Schulen. Es war für Blanka

sehr aufregend, aus dem begrenzten Umfeld einer jüdischen Grundschule in die Welt so vieler unterschiedlicher Kulturen und Altersgruppen überzuwechseln. Sie sperrte Ohren und Augen weit auf. Von Natur aus war sie neu- und wissbegierig, und es gab ja auch ungeheuer viel zu lernen.

1936

Deutschland

Die berüchtigten Rassengesetze werden unnachsichtig durchgesetzt. Das «Gesetz zum Schutz deutschen Blutes und deutscher Ehre» ist Ausgangspunkt für Hitlers systematische Unterdrückung der deutschen Juden. Über dieses und andere Gesetze werden die Juden rasch zu Bürgern zweiter Klasse herab gewürdigt. Bereits ein Jahr zuvor hatte der Direktor des «Büros für Rassenpolitik» der Nazipartei öffentlich erklärt, man solle alle Juden aus Europa «vertreiben». Seine einfache Begründung für diesen Vorschlag: «Weil sie Juden sind».

Im März besetzen deutsche Streitkräfte das entmilitarisierte Rheinland. Obwohl dieses Vorgehen einen klaren Bruch der Verträge von Versailles und Locarno bedeutet, lassen es die Westmächte Grossbritannien, Frankreich und die USA bei einem schwachen Protest bewenden.

Im August gelingt es Adolf Hitler dann, erhebliche Teile der Weltmeinung mit der Berliner Olympiade, einer unerreichten Darstellung deutscher «Grösse», hinters Licht zu führen.

Italien

Mussolini und die Faschisten haben noch schwer an den Folgen des grausamen und dilettantisch geführten Krieges gegen Äthiopien zu tragen. Dieses arme und unschuldige Land wird dann im Mai annektiert. Vittorio Emanuele, König von Italien, nimmt den Titel «Kaiser von Äthiopien» an.

Der Völkerbund in Genf hatte im Frühjahr Wirtschaftssanktionen gegen Italien beschlossen. Nur wenige Monate später hebt er sie wieder auf

Spanien

General Franco beginnt einen blutigen Bürgerkrieg gegen die legitime Regierung des Landes. Diese wird durch die Gewinner der letzten landesweiten Wahlen, einer Koalition aus verschiedenen Linksparteien gebildet. Unmittelbar darauf kommen das nazistische Deutschland und das faschistische Italien dem Aufrührer zur Hilfe. Spanien wird ein bedeutender Übungsplatz für den Zweiten Weltkrieg.

Das jüdische Volk

Im Februar tötet der kroatische Jude David Frankfurter den schweizerischen Naziführer Wilhelm Gustloff in Davos. Arnold Zweig und Thomas Mann werden ausgebürgert. Im August haben 93'000 Juden oder ein Fünftel der jüdischen Bevölkerung Deutschland verlassen.

Bei einer Konferenz in Genf ruft der Jüdische Weltkongress zu einem weltweiten Boykott gegen Deutschland auf – ohne jeden Erfolg. Carl von Ossietzky, der berühmte deutsch-jüdische Denker und Autor, erhält den Friedensnobelpreis für das Jahr 1935.

EIN DURCHAUS HEITERER SOMMER

Kleine weisse Wölkchen liessen sich gemächlich durch den blauen Herbsthimmel treiben. Es war ein warmer Nachmittag im Zrinjevacpark, aber ein leichter Wind sorgte für die nötige Abkühlung und liess die Blätter in den alten Bäumen leise rauschen. Rudolf hatte sich ein ruhiges Plätzchen auf einer der Parkbänke

gesucht und las die «Buddenbrooks». Sein Vater hatte ihm Thomas Manns Meisterwerk aus Wien mitgebracht. Als er zur Geschichte von Morten Schwarzkopf gelangte, dem Göttinger Studenten und Sohn eines Lotsen, kam er ins Sinnieren und legte das Buch zur Seite. Hier war ein junger Mann, der schon vor hundert Jahren genauso gefühlt und gedacht hatte wie er! Morten wollte alle Vorrechte abschaffen, die nicht auf wirklichem Verdienst oder ehrlicher Leistung beruhten. Er träumte von einer Welt der Gerechtigkeit und der Gleichberechtigung aller Menschen. Und genau das war es, wofür auch Rudolf kämpfen wollte. Wenn er 1936 in Zagreb und nicht ein Jahrhundert früher in der Nähe von Lübeck gelebt hätte, wäre Morten ein wundervoller Freund gewesen ...

Rudolf liess seine Gedanken schweifen und verfiel in die leichte Melancholie, die für den Spätsommer oder den Frühherbst so typisch ist. Dann aber lächelte er in sich hinein. Wenn er es recht bedachte, dann war sein Sommer doch wirklich gut gewesen. Das Zeugnis zum Abschluss des Schuljahres war erstklassig ausgefallen, selbst in Griechisch und Latein, was ja nun wirklich nicht seine Lieblingsfächer waren. Sein Deutsch, so wie es ja auch in der Familie gepflegt wurde, war nahezu fehlerfrei. Sein Kroatisch war mittlerweile einwandfrei, und auch im Französischen hatte er mächtige Fortschritte gemacht, obwohl er damit erst vor einem guten Jahr begonnen hatte.

Zusammen mit seinen Eltern und seiner Schwester hatte er wunderschöne sonnige Sommerferien an der dalmatinischen Küste verbracht. Sie waren viel geschwommen, waren fast täglich zum Fischen aufs Meer hinausgefahren und hatten sich in der Sonne geräkelt. Auf dem Boot eines älteren Ferienkameraden hatte Rudolf seine ersten Segelversuche gemacht. Und all diese Aktivitäten am Strand und auf dem Meer hatten ihm viel, viel Spass bereitet. Der sonnengebräunte, untersetzte und gut aussehende junge Mann von 16 Jahren hatte immer wieder bewundern-

de Blicke der Mädchen auf sich gezogen. Das hatte ihm natürlich auch sehr gefallen.

An den Abenden trafen sich die Kandels mit Freunden auf der Hotelterrasse zum Abendessen, zum Schwatzen oder zum Kartenspiel. Und die Kandels hatten viele Freunde, von denen einige ihre Ferien am selben Ort verbrachten. Sommerferien an der See waren fast schon eine Pflichtübung für viele wohlhabende Kroaten. Wenn sich die Kandels zum traditionellen Abendspaziergang auf der Promenade aufmachten, blieben sie denn auch selten unbemerkt. Die Damen setzten ihr süssestes Lächeln auf, die Herren grüssten einander und nahmen zum Zeichen des gegenseitigen Respekts ihre hellen Sommerhüte ab, die Jungen machten eine angedeutete Verbeugung und die Mädchen einen Knicks.

Auch Zdenka Slovak war auf einige Tage zu Besuch gekommen. Und Rudolf fand, dass sie hier, in der entspannten Urlaubsatmosphäre, doch entschieden netter war als jemals zuvor in Zagreb. Na ja, sie war nach ihrem Schulabschluss in die Dienste des Wiener Bankvereins getreten. Und dort war schliesslich Rudolfs Vater ihr Chef!

Mavro Kandel war zu Recht stolz auf seine Spitzenposition bei der Bank, die immer noch das einflussreichste Geldhaus auf dem Balkan war. Sein Verantwortungsbereich erstreckte sich sowohl auf Zagreb als auch auf die kroatischen und einige slowenische Gebiete des Königreichs Jugoslawien. Das verschaffte ihm regelmässigen Kontakt mit seinen Kollegen aus dem Bankgewerbe und eröffnete ihm den Zugang zu wichtigen Geschäftsleuten im ganzen Land sowie zu bedeutenden Bürgern seiner Heimatstadt.

Cecilia meisterte ihre dreifache Rolle als Mutter, als unangefochtene Herrscherin im Haushalt und als Mittelpunkt vieler gesellschaftlicher Aktivitäten der jüdischen Gemeinde weiterhin mit grosser Bravour.

Eine besonders enge und freundschaftliche Beziehung hatte

sich zur Familie Steiner entwickelt. Lavoslav Steiner, dessen Familie irgendwann aus dem Elsass gekommen war, hatte seine berufliche Laufbahn als Lehrling auch beim Wiener Bankverein begonnen. Er war ein paar Jahre jünger als Mavro Kandel, und deshalb hatte der Erste Weltkrieg seine Karriere unterbrochen. Vier lange Jahre hatte er bei den österreichischen Gebirgsjägern gedient und war für seine Tapferkeit mehrfach ausgezeichnet worden. Nach dem Krieg war er zur Bank zurückgekehrt. Er hatte kurz vor der Übernahme einer verantwortungsvollen Position gestanden, dann aber beschlossen, sich selbständig zu machen. Er gründete die Zellstoff- und Papierhandlung «Lavoslav Steiner Veltrgovina Papirom». Die Firma entwickelte sich gut und verschaffte ihm die ersehnte Unabhängigkeit. Lavoslav und seine Frau Elsa teilten die zionistischen Ansichten der Kandels und diskutierten häufig mit ihnen. Sie nahmen diese Ideen jedoch ein wenig ernster, als es den Kandels jemals in den Sinn gekommen wäre. Lavoslav kaufte einen ziemlich grossen Orangenhain in Palästina, irgendwo zwischen Jaffa und Haifa. «Das ist unsere Rückversicherung», pflegte er seinen Freunden zu erklären.

Wenn die Kandels und die Steiners so über alte Zeiten und ihre Jugend sprachen, kam Lavoslav immer wieder gern auf die Geschichte seiner Mutter zurück. Sie hatte als junge Frau in Budapest gelebt, wo sie Mitglied eines «Debattierclubs» gewesen war und viele interessante Menschen kennen gelernt hatte. Einer von ihnen war der Schriftsteller Max Nordau. Allmählich gewannen sich die beiden wirklich lieb, und eines Tages hatte Max ihr einen Heiratsantrag gemacht. Ihre Eltern aber waren strikt gegen diese Verbindung. Nordau war doch nur ein «Schreiberling», der seine ärztliche Laufbahn abgebrochen hatte! Lavoslavs Mutter hatte damals sehr unter dieser unverständlichen Entscheidung gelitten, aber sie gehorchte. Und später sollte sie dann ja auch einen wun-

dervollen Ehemann finden. Hätten sie damals nur gewusst, dass jener Max Nordau (eigentlich hiess er Max Südfeld) der wichtigste Mitarbeiter Theodor Herzls und einer der grossen Begründer der zionistischen Bewegung werden sollte! Eine hübsche Geschichte und ein Hinweis auf die Stärke jüdischen Erbes und seiner Traditionen.

Cecilia und Mavro waren sich dieser Stärke ebenso bewusst wie die Steiners. Aber sie liessen sich dadurch nicht mehr sonderlich beeindrucken. Vor mehr als fünfzig Jahren hatten ihre Familien den Dunstkreis des galizischen Shtetl verlassen. Ihr Auftrag in die Welt der emanzipiertbürgerlichen jüdischen Mittelklasse hatte in Wien oder Budapest begonnen und war in Zagreb vollendet.

In der Zwischenzeit war Mavro Präsident der örtlichen B'nai-B'rith-Organisation geworden. Das brachte erhöhte Wertschätzung, aber auch zusätzliche Verantwortung mit sich. Für die Juden in Zagreb und darüber hinaus war B'nai B'rith eine wichtige Anlaufstelle für Kontakte und Hilfestellung. In jenen Jahren zählte die Vereinigung in Zagreb knapp unter hundert Mitglieder. Weit mehr als ein Drittel waren Ärzte, Rechtsanwälte oder Geschäftsleute. Und nur wenige Jahre später sollte die Position eines Präsidenten noch viel wichtiger werden. Zudem hatten sowohl die Kandels als auch die Steiners «Zhidor» abonniert, das einflussreichste jüdische Presseorgan in ganz Jugoslawien. Eifrige Leser waren sie aber nicht. «Zhidor» wurde in Zagreb verlegt, und so waren die Redakteure gern gesehene Gäste im Hause Kandel.

Wie wir ja schon wissen, verbrachte Rudolf seine Freizeit nicht mit dem Studium von Thora oder Talmud. Ihm lagen Makkabi und der Reitstall immer noch viel näher, und die politischen oder philosophischen Debatten mit seinen Klassenkameraden zog er religiösen Texten allemal vor. Onkel Ignatz, der geheimnisvolle Komintern-Agent, über den man sich in der Familie so viele Geschichten hinter vorgehaltener Hand erzählte, war schon eher eine

Bezugsperson als die Lehrer oder Rabbiner. Er erinnerte sich gut an das, was er einmal in einem Buch gelesen hatte, das er in der Bibliothek seines Vaters entdeckte: «Das moderne Judentum ist ein Vorkämpfer revolutionärer Errungenschaften. Im Allgemeinen akzeptiert es keine Nationalität in der engen Bedeutung des Wortes. Es geht jedoch mit den aufgeklärten Elementen aller Nationen einher. Für das moderne Judentum reicht blosser Toleranz nicht aus. Es will, soweit das möglich ist, die Welt von allen religiösen Fesseln befreien.» Nun – das kam seinen eigenen Überzeugungen sehr, sehr nahe. Und der Morten Schwarzkopf aus den «Buddenbrooks» würde das alles doch auch unterschrieben haben, oder etwa nicht?

Übrigens hatte der Sportklub Makkabi Rudolf zum herausragenden Erlebnis dieses Jahres verholfen. Eine weltweite «Makkabiade» war im frühen Sommer in Tel Aviv veranstaltet worden. War das ein Ereignis, das bewusst gegen die Nazi-Olympiade in Berlin gesetzt wurde? Oder hatten die beiden Ereignisse nichts miteinander zu tun? Wie dem auch sei – die jüdische Gemeinde hatte ein kleines Team von Fechtern, Turnern und anderen Sportlern nach Palästina entsandt, und Rudolf war einer von ihnen gewesen. Eine tolle Reise! In Rijeka gingen sie an Bord eines leicht angerosteten «Seelenverkäufers». Dennoch waren die Tage auf dem Mittelmeer wunderbar, angefüllt mit Lachen, Gesang und Schabernack. In Haifa, dem einzigen Hafen des Landes, gingen sie an Land, und von dort brachte sie ein alter, schaukelnder Bus nach Tel Aviv.

Einige hundert Sportler waren auf dem Gelände zusammengekommen, das man für dieses Grossereignis eigens hergerichtet hatte. Und alle waren Juden! Das waren grosse Tage jüdischen Selbstbewusstseins und jüdischen Stolzes. Und so empfand Rudolf Makkabi als Symbol der Stärke und als Hinweis darauf, dass ein sinnerfülltes jüdisches Leben auch anders geführt werden konnte als in der vorsichtigen Unterwürfigkeit seiner Vorfahren

oder über die vielleicht zu glatte Anpassung seiner Eltern. Natürlich hatte es während dieser Tage in Tel Aviv auch hitzige Debatten unter den Teilnehmern gegeben. Da waren die einheimischen «Sabras», die aus den verschiedenen jüdischen Siedlungen in Palästina gekommen waren. Da waren die glühenden Zionisten und wiederum jene, die sich in ihre «Gastgeberkulturen» integrieren wollten. Am Ende hatte sich Rudolf dieser Strömung angeschlossen. Schliesslich fühlte er sich in Zagreb ja auch ganz wohl, auch wenn ihm die innere Stärke der jungen Siedler imponierte. Aber seine ganz eigene, wirkliche Heimat war die ganze Welt. Es würde ganz gewiss nicht Palästina sein.

Im Übrigen aber benahmen sich die Teilnehmer an der Makkabiade genau so, wie es junge Leute zu allen Zeiten und an allen Orten tun. Sie schwatzten, sie gaben an, und sie flirteten. Auch das Team aus Zagreb war hier absolut keine Ausnahme. Sie trafen viele Menschen und machten sich eine Menge Freunde.

Rudolf hatte am Fecht- und am Turnwettbewerb teilgenommen. Er gewann zwar keine Medaille, landete aber auf den vorderen Plätzen, und alle im Team waren stolz auf ihn. Was braucht man mehr für ein gestärktes Selbstbewusstsein? Alles in allem fühlte er sich wirklich gut, obwohl ihm die zunehmenden politischen Spannungen in Europa nicht entgangen waren. Daheim in Zagreb hatte er bereits die ersten Aktivitäten der Ustasha verfolgen können, jener ultranationalistischen Gruppierung, die die völlige Unabhängigkeit Kroatiens forderte. Sie machte sich geschickt den Umstand zunutze, dass die Serben das gesamte Königreich Jugoslawien auf gefährliche Weise dominierten.

Sowohl zu Hause als auch in dem kleinen Café der jüdischen Gemeinde wurden Hitlers grässliche politische Ideen diskutiert, wurde über Mussolini und Franco gesprochen. Bereits im April war in «Zhidov» ein Leitartikel erschienen, in dem Folgendes zu

lesen war: «Die Zeit, in der wir leben, ruft die schwärzesten Abschnitte in der Geschichte des jüdischen Volkes in Erinnerung. Wir erklären hiermit, dass die Welt dem Elend der Juden den Rücken kehrt, und dass dies nicht mehr nur eine Frage der Juden selbst ist.» Als aber Mavro diese Zeilen beim Abendessen vorlas, glaubten er und Cecilia, dass der Verfasser doch deutlich übertrieben hatte. Und Rudolf war der Leitartikel viel zu weinerlich. Erst als der World Jewish Congress zum Boykott gegen Hitler-Deutschland aufrief und dieser Aufruf keine Wirkung zeigte, dachten sie vielleicht ein wenig anders. Auf jeden Fall aber machte sich Rudolf damals noch nicht die geringsten Sorgen.

Inzwischen hatte sich der leichte Wind gelegt. Die kleinen Wölkchen waren verschwunden, und über den Bergen im Norden der Stadt stand eine riesige schwarze Wolkenmasse. Ein heftiges Gewitter war im Anzug. Rudolf griff sein Buch und machte sich auf den Heimweg. Er lächelte noch immer. Ja, es war ein guter Sommer gewesen!

Was nun Blanka angeht, die damals gerade 14 Jahre alt war, so hatte sie von dem, was draussen in der Welt vor sich ging, nicht die geringste Ahnung. Madrid, Berlin und sogar Belgrad – das war alles sehr weit weg. Und ganz im Unterschied zu Rudolf kann sie sich an keinerlei Anzeichen für Antisemitismus oder sonstige Diskriminierung gegen ihre Familie erinnern. Sie liebte die Nachmittage in der Halle von Makkabi und ganz besonders den Gymnastikunterricht. Als die jungen «Helden» von der Makkabiade aus Tel Aviv zurückkehrten, war sie unter denen, die sie lauthals bejubelten. Es gab nichts, wovor man Angst haben musste. Noch nicht.

DUNKLE WOLKEN – FÜR JEDERMANN SICHTBAR

1938

Deutschland

Im März rücken deutsche Truppen in Österreich ein. Dieses Land wird als «Ostmark» dem Reich einverleibt. Die Zustimmung der österreichischen Bevölkerung ist überwältigend – die Proteste aus London und Washington sind bestenfalls verhalten. Von nun an hat Jugoslawien einen neuen Nachbarn: Nazi- Deutschland.

Im Juni wird eine erste Gruppe von rund 500 deutschen Juden aus Berlin und Breslau in das Konzentrationslager Buchenwald verschleppt, ganz in die Nähe der «Goethestadt» Weimar.

Im August informiert Hitler in einer Geheimbesprechung die Generalität über seine Aggressionspläne gegen die Tschechoslowakei. Die Generäle sind über diese Absichten nicht gerade erbaut – aber sie schweigen. Im September handeln Hitler und Chamberlain, später durch Daladier und Mussolini verstärkt, das Schicksal des Sudetenlandes und damit der Tschechoslowakei insgesamt aus. Deutsche Truppen besetzen das Sudetenland mit seiner gemischt deutsch-tschechischen Bevölkerung im Oktober. Stichworte wie «Münchener Abkommen» oder «Frieden für unsere Epoche» werden kurz darauf zu Synonymen für Kurzsichtigkeit und Feigheit.

Im November wird die berüchtigte «Reichskristallnacht» zum Auftakt einer systematischen Demütigung und Verfolgung der deutschen Juden. Zu Tausenden brennen Synagogen und Geschäfte. Juden wird der Zutritt zu allen Schulen, Universitäten, Theatern, Kinos, Konzerten und Ausstellungen verwehrt. Die Konzentrationslager Buchenwald und Sachsenhausen treffen Vorbereitungen für die Aufnahme von je 10'000 Häftlingen.

Italien

Im Juli wird das «Rassenmanifest» veröffentlicht. Papst Pius XI. geißelt Mussolinis Rassenwahn als eine «schändliche Nachahmung» Hitler'scher Vorstellungen.

Im September verkündet der «Duce» die nächsten Ziele seiner Expansionspolitik im Mittelmeerraum: Tunesien, Korsika (reichlich kühn, da es zu Frankreich gehört), Albanien und das Tessin (ein Schweizer Kanton!).

Die Nationalversammlung wird im Oktober aufgelöst. Sie wird durch eine Kammer der «Faschisten und der Verbände» ersetzt. Damit wird das korporatistische Machtsystem dem Prinzip des Totalitarismus untergeordnet. Staat und herrschende Partei werden eng miteinander verzahnt, so wie dies in Deutschland 1933 auch schon geschehen war.

ENTSCHEIDENDE WOCHEN FÜR MAVRO KANDEL

Vollkommen anders als alle Sommer zuvor war der Sommer des Jahres 1938 für Rudolf und die gesamte Familie. Äusserlich hatte sich kaum etwas geändert. Im Frühjahr hatten sie ihm zum Abitur gratuliert, das er «magna cum laude» bestanden hatte. Rudolf war von Herzen froh darüber, dass die Schulzeit endlich überstanden war. Wie so viele andere war er den starren Strukturen und den als dumpf empfundenen Praktiken einer traditionellen Lehranstalt längst entwachsen. Sein hervorragender Abschluss war nun wirklich Grund genug, dem Studium mit Zuversicht entgegen zu sehen.

Aber vorher sollte das Vergnügen kommen – zwei entspannte Wochen an der Adria! Und es war wunderbar wie immer: Das warme, tiefblau leuchtende Wasser des Mittelmeers hatte alle ver-

zaubert. Segeln, Fischen, Schwimmen – das war Spass und Aufregung. Rudolf hatte sich endgültig zu einem gut aussehenden jungen Mann gemauert. Am Strand vor ihrem Hotel in Split dachten die Mütter der ebenso gut aussehenden jungen Damen bei sich: Das wäre doch mal eine vielversprechende Partie! Deshalb drückten sie beide Augen zu, wenn Rudolf ihre Töchter zu einem Spaziergang oder zu einem Kino- oder Cafébesuch in die Stadt einlud. Hauptberufliche jüdische Heiratsvermittler gab es nicht mehr, zumindest nicht für Zagrebs Elite. Aber Mütter sind ja sowieso die geborenen Kupplerinnen. Und Rudolf sah wirklich nach einer guten Partie aus. Er war attraktiv, intelligent und augenscheinlich auch noch ehrgeizig. Und was das Beste war: Er war der Sohn von «Herrn Direktor» Kandel, dem angesehenen Bankier. Doch gerade da hatte das Drama begonnen, nur wussten die meisten Bekannten in der Sommerfrische noch nicht, was in der Zwischenzeit passiert war.

Im frühen Sommer, etwa sechs Wochen nach Rudolfs Abitur, hatte Mavro Kandel seine Stellung beim Wiener Bankverein verloren. Österreich war jetzt Bestandteil des «Dritten Reichs». Die Herrscher in Berlin und Wien aber wollten Juden nirgendwo mehr in Führungspositionen sehen – und in Banken schon gar nicht. Die örtliche Parteizentrale in Wien hatte dem Bankverein eine diskrete, aber unmissverständliche Order gegeben, die die Vorstandsmitglieder des Finanzinstituts in erhebliche Verlegenheit brachte. Mavro Kandel war ihr bester Mann auf dem Balkan, ausserdem mochten sie ihn gut leiden. Auf der anderen Seite glaubten sie, Befehlen «von allerhöchster Stelle» gehorchen zu müssen. Man wollte ja schliesslich die eigene Karriere nicht unnötig aufs Spiel setzen. Nach einer langen und intensiven Diskussion hatten sie eine Kompromisslösung gefunden.

Anfang Juni, es war ein sonniger Frühsommertag, sassen drei

elegante Herren im Speisesaal des führenden Hotels in Zagreb – zwei Manager des Bankvereins aus Wien und Mavro. Die beiden Männer hatten ihren Besuch vorher nicht angekündigt. Sie hatten Mavro einfach angerufen und gebeten, um halb eins zum Mittagessen im Hotel zu sein. Sie bedeuteten ihm zudem mit grosser Eindringlichkeit, dass niemand etwas über dieses Treffen erfahren dürfe. Um es gelinde auszudrücken: Mavro war vollkommen überrascht. Warum hatten die beiden, die er seit Jahren kannte, denn nicht vorher angerufen? Und warum waren sie nicht einfach in sein Büro gekommen? Irgendwie sah das alles nach Ärger aus. Er wusste, dass seine beiden Kollegen sicher nicht ohne triftigen Grund in dieser Weise gehandelt hatten. Es hiess also, kühlen Kopf zu bewahren. Deshalb protestierte er auch nicht, verliess nach einer kleinen Weile sein Büro, erschien im Hotel und wurde sogleich zu einem etwas versteckten Tisch im Speisesaal geführt. Als die Bestellungen aufgegeben und die Kellner gegangen waren, kamen die Herren aus Wien ohne Umschweife zur Sache.

Nach dem, was Rudolf später von seinem Vater über dieses Gespräch hörte, hatte einer der beiden Banker bedauernd gesagt: «Hör zu, Mavro, wir kennen uns nun wirklich lange. Und du weisst ganz genau, wie sehr wir alle deine Arbeit schätzen. Aber jetzt stecken wir alle tief im Schlamassel. Und deshalb sind wir zu unserem Treffen auch nicht in der Bank aufgekreuzt. Hier können wir ruhiger reden.»

Mavro hörte stillschweigend zu. Unruhe stieg in ihm auf. Er wartete, was nun kommen würde. Der ältere der beiden Männer räusperte sich und flüsterte über den Tisch hinweg: «Du weisst ja, wie sich die Dinge in Österreich verändert haben. Das heisst bei uns jetzt ‚Ostmark‘, und wir müssen nach der Pfeife des Herrn Hitler tanzen. Und wenn es um die Juden geht, dann kennt dieser Kerl weder Grosszügigkeit noch duldet er irgendeine Nachlässig-

keit. Seine Wiener Statthalter haben uns unmissverständlich aufgefordert, dich aus deiner Position zu entfernen. Du kannst mir glauben: Wir haben deinen Fall im Vorstand der Bank immer wieder diskutiert. Wir glauben, einen auch für dich annehmbaren Kompromiss gefunden zu haben.»

Der Banker unterbrach sich. Die Kellner waren mit Wasser, Wein und den Vorspeisen gekommen. Diese Unterbrechung kam für Mavro gerade zum rechten Augenblick. So hatte er ein wenig Zeit, Atem zu schöpfen und sich von dem anfänglichen Schock zu erholen. Rauswurf – das durfte doch nicht wahr sein! Er gewann seine Fassung wieder und fragte mit leiser Stimme zurück: «Und was für einen Kompromiss habt ihr im Sinn?»

Sein Gegenüber sah sich misstrauisch um und erwiderte dann: «Wir haben einen einstimmigen Vorstandsbeschluss. Wir werden dich offiziell nicht entlassen. Aber dafür musst du einer vorzeitigen Versetzung in den Ruhestand zustimmen, aus gesundheitlichen Gründen. So kannst du auch den Titel ‚Bankdirektor‘ weiter führen – mit dem Zusatz ‚im Ruhestand‘ – solange man uns das noch erlaubt.» Er hob beide Hände in einer Geste, die den Kollegen aus Zagreb beruhigen sollte. «Diese Regelung würde dir fürs Erste die Hälfte deines letzten Gehaltes sichern. Hinzu kommt noch eine ordentliche Abfindung. Und in der Wohnung in unserem Haus kannst du auch weiterhin bleiben. In einigen Tagen werden wir deinen Nachfolger für unsere hiesige Niederlassung einführen. Dieser Mann – du kennst ihn nicht – kommt aus unserer Zweigstelle in Klagenfurt. Er ist bereits instruiert und wird die ganze Angelegenheit mit aller Diskretion behandeln. Ich hoffe sehr, dass du einsiehst, in welcher Zwickmühle wir uns hier befinden.»

Mavro starrte vor sich hin. Er verstand nur zu gut. Er war wütend und tief enttäuscht. Was für eine Perspektive nach allem, was er für «seine» Bank getan hatte! Er sollte den Pensionär spielen –

mit 52 Jahren! Und der Nachfolger war auch bereits eingesetzt. Was sollte er nur seiner Frau, seinen Kindern und seinen Freunden erzählen? Aber er ärgerte sich auch über sich selbst. Wie hatte er nur in der Vorstellung leben können, nach Hitlers Machtübernahme in Österreich würde alles so weitergehen wie bisher? Die Zeiten hatten sich geändert, und zwar endgültig und unwiderruflich. Selbst an den Grenzen machte die Macht der Nazis nicht Halt.

Er beschloss, die Spielregeln zu beachten – höflich, kühl und geschäftsmässig. Nachdem er seine Serviette zusammengefaltet und sich erhoben hatte, sagte er mit flacher Stimme: «Ich glaube, es wird das Beste sein, wenn ich offiziell meinen Rücktritt anbiete. Die Behandlung, die ihr mir zudedacht habt, ist absolut nicht in Ordnung!»

Als er sich vom Tisch entfernen wollte, hielten seine beiden Kollegen ihn zurück. Sie baten ihn dringend, sich ihren Vorschlag noch einmal in Ruhe durch den Kopf gehen zu lassen. Was sollte denn sonst finanziell aus ihm werden? Und was aus der Familie und ganz besonders aus seinen Kindern? Mavro setzte sich nach einigem Zögern wieder hin. Und ganz allmählich begann er weich zu werden. «Gebt mir bitte ein wenig Zeit», meinte er schliesslich. «Ich muss das Ganze einmal mit meiner Frau bereden.»

Die Banker wussten, dass sie gewonnen hatten. Ein wenig Grosszügigkeit konnten sie sich nun leisten. «In Ordnung, Mavro, mach das», beeilten sie sich ihm zu versichern. «Und dann können wir uns wieder hier im Hotel treffen. Wir werden deine endgültige Entscheidung abwarten. Wenn möglich, lass uns das Ganze vor acht Uhr abschliessen. Wir wollen unseren Nachtzug nach Wien nicht verpassen.» «Und vergiss nicht», sagte der eine von ihnen beim Aufstehen, «wir in Wien gehen hier ein Risiko ein, nicht du.» In seiner Stimme schwebten weder Drohung noch Bösartigkeit mit – nur eine ruhige und irgendwie traurige Resi-

gnation. Auch Mavro erhob sich und verliess langsamen Schrittes den Speisesaal des Hotels. Dann aber eilte er nach Hause.

Sophia und Rudolf waren zufällig daheim. Mavro versammelte die gesamte Familie im Wohnzimmer. Als er seinen Bericht beendet hatte, herrschte am Tisch tiefes und bedrücktes Schweigen. In den letzten Wochen hatten sie häufig über Hitler gesprochen, über seine explosive Mischung aus Terror in Deutschland und aggressiver Überheblichkeit auf der internationalen Bühne. Aber jetzt war etwas geschehen, was für sie trotz allem völlig undenkbar gewesen war. Der lange Arm der Nazis reichte bis nach Zagreb; er hatte ihre eigene Familie erreicht.

Cecilia brach als Erste das Schweigen. «Was mit dir passiert ist», sagte sie mit ruhiger und beherrschter Stimme, «ist eine Schande und zutiefst ungerecht. Und dieser so genannte Kompromiss ist wirklich schwer zu verdauen. Wir wissen doch alle, dass du nichts Unrechtes getan hast – ganz im Gegenteil!» Rudolf sah seine Mutter zum ersten Mal in seinem Leben zittern. «Aber was sollen wir tun?», fügte sie hinzu. «Unser altes, liebes Wien ist jetzt eine Nazi-Stadt. Wir alle wissen nur zu gut, wie Juden dort entwürdigt und misshandelt werden. Und du weisst es doch am besten. Euer B'nai B'rith hilft doch bereits den ersten österreichischen Flüchtlingen ...»

«Und denkt doch nur an die grauenhafte Geschichte von den Juden, die man gezwungen hat, die Bürgersteige mit Zahnbürsten zu reinigen», warf Sophia verängstigt ein.

«Ja, das ist furchtbar, aber unterbrich mich bitte nicht», tadelte Cecilia ihre Tochter. Sie wandte sich wieder ihrem Mann zu. «Du solltest den Vorschlag annehmen. Von dem Ruhegehalt, der Abfindung und unseren Ersparnissen können wir ganz ordentlich leben. Und alle, die für uns wirklich zählen, wissen genau, dass du ein anständiger Mensch bist. Sie werden sich ihren Reim schon machen.

Wir werden uns arrangieren und uns um die Zukunft von Sophia und Rudolf kümmern. Wer weiss, was uns in nächster Zeit noch alles passieren wird», seufzte sie. Das war so ungefähr die längste Rede, die Cecilia jemals zu Hause gehalten hatte. Was folgte, war eine lebhaft und hitzige Diskussion.

Sophia teilte die Meinung ihrer Mutter. Sie teilte ihre Argumente, hatte jedoch auch ihre persönlichen Gründe dafür. Zwei Monate zuvor, im April, hatte sie Walter Eisner geheiratet, den Sohn und Juniorpartner eines wohlhabenden jüdischen Geschäftsmannes, der auf dem Markt für Luxusuhren tätig war und über viele internationale Verbindungen verfügte. Sie wollte ungestört in Zagreb bleiben, eine Familie gründen und ein glückliches Leben führen. Diese Wünsche überdeckten bei ihr ein wenig den Blick für die harte Wirklichkeit. Ja, sie hatte ihre Illusionen. Aber welcher verliebte junge Mensch hat die nicht?

Rudolf hingegen war entschieden anderer Meinung. Dabei scherte ihn die Frage nach einer gesicherten Zukunft überhaupt nicht. Darüber hatte er eh keine klare Vorstellung. Kurz vor dem Abitur hatte sein Vater ihm vorgeschlagen, Rechtswissenschaften zu studieren und Anwalt zu werden. Rudolf hatte dieses «Ansinen» resolut zurückgewiesen. Als er dann erklärte, sich stattdessen in der Forstwirtschaft versuchen zu wollen, hatte Mavro geantwortet: «Das ist ein für mich völlig überraschender Vorschlag. Aber gut – es kommt auf einen Versuch an! Du musst dort aber zuerst praktische Erfahrungen sammeln, sonst mache ich nicht mit.» Dem stimmte Rudolf ohne Zögern zu.

Dem Wiener Bankverein gehörten überall auf dem Balkan ausgedehnte Ländereien, darunter auch zwei grosse Wald- und Forstgüter in Slawonien. Zufällig kannte Mavro die Leute dort. Unmittelbar nach Schulabschluss wurde Rudolf für drei Wochen auf

eins dieser Güter geschickt, um dort ein Kurzpraktikum zu absolvieren. Als er wieder nach Hause kam, äusserte er sich entsetzt über diese Zeit. Das Gut wurde vom Verwalter völlig heruntergewirtschaftet und ausgebeutet. Und von dem anderen Anwesen hatte er Ähnliches gehört. Der Pächter beteiligte sich kräftig an dieser Misswirtschaft (was Mavro nicht wusste), und Bestechung gab es allerorten (was Mavro wohl vertraut war. Er hatte deshalb den vorhergehenden Pächter kurzerhand rausgeworfen). Das war das Ende von Rudolfs forstwirtschaftlichen Träumen gewesen, und schliesslich hatte er beschlossen, sich an der medizinischen Fakultät der Universität Zagreb zu immatrikulieren. Aber auch von dieser Wahl war er noch nicht überzeugt. Abwarten und Tee trinken, dachte er bei sich.

Rudolf war wütend, weil seine Vorstellungen von Gerechtigkeit und Fairness wieder einmal mit Füßen getreten worden waren. Unter dem Einfluss einiger progressiver Lehrer und Schulkameraden war er im letzten Jahr am Gymnasium ein noch überzeugter Sozialist geworden. Diese Überzeugung hatte schon mehrfach zu bitteren Streitgesprächen mit seinem Vater geführt. Rudolf bewunderte Mavros ausgeglichenen Charakter. Aber er verachtete den Beruf seines Vaters, den er als «extrem kapitalistisch» einzustufen pflegte. Ein deutlich frustrierter Mavro hatte ihm andererseits «kurzsichtigen Idealismus ohne jeden Bezug zur Wirklichkeit» vorgeworfen.

Und nun hatte sein Vater den Salat! Ausbeuter blieben eben Ausbeuter. Aber – Wut ersetzt ja nicht das gute Argument. Und als er die anderen davon überzeugen wollte, dass der Vater aus seinem Amt und dem gesamten «System» aussteigen sollte, wiederholte Cecilia all ihre Argumente, denen Sophia dann noch ein wichtiges hinzufügte: «Glaubst du denn nicht, dass es für Vaters Selbstwertgefühl besser ist, wenn er die Verbindung mit der Bank aufrecht erhalten kann, auch wenn sie nicht mehr so eng wie früher ist?»

Am Ende schlossen sich alle Cecílias Argumenten an. Mavro ging zum Hotel zurück, wo seine Besucher noch auf ihn warteten. Ein Vertrag wurde unterzeichnet (die Wiener hatten offenbar an alles gedacht!), und die früheren Kollegen gaben sich die Hand. Als er in die Bank zurückging, um noch einige Unterlagen wegzuschliessen, musste sich Mavro eingestehen, dass sich «seine» Firma doch einigermaßen human, ja sogar grosszügig verhalten hatte, wenn man alle Umstände berücksichtigte. Andererseits zerstörte dieses Ereignis alle Illusionen, die er noch gehabt haben mochte. Unter der glatten Oberfläche eines vornehmen Betragens hatten die Banker mit brutaler Effizienz gehandelt. Es war ihm bewusst geworden, dass möglicherweise noch schlimmere Dinge auf ihn und seine Familie warteten. Darauf mussten sie sich jetzt einstellen!

Am anderen Morgen erschien Mavro im Büro – pünktlich wie immer. Er rief seine Mitarbeiter zu sich und teilte ihnen mit, dass er «aus Gesundheitsgründen» in den vorzeitigen Ruhestand zu treten gedenke. Es gab ein allgemeines, grosses und ungläubiges Erstaunen. Aber einige um ihn herum werden wohl den wahren Grund für diesen Schritt geahnt haben. Sie behielten ihren Verdacht für sich. Mavro sammelte seine persönlichen Dinge ein und verliess die Bank. Er sollte sie nie mehr betreten.

Eine Woche später traf er sich mit seinem Nachfolger, der gerade in Zagreb eingetroffen war und nun übernehmen sollte. Für Mavro war es Ehrensache, den neuen Bankdirektor auf neutralem Grund zu treffen, was dann zu einem weiteren Mittagessen im selben Restaurant führte. Er übergab ihm einige besonders delikate Dossiers, die er in seiner persönlichen Obhut gehalten hatte. Er bat den Nachfolger, ihm die Abfindung in Goldmünzen auszu zahlen. Das überraschte den Bankier keineswegs. In Klagenfurt, wo er herkam, hatte er das düstere Schicksal vieler Juden verfol-

gen können. Es dauerte ein paar Tage, bis die Goldmünzen beisammen waren. Ein Kurier brachte sie aus dem Tresor der Bank zu den Kandels. Mavro quittierte, nahm die Münzen und übergab diesen kleinen Schatz seiner Frau. «Halt das ganz nahe bei dir, Cilly!», sagte er. «Wer weiss, wann und unter welchen Umständen wir es noch brauchen werden.»

BLANKA FREUT SICH, EIN TEENAGER ZU SEIN

Wenn man ein vierzehnjähriges Mädchen ist, dann besteht das Leben aus Neugier, Spass und erster romantischer Liebe – und aus nicht viel mehr. Warum sollte das bei Blanka anders gewesen sein? Es gab kaum Anlass zu Sorgen. Die Mama war da, um in komplizierten Fragen Rat zu geben. Und im Ernstfall würde ja auch Papa helfen. Alle um sie herum waren sich einig: Blanka war ein liebenswürdiges, charmantes, hübsches Mädchen! Sie war zwar klein, dafür aber gut gewachsen und wohl proportioniert. Ihre langen bräunlichen Haare standen ihr ebenso gut wie ihre grün-grauen Augen. Sie war bestimmt, ohne arrogant zu wirken. Sie war klug, ohne anderen allzu sehr auf die Nerven zu gehen. Nun war Blanka zwar ein wenig verwöhnt, aber auch das störte niemanden wirklich. Ihr selbst machte es jedenfalls gar nichts aus. Sie wusste wohl nicht einmal, was «verwöhnt» wirklich bedeutete.

Diesen Sommer hatte sie zum ersten Mal ohne ihre Eltern verbracht. Einige Zagreber Oberschulen hatten für ihre Schüler ein Sommerlager auf einer der reizvollen Inseln vor der dalmatinischen Küste eingerichtet. Dieses Lager bestand aus grossen Zelten und zwei Holzbaracken, in denen Küche, Speiseraum, ein

kleines Sanitätszentrum, Toiletten und Duschen untergebracht waren. Und obwohl es für Mädchen und Jungen selbstverständlich getrennte Zelte gab, blieb doch ausreichend Gelegenheit für einen kleinen, unschuldigen Flirt. Wenn es hoch kam, dann reichte es zu einem flüchtigen Händchenhalten mit einem der gut aussehenden Jungen. Das war aufregend – aber Schwimmen, Lachen und das Singen rund ums Lagerfeuer, das war noch viel aufregender.

Eine kurze Zeit der Melancholie und Langeweile folgte, als sie nach Zagreb zurückgekehrt war. Die Schule kam ihr reichlich albern vor, und sie hatte das Gefühl, dass ihre Eltern sie nicht mehr richtig verstanden. Im Lager war es einfach zu toll gewesen! Gott sei Dank gab es Mario Sternberg, den hübschen und charmanten Sohn eines schwerreichen jüdischen Industriellen. Nach der Schule lud Mario sie oft zu einem verführerischen Eisbecher oder zu einer Handvoll leckerer, gerösteter Esskastanien ein. Sein Vater war einer der ganz wenigen Leute in Zagreb, die ein Auto besaßen. Wie grossartig sie sich fühlte, wenn die Sternbergs sie zu einer kleinen Stadtrundfahrt einluden! Aber das Beste war natürlich, wenn sie ihren Klassenkameradinnen über ihre «Abenteuer» erzählen konnte – leichte Übertreibungen eingeschlossen. Und wenn die anderen ihre Neidgefühle nicht mehr ganz verbergen konnten, brach Blanka darüber nicht gerade in Tränen aus. Sie war jedoch klug genug, nie eine kritische Lage eintreten zu lassen, in der verborgener Neid zu offener Feindschaft hätte ausarten können.

Zu Hause nahm das Leben seinen gewohnten Gang. Otto, der inzwischen neun Jahre alt geworden war, verbrachte seine Freizeit am liebsten bei Oma Anica. Die litt an einem schwachen Herzen, konnte kaum das Haus verlassen und war froh darüber, den Jungen bei sich zu sehen, und das nicht nur am Donnerstag oder Freitag, dem traditionellen «jour fixe». Und wenn Blanka ihren Bruder abholen kam, war immer Zeit genug für den berühmten

«echten» Kaffee mit Milch, eine Tasse Kakao, ein Stück Gebäck – und für Omas Geschichten, deren Vorrat offenbar nie zur Neige ging. Wirklich, Anica war eine grossartige Geschichtenerzählerin. Sie sprach Deutsch, während bei Selingers in der Zwischenzeit Kroatisch zur bevorzugten Sprache avanciert war. Das aber machte gar nichts, denn Blanka und mehr noch Otto mochten die Geschichten der grossen jüdischen Richter und Könige, von Samuel und Saul, von David und Salomon. Otto wollte immer wieder die Erzählungen von Samson und von den Makkabäern hören. Blankas Favoritin war dagegen die Königin von Saba mit ihrer legendären Schönheit und der ebenso legendären Pracht ihres Hofes. Sie bewunderte Judith und Esther, obwohl ihr deren heldenhaftes Betragen etwas fremd vorkam.

Von all den dramatischen Dingen, die sich damals in Europa ereigneten, erinnert sich Blanka nur an die kurze Regierungszeit von Kanzler Schuschnigg im benachbarten Österreich und an den darauf folgenden «Anschluss» Anfang März. Die unglaubliche Begeisterung in Wien und darüber hinaus, mit der diese Annexion aufgenommen wurde, hatte die ganze Familie sehr beeindruckt. An jenem Abend war der Vater sehr bedrückt. «Wenn Hitler Österreich so leicht schlucken kann», hatte er gesagt, «dann wird er andere Länder auch schlucken. Und wer ist dann als Nächster an der Reihe?»

Später hörten und lasen sie über den massiven Ausbruch eines mörderischen Antisemitismus und über die ersten brutalen Gewaltanwendungen in ihrem Nachbarland. Aber sie sprachen nicht weiter darüber. Ihre Ängste behielten sie für sich und unterdrückten sie, so gut sie konnten.

In den folgenden Wochen stand das Telefon bei «Victor Selinger & Sohn» nicht mehr still. Die grundlegenden Veränderungen im früheren Österreich wirkten sich auch auf viele dortige Unternehmen aus, die Geschäfte in Jugoslawien betrieben. Die meisten

von ihnen hatten ihren Sitz in Wien. Neue Tochtergesellschaften wurden gegründet, Eigentümer- und Managementwechsel waren an der Tagesordnung. In all diesen Fällen war vertrauliche Unternehmens- und Finanzinformation gefragt, und «Selinger & Sohn» war da, um derartige Informationen zu sammeln und weiterzugeben.

Das Geschäft blühte also, aber Zhivko war alles andere als glücklich. Er begriff rasch, dass die Juden in Österreich über Nacht aus allen wirtschaftlichen Schlüsselstellungen entfernt wurden. Es schauderte ihn bei dem Gedanken, dass Ähnliches auch an anderen Orten passieren konnte. Wer weiss, vielleicht eines Tages auch in Zagreb? Es schauderte ihn, aber er blieb äusserlich gelassen, weil er seine Familie nicht beunruhigen wollte. Immerhin konnte von einer akuten Bedrohung ja auch noch nicht die Rede sein.

Als im Herbst die Opern- und Theatersaison begann, wurde Blanka zum ersten Mal von ihren Eltern zu einigen Aufführungen eingeladen. Klassische Musik gefiel ihr von Anfang an. Sie erinnert sich bis heute an die berühmten Wiener Operetten, an «Aida» und ein Stück von Shakespeare. Am stärksten beeindruckte sie aber ein Konzert mit drei ganz grossen Musikern: Lovro Matacic dirigierte die Zagreber Symphoniker, die unvergessliche Sopranistin Zinka Kurz-Milanov sang einige Lieder von Richard Strauss, und der herausragende Enrico Mainardi war Solist am Cello. Zagreb war damals wirklich ein interessantes Musikzentrum!

Auch wenn man erst 14 Jahre zählt, braucht es für die Theatersaison doch ein hübsches Kleid. Und das bekam Blanka. Ihre Tante Zhenka besass ein sehr gefragtes Modeatelier am Jelacicplatz in der Oberstadt. Für gewöhnlich arbeiteten dort bis zu zehn Schneiderinnen und Schneider. Zhenka besuchte regelmässig die grossen Modeschauen in Paris und die Ateliers von Couturiers wie Dior, Balmain oder Fath. Sie deckte sich mit Schnitt-

mustern, Stoffen und modischem Zubehör ein und kam nach Zagreb zurück. Man brauchte nicht lange zu warten, und die Damen der Zagreber Gesellschaft paradierten in den neuesten Pariser Modellen. Zhenka mochte Blanka besonders gut leiden. Deshalb verstand es sich von selbst, dass sie das erste Kleid der «jungen Dame» höchstpersönlich schneiderte.

Während dieser Herbstmonate begannen einige ihrer Klassenkameradinnen, Distanz zwischen sich und Blanka zu legen. Einige Mädchen hörten plötzlich auf, sie nach Hause einzuladen. Und auf dem Schulhof hörte sie unfreiwillig eine Unterhaltung mit, in der man sie eine «jüdische Hexe» nannte. Blanka wehrte sich nicht, sondern bemühte sich nach Kräften, sich nicht allzu viele Sorgen zu machen. Diese dummen Gänse waren doch nur neidisch auf sie! Jedenfalls waren sie ziemlich blöd. Blanka vergass diesen Zwischenfall kurz darauf wieder; zu Hause hat sie nichts davon erzählt.

1939

Deutschland

Nach einer hasserfüllten Pressekampagne gegen die Tschechoslowakei besetzen deutsche Truppen im März Mährisch-Ostrau. Der starke Mann der Slowakei, der katholische Prälat Tiso, verkündet die Unabhängigkeit dieses tschechoslowakischen Landesteils. Nur zwei Tage später wird der tschechische Präsident Hácha in Berlin gezwungen, ein «Abkommen betreffend den Schutz der tschechischen Bevölkerung durch das Deutsche Reich» zu unterzeichnen. Binnen Stunden marschiert die deutsche Armee in Prag ein. Die tschechischen Streitkräfte müssen in ihren Kasernen bleiben. 35'000 deutsche und österreichische Flüchtlinge in der Stadt befinden sich plötzlich in grösster Gefahr.

In der darauffolgenden Woche kündigt Chamberlain das Ende seiner «Politik der Befriedung» an. Die USA, Grossbritannien und Frankreich rufen ihre Botschafter aus Berlin zurück. Die polnische Regierung sieht sich wegen einiger territorialer und rechtlicher Fragen von Deutschland unter enormen Druck gesetzt. Als Warschau nicht nachgeben will, bricht das «Reich» alle Verhandlungen ab.

Im April kündigt Hitler den deutsch-polnisch en Nicht-Angriffs-Pakt auf. Gleiches geschieht mit dem deutsch-britischen Flottenabkommen.

Im August schliessen Deutschland und die Sowjetunion einen Nicht-Angriffs-Pakt. In einem geheimen Zusatzprotokoll werden Ostpolen, Finnland und die baltischen Staaten dem Zugriff Stalins überlassen.

Am 1. September überfällt Deutschland Polen. Dies ist der Beginn des Zweiten Weltkriegs.

Italien

Papst Pius XI stirbt im Februar. Er war ein entschlossener Gegner aller modernen totalitären Tendenzen gewesen. Eugenio Pacelli, der als päpstlicher Nuntius sowohl in München als auch in Berlin gedient hatte, wird zum Papst gewählt. Er nimmt den Namen Pius XII. an.

Im April wird Albanien von Italien überfallen. Das Land wird an das «Faschistische Reich» angeschlossen. Damit wird Italien als Nachbar für Jugoslawien noch wichtiger.

Im Mai unterzeichnen Mussolini und Hitler den so genannten Stahlpakt. Das ist die eigentliche Geburtsstunde der «Achse».

Jugoslawien

Prinzregent Pavel und seine Regierung beginnen einen verzweifelten Balanceakt zwischen Berlin, Paris und London. Am Ende aber geben ökonomische Zwänge den Ausschlag. Diese Zwänge, die das Land näher an Deutschland heranrücken, werden Pavel während eines fünf-tägigen Staatsbesuchs in Berlin unmissverständlich klar gemacht.

Das jüdische Volk

Die schrittweise Ausgrenzung und Demütigung der Juden in Deutschland, dem früheren Österreich und den anderen besetzten Gebieten wird jetzt mit brutaler Energie vorangetrieben.

Im Januar werden alle jüdischen Organisationen mit «politischem» Charakter verboten. Im März werden alle Juden aus den Streitkräften ausgeschlossen.

Im Oktober werden die ersten Juden aus Österreich und der Tschechoslowakei nach Polen deportiert. Die polnischen Juden auf dem Lande werden systematisch in die Städte getrieben; die ersten Ghettos entstehen.

Im April versuchen die ersten 102 Flüchtlinge, Schutz in Kuba zu finden. Zu diesem Zeitpunkt aber verwehren Kuba und alle anderen mittelamerikanischen Länder Juden die Einwanderung. Ihr Schiff, die «Flanders», muss nach Frankreich zurückkehren. Im Mai verlässt die «Saint Louis» den Hamburger Hafen mit ungefähr 1'000 jüdischen Passagieren an Bord. Auch sie wollen sich nach Lateinamerika retten; aber wiederum bleiben alle Türen verschlossen. Die «Saint Louis» muss unverrichteter Dinge umkehren und läuft Antwerpen an, wo die verzweifelten Flüchtlinge von Bord gehen dürfen.

RUDOLF BEGINNT, AUF EIGENEN FÜSSEN ZU STEHEN

«Schau mal, Rudolf, wer uns da geschrieben hat!» Cecilia eilte zu ihrem Sohn, als dieser gerade die Wohnungstür geöffnet hatte. Er war nach zwei Stunden intensiven Fechtrainings erschöpft und total durchgeschwitzt.

«Lass mich doch erst einmal duschen», bat er seine Mutter lachend.

«Nein, nein, du musst das jetzt gleich machen», beharrte sie

ungeduldig und hielt ihm einen Brief unter die Nase.

Rudolf seufzte, gehorchte, setzte sich und begann zu lesen. Der Brief war von Onkel Ignatz in Paris aufgegeben worden. Auf wenigen eng beschriebenen Seiten berichtete er über das, was er in letzter Zeit erlebt hatte. Er war über Jahre hinweg in Marokko, China, der Mongolei und der Türkei gewesen. «Genau wie die grossen Entdecker», murmelte Rudolf vor sich ihn. Wie er seinen Onkel für derartige Abenteuer bewunderte!

Zu Beginn des Jahres war er aus der grossen weiten Welt nach Moskau zurückgekommen. Rasch wurde ihm klar, dass sich die Verhältnisse in der Sowjetunion während seiner Abwesenheit grundlegend geändert hatten. Aus der «Diktatur des Proletariats» und der KPdSU war endgültig der persönliche, grausame und völlig unberechenbare Despotismus Stalins geworden. Auch «seine» Organisation, die Komintern, war zum blossen Befehlsempfänger degradiert. Sein Idealismus war verflogen, als er die tiefen Wunden bemerkte, die die willkürlichen Säuberungen Stalins überall hinterlassen hatten. Aus seiner Schilderung der sowjetischen Führung war nur Furcht und tiefste Frustration herauszulesen. Ignatz hatte seine Vorgesetzten gebeten, ihn nach Paris zu schicken, weil er dort einige Kominternagenten aus den französischen Kolonien treffen wollte. Glücklicherweise hatten seine Vorgesetzten keinerlei Verdacht geschöpft, und so liessen sie ihn reisen. Über Schweden war er nach Frankreich gelangt – mit der festen Absicht, dort für eine Weile zu bleiben. Er schloss seinen Brief mit Zeilen des Bedauerns darüber, dass er aus Sicherheitsgründen nicht nach Zagreb kommen könne und hinterliess seine Pariser Anschrift – «für alle Fälle!», wie er sich ausdrückte. Rudolf gab seiner Mutter den Brief zurück: «Was für ein furchtbares Schicksal!»

«Das mag schon sein», gab Cecilia achselzuckend zurück, «aber warum hat er sich auch so ein gefährliches Leben ausge-

sucht!» Den verräterischen Glanz in den Augen ihres Sohnes hatte sie nicht bemerkt.

Unter der Dusche fing Rudolf an nachzudenken. Was Onkel Ignatz da aufgeschrieben hatte, hatte ihn ziemlich aufgeregt. Es war wirklich schade, dass er nicht zu Besuch nach Zagreb kommen konnte. Rudolf verspürte den tiefen Wunsch, sich mit seinem Onkel zu treffen und ihm tausend Fragen zu stellen. Hinter dem Rätsel Ignatz musste sich doch ein wirklicher Mensch verbergen! Ein intensives Gespräch mit seinem Onkel erschien ihm viel, viel wichtiger als das mühsame Einarbeiten in die Grundlagen der medizinischen Wissenschaft (im Oktober des vergangenen Jahres hatte er sein Studium aufgenommen). Und auch die Parallelausbildung zum Krankengymnasten bei Dr. Deutsch, einem Freund seiner Eltern, war alles andere als spannend. Es mag eine eher naive als idealistische Vorstellung gewesen sein, aber Rudolf war sich sicher, dass er in Paris Antworten auf viele Fragen würde finden können, die er an das Leben stellte. Sein durch und durch praktischer Vater würde ihm diese Antworten nicht geben, von seiner Mutter ganz zu schweigen.

Ja, wirklich schade ... Aber dann durchzuckte es ihn wie ein Blitz: Wenn Ignatz nicht nach Zagreb kommen konnte, warum sollte er nicht einfach nach Paris gehen? Ein kurzer Traum, der rasch durch die ernüchternde Frage überdeckt wurde, wie er es denn jemals dorthin schaffen sollte. Seine Eltern würden ihn nicht gehen lassen. Und weil er noch nicht volljährig war, konnte er eine derart weit reichende Entscheidung auch nicht für sich allein treffen. Nur wenig später aber sollte ihm ein unglaublicher Glücksfall zu Hilfe kommen.

Der belgische Konsul streifte die Asche seiner Zigarre sorgfältig in dem Standaschenbecher ab, den man ihm neben den Ledersessel gerückt hatte. Er hatte das Abendessen bei Kandels ebenso ge-

nossen wie das Gläschen Portwein und die gute Sumatra in Mavros Bibliothek. Der Konsul war ein wohlbeleibter Mann in den frühen Sechzigern, mit einem runden, fröhlichen Gesicht und einem gewellten, grauen Haarschopf, den er immer wieder mit beiden Händen glattstrich. Er dachte eine Weile nach. Dann schlug er in einem Französisch, das ein schwerer flämischer Akzent leicht komisch wirken liess, vor: «Warum schicken Sie Ihren Sohn nicht nach Antwerpen, um Seerecht zu studieren? Wir haben dort das beste Fachinstitut weltweit. Und Seerecht wird in den nächsten Jahrzehnten immer wichtiger werden. Dieses Studium macht Spass, und ausserdem kann man damit später auch viel Geld verdienen. Es trifft sich gut, dass ich den Direktor wirklich gut kenne. Wir haben früher zusammen Jura studiert. Ich bin sicher, dass er Rudolf annehmen wird! Und übrigens: Nachdem so viele Flüchtlinge gekommen sind, leben heutzutage mehr als vierzigtausend Juden in Antwerpen. Da sollte er leicht Freunde finden.»

Mavro lächelte. Das schien ihm nun wirklich ein sehr vernünftiger Vorschlag zu sein, und er entsprach seinem tiefen Wunsch, Rudolf Rechtswissenschaften studieren zu sehen. Während der letzten Monate hatte Mavro seine Aktivitäten als Präsident von B'nai B'rith sehr intensiviert. Zu viele Flüchtlinge aus Österreich und Deutschland brauchten Hilfe und Zuspruch. Viele von ihnen versuchten, Pässe zu bekommen, die ihnen die Auswanderung in andere europäische Länder, in die USA oder nach Lateinamerika ermöglichen würden. Gott sei Dank gab es eine beträchtliche Anzahl von Konsuln in Zagreb, und einige von ihnen waren bereit zu helfen. Mit dem belgischen Konsul hatte sich Mavro besonders angefreundet. Er kannte ihn schon länger, weil die Bank einige belgische Aktionäre hatte. Er pflegte den Konsul um Rat zu fragen, auch was Rudolfs Studien anging. Der Belgier war nur zu gern bereit, hierzu seine Meinung zu äussern, denn die innere Ru-

helosigkeit des jungen Mannes war ihm nicht entgangen. So kam er zum Abendessen und machte seinen Vorschlag.

Mavro lächelte. Und Rudolf lächelte auch, nachdem er einmal tief Luft geholt hatte. Was Seerecht wirklich war, davon hatte er keinen blassen Schimmer. Aber hier winkte die grosse Chance, sich den Wind um die Nase wehen zu lassen und den langweiligen Hinterhof Jugoslawien gegen das aufregende Leben in Westeuropa einzutauschen! Er war damals schon 18 Jahre alt und hatte – mit Ausnahme von Palästina – noch kein fremdes Land gesehen. Das war durchaus nicht ungewöhnlich in einer Zeit, in der Massenverkehrsmittel und Massentourismus noch nicht existierten. Und dennoch hatte er seit langem davon geträumt, andere Länder zu besuchen. Und was das Schönste war: Antwerpen lag recht nahe bei Paris, und das würde ihn endlich in Kontakt mit Onkel Ignatz bringen! Er stellte einige höfliche Fragen, um seine Aufregung zu verbergen, und nahm den Vorschlag des Konsuls an.

Der Belgier telegraphierte an das Institut in Antwerpen, und nur wenige Tage später hielt Rudolf seine Zulassung in den Händen. Die notwendigen Reisedokumente waren rasch beschafft. Mavro griff in seine Ersparnisse und versorgte seinen Sohn mit einem schönen Batzen harter Devisen für seinen Auslandsaufenthalt. Die Koffer wurden gepackt, und an einem schönen Märzorgen bestieg Rudolf den Zug nach Ljubljana und Graz. An den Grenzen zum «Grossdeutschen Reich» gab es sorgfältige Kontrollen, aber die Pass- und Zollbeamten blieben ruhig und zuvorkommend, als Rudolf ihnen das Empfehlungsschreiben des belgischen Konsuls an das Institut für Seerecht im fernen Antwerpen präsentierte. Die Zugverbindung nach Wien war gut, und dort bestieg er den Nachtzug nach Amsterdam.

Mitten in der Nacht wurde Rudolf jäh aus dem Schlaf gerissen,

als der Zug an einem Bahnhof irgendwo auf dem Land mit kreischenden Rädern hielt. Ein gutes Dutzend Polizeibeamte stieg zu und begann eine gründliche Durchsuchung, Abteil für Abteil. Natürlich hatte Rudolf Angst. Er bemerkte, dass es seinem Reisegefährten im Bett über ihm, einem älteren Herrn, ebenso erging. Beide hatten sie an sich keinen Grund zur Furcht, aber die gesamte Atmosphäre war beunruhigend und bedrohlich. Als zwei oder drei Beamte die Tür zu ihrem Abteil öffneten, starrten die beiden Fahrgäste sie mit weit aufgerissenen Augen an. Zu ihrer grossen Erleichterung schenkten ihnen die Deutschen aber weiter keine Aufmerksamkeit. Einer der Beamten schüttelte den Kopf, und dann schlossen sie die Tür des Schlafwagenabteils wieder. Vorsichtig schob Rudolf von seinem Bettplatz aus die Fensterblende ein wenig nach oben, um zu sehen, was da eigentlich vor sich ging. Nach einer Weile sah er, wie eine Gruppe von Polizisten einen sehr grossen Mann mit dunklem Haar über den Bahnsteig führte. Neben dem Bahnhofsgebäude warteten zwei oder drei schwarze Autos. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Es dauerte lange, bis Rudolf wieder Schlaf finden konnte, aber irgendwie schaffte er es dann doch noch. Nachdem er am Morgen aufgewacht war, sich gewaschen und angezogen hatte, ging er zum Frühstück in den Speisewagen. Auf dem Rückweg fragte er den Schaffner seines Schlafwagens, was denn da in der Nacht passiert sei. Der Mann antwortete mit einer Stimme, die seine Verachtung kaum verbarg: «Die haben einen Juden gefangen, der aus Deutschland flüchten wollte. Der muss ein Dichter, ein Kommunist oder sonst etwas gewesen sein.» Rudolf war sich nicht sicher, ob diese Verachtung den Polizeibeamten oder ihrem Opfer galt. Aber er verzichtete auf weitere Nachfragen.

Was zu Hause niemand ahnen konnte: Rudolf hatte seine Pläne in der Zwischenzeit geändert. Er hatte nicht die leiseste Absicht, in Antwerpen zu bleiben. Sein wahres Ziel war jetzt Paris – und dahin würde er so rasch wie möglich gehen! Und während der langen Stunden im Nachtzug hatte er beschlossen, direkt nach Frankreich zu reisen. In Köln musste er wieder den Zug wechseln, und als der in Aachen die Grenze zu Belgien passierte, stand sein Entschluss fest. Er stieg in Lüttich aus, und zwei Stunden später sass er im Zug nach Paris.

In der Zwischenzeit hatte der Institutsdirektor seine Tochter von Antwerpen nach Brüssel geschickt, um Rudolf dort in Empfang zu nehmen. Sie wartete und wartete auf dem Hauptbahnhof, aber niemand kam. Nach einigen Stunden fuhr sie ziemlich verwirrt nach Antwerpen zurück. Der Direktor schickte ein Telegramm nach Zagreb und fragte, was denn mit Rudolf los sei.

Der kam am frühen Nachmittag an der Gare du Nord in Paris an. Das erste, was er tat, war zum nächsten Post- und Telegrafembüro zu gehen. Er schickte seinen Eltern ein Telegramm. Der Text war kurz und einfach: «Ich bin in Paris. Macht euch um mich bitte keine Sorgen. Ich werde euch einen Brief mit den Einzelheiten schreiben.» Er erinnerte sich gut an das, was dann passierte: «Der Krach mit meiner Familie war einfach fürchterlich. Mein Vater war zutiefst verärgert. Er weigerte sich über Monate, mit mir in Kontakt zu treten. Nun ja, ich muss schon zugeben, dass ich ihn auch richtig mies behandelt habe. Er hatte meine Reise finanziert und mir voll vertraut. Und seinen Freund, den Konsul, hatte er ganz schlecht aussehen lassen. Der war schliesslich Repräsentant der belgischen Krone.»

Paris war die erste richtig grosse Stadt, die er zu sehen bekam. Was Wunder also, wenn er völlig überwältigt war! Der Privatlehrer, der ihm zu Hause in Zagreb Französischunterricht gegeben hatte, hatte ihm eine Menge über den Eiffelturm, den Louvre,

Montmartre, die Seine, die Museen und die Strassen voller Licht und voller Leute erzählt. Er hatte ihm Fotografien gezeigt und Bücher mitgegeben, und mehrmals waren sie zusammen ins Kino gegangen, um sich einen französischen Film anzusehen. Aber was sind schon Erzählungen gegen die Wirklichkeit! Als Rudolf den Bahnhof verlassen hatte und das bunte Leben auf dem Vorplatz beobachtete, war er fast betäubt. Aber es gab einige praktische Fragen zu regeln, bevor er in die Wunder der Seinestadt eintauchen konnte.

Er ging also in den Bahnhof zurück, betrat wieder das Postamt und suchte in dem dicken Telefonbuch nach der Adresse einer vernünftigen Bleibe. Er notierte sich einige Anschriften, wechselte eine Banknote in Kleingeld und begann anzurufen. Glücklicherweise fand er rasch eine passende Adresse: eine kleine und erschwingliche Pension, die sich etwas grosssprecherisch «Hotel Saint Pierre» nannte. Sie lag in der Rue du Col de Médecin im zwölften Arrondissement. Rudolfs Mansarde war winzig, das Bett war klein und ächzte vor sich hin, die Toilette befand sich am Ende des Flurs. Aber er machte sich absolut nichts daraus, zumal ihm das kleine Mansardenfenster einen Blick über die benachbarten Dächer freigab. Das ist ja wie Paris im Kino, dachte er glücklich.

Die nächsten Tage verbrachte er von morgens bis abends in den Strassen der französischen Hauptstadt. Er stand sehr früh auf, ging auf einen Café und eine Brioche in eine nahe gelegene Bar und erforschte dann ein Stadtviertel nach dem anderen. Er wanderte durch die Stadt, viele Stunden täglich, und ruhte sich nur zum Mittagessen mit einem Baguette und einem Glas Rotwein oder Cidre aus. Er nutzte die dunkelgrünen Busse mit ihren offenen Plattformen oder fuhr mit der Métro – nur so zum Spass. Wenn er dann abends todmüde zurückkam, lud ihn die Wirtin gern zum Abendessen ein – zusammen mit den anderen Pensionsgästen. Ihr Ehemann war im Ersten Weltkrieg bei Verdun gefal-

len, jenem Schauplatz des unsinnigsten und blutigsten Schlachtens, das die Menschheit jemals gesehen hatte. Das gerahmte Foto an der Wand des Wohnzimmers zeigte ihn als einen stolzen Soldaten mit grimmigem Aussehen und einem riesigen Schnauzbar. Sie hasste die «boches», wie sie die Deutschen zu betiteln pflegte. Sie mochte Daladier, den neuen Premierminister Frankreichs, aber wohl nur deshalb, weil sie seine Vorgänger aus der Volksfrontzeit gehasst hatte. Madame kochte vorzüglich und war auch einigen Gläsern Rotwein gegenüber nicht abgeneigt, wenn er denn gut war. Alles in allem war sie eine typische «bourgeoise parisienne».

Einige Tage später unternahm Rudolf den nächsten praktischen Schritt. Er machte sich zum Empfangs- und Informationszentrum der Sorbonne auf. Diese Mutter aller akademischen Einrichtungen Frankreichs war schlicht überwältigend für jemand, der bis dahin nur die Universität Zagreb mit ihren kaum 500 Studenten von innen gesehen hatte. Und dann war da ja auch noch das Problem seiner sprachlichen Fähigkeiten. Gut – er sprach ein wenig Französisch, aber würde das reichen, um als Student akzeptiert zu werden? Erstaunen und Erleichterung waren gross, als er angenommen wurde. Er durfte sich in einige weniger populäre Kurse einschreiben, zum Beispiel Journalismus, Physik und Geologie. Das waren zwar nicht seine Traumfächer, aber es war eine Menge mehr als gar nichts. Und er war Student in Paris!

Als er alle notwendigen Unterlagen in Händen hielt und nachdem er seine ersten Vorlesungen besucht hatte, fasste er den Mut, seinen Eltern in Jugoslawien einen langen Brief zu schreiben. Er tat sein Bestes, um seine Entscheidung zu rechtfertigen. Er bat sie um Vergebung und versuchte, ihnen deutlich zu machen, dass sie sich keine Sorgen zu machen bräuchten. Dieser Brief reichte längst nicht hin, um seinen immer noch zornigen Vater zu besänftigen. Seine Mutter aber wurde allmählich stolz auf ihren Sohn.

Sie hatte nicht die Courage, das ihrem Mann zu sagen, aber wenn sie ihre jüdischen Freundinnen traf, dann erzählte sie gern von ihrem Jungen, der es nach Paris geschafft und dort eine viel versprechende akademische Laufbahn eingeschlagen hatte.

Jetzt erst wagte es Rudolf, seinen Onkel zu besuchen. Er näherte sich dem Haus, in dem Ignatz Kandel wohnte, mit einigem Unbehagen. Würde er überhaupt anwesend sein? Nun, glücklicherweise wohnte Ignatz immer noch unter der gleichen Adresse, die er in seinem Brief nach Zagreb angegeben hatte. Er hatte Rudolf nur als kleinen Jungen gesehen. Und Rudolf hatte nicht die geringste persönliche Erinnerung an seinen Onkel. Hier trafen sie sich nun wieder, zwei in Paris gelandete jüdische Männer! Als Ignatz die Tür zu seiner kleinen Wohnung öffnete, erblickte Rudolf eine Gestalt, die wesentlich grösser als die seines Vaters war, mit einem gespannten, mageren Gesicht und Augen, die in ihren tiefen Höhlen zu glühen schienen. Er sah älter aus, als er wirklich war, und nicht nur die leicht herabhängenden Schultern und sein schütteres Haar trugen zu diesem Eindruck bei.

Bereits in ihrem ersten Gespräch öffneten die beiden Männer ihr Herz bereitwillig – vielleicht nicht erstaunlich unter derart aussergewöhnlichen Umständen. Rudolf sprach zu Ignatz, wie er vorher nie zu seinen Eltern oder irgendjemand sonst gesprochen hatte. Er erzählte von seinen Träumen und Erwartungen, von seinen Befürchtungen und Ängsten. Schnell begriff er, dass sein Onkel ein zutiefst desillusionierter Mann war. In seiner Fantasie hatte er ihn sich als eine Art Mischung von Held und Meisterspion vorgestellt. Das, was er nun vorfand, war völlig anders. Ignatz hatte mit Stalin und seinen unmenschlichen Praktiken endgültig gebrochen. Er hatte selbst einige «Säuberungen» in Moskau miterlebt, bei denen eine Reihe seiner besten Freunde ihr Leben lassen mussten. Und seine persönlichen Überzeugungen, geprägt

durch humanistische und sozialistische Ideale, waren zu Bruch gegangen, als er die zutiefst antisemitische Haltung vieler Sowjetführer durchschaut hatte. «Wir haben ihnen Marx, Kautsky, Rosa Luxemburg und Trotzki gegeben. Und diese Verbrecher in Moskau behandeln uns Juden auch nicht besser, als es die Nazis tun!», sagte er verbittert.

Kurz nach seiner Ankunft in Paris hatte er die Komintern wissen lassen, dass er keineswegs die Absicht habe, in die Sowjetunion zurückzukehren, woraufhin ihn die Apparatschiks in der Zentrale sofort auf die «Verräterliste» setzten. Das erfuhr er nur indirekt, als sich seine deutsche Frau Beate, die immer noch rückhaltlos überzeugt war, von ihm scheiden liess. Übrigens: Trotz dieser Vorgehensweise sollte Beate kurz darauf Stalins Schergen zum Opfer fallen. Sie konnte beteuern, was sie wollte: Man verdächtigte sie, insgeheim zu Leo Trotzki, dem «Renegaten Nummer Eins» zu halten. Dieser Verdacht reichte bereits aus, sie ermorden zu lassen.

Ignatz hatte keinerlei Möglichkeit, mit seinen verbliebenen Freunden in Verbindung zu treten. Er wusste, dass er sie damit nur in grösste Gefahr bringen würde. Viel später konnte er sich überzeugen, dass diese Vermutung absolut zutreffend gewesen war. Er hatte einmal ein kleines Päckchen mit Kaffee und Zigaretten geschickt. Der Empfänger musste daraufhin zahlreiche Verhöre wegen seines Kontakts mit «Kandel, dem Verräter» über sich ergehen lassen.

Obwohl sich seine ursprünglichen Eindrücke nicht bewahrheiteten, war Rudolf von seinem Onkel zutiefst beeindruckt. Hier war ein Mann, der ein ganzes Leben hindurch seinen Kampf geführt hatte – selbst wenn sich dann herausstellte, dass er falsch und vergebens gewesen war. Ignatz war trotz seiner bitteren Erfahrungen weder verzweifelt noch resigniert. Er gab zu, dass sein Handeln falsch und vergebens gewesen war. Aber «die Sache

selbst» blieb für ihn gut und edel. Und er würde seinen Kampf wieder aufnehmen, sobald sich die Umstände geändert hätten.

Ihre jüdischen Wurzeln, ihre jüdische Existenz diskutierten die beiden erst am Ende ihres ersten Treffens. Wie sein Zickzackkurs während der letzten Monate ja hinreichend belegte, hatte Rudolf eine Menge Fragen an seine eigene Identität. Und diese Identität war auch ziemlich kompliziert: ein junger Mann, Jude ohne religiöse Bindungen, im österreichisch-deutschen Kulturkreis aufgewachsen, mit jugoslawischem Pass und nun in Paris gelandet. Ignatz lächelte, als das Thema auf den Tisch kam. «Schau mich doch an», sagte er. «Ich bin auch ein Mensch mit vielen Identitäten. Und den meisten von uns geht es ebenso, das kannst du mir glauben. Wir sind nicht einfach Juden, Christen oder Atheisten. Wir sind nicht einfach Franzosen oder Jugoslawen, Arbeiter oder Bourgeois. Unsere einzige wirkliche Identität ist die eines komplizierten, ungemein facettenreichen menschlichen Wesens, und unsere einzige Herausforderung besteht darin, diese Identität mit Würde, Liebe und Mitgefühl auszufüllen. Und das ist es, worum sich Sozialismus letztendlich dreht.»

Diese Erklärung war nun aber absolut nicht nach Rudolfs Geschmack. «Was du mir da erzählst, Onkel Ignatz», gab er zurück, «mag in der Theorie ja stimmen. Aber schau dich doch im wirklichen Leben um! Menschen sind sicherlich nicht zu Heiligen geboren, aber viele von ihnen sind schlicht und einfach kriminell. Sieh dir doch nur an, was in Deutschland oder in der Sowjetunion vor sich geht. Und morgen kann das auch anderswo passieren ...»

«Du hast Recht», antwortete Ignatz, «aber sollte uns das davon abhalten zu kämpfen?»

«Nein», gab Rudolf widerwillig zu, «aber mein Kampf soll ein persönlicher sein, kein idealistischer. Und auf einer Ideologie will ich ihn auch nicht aufbauen, sondern auf Grundsätzen. Ich will

beruflich vorankommen, will anderen praktisch helfen und so gut wie möglich ein Vorbild sein.»

Am Ende gestanden sich Ignatz und Rudolf ein, dass sie sich zunächst nicht einigen konnten. Und von da an trafen sie sich häufig, ein- oder zweimal pro Woche.

Eines Abends ging Ignatz völlig unerwartet zum Angriff über, kaum dass sie ihr bescheidenes Essen beendet hatten. «Mein lieber Rudolf», merkte er mit überraschend scharfer Stimme an, «ich habe mir jetzt viel über deine Träume angehört, darüber, wie du deine Persönlichkeit entwickeln und das Los anderer Menschen auf deine Weise verbessern willst. Das hört sich ja alles ganz gut an – aber soll ich dich wirklich ernst nehmen? Wie kannst du denn hoffen, anderen Gutes zu tun, wenn du nicht in deiner eigenen Familie damit anfängst? Du hast deinen Vater betrogen, du sitzt hier hübsch in Paris und genießt das Leben, und in ein paar Monaten wirst du deine Familie um Geld anbetteln müssen. Und dann hältst du mir Vorträge?» Er unterbrach sich und blickte Rudolf an, um zu sehen, wie der das auffassen würde.

Rudolf war kalt erwischt worden. Er sass eine Weile in tiefem Schweigen und meinte dann: «Lass mich das durchdenken, Onkel Ignatz. Mag schon sein, dass du da einen Punkt hast.»

Als er in seine Mansarde zurückgekehrt war, lag er noch lange wach. Er wollte des gegenüber seinem Onkel nicht gleich zugeben – aber er hatte völlig Recht. Er hatte darüber auch früher schon einmal nachgedacht, aber bis jetzt war er den Konsequenzen ausgewichen. Weil er sowieso nicht schlafen konnte, setzte er sich an seinen alten Tisch und schrieb seinen Eltern wieder einen langen Brief. Er bat seinen Vater erneut um Verzeihung und Verständnis. Würde er diesmal eine Antwort erhalten? Über dieser Frage schlief er schliesslich ein.

Am nächsten Tag traf er noch eine Entscheidung. Er begann,

nach einer Nebenbeschäftigung Ausschau zu halten, die sein Studium nicht übermässig behindern würde. Und so anstrengend war das Universitätsleben dann auch wieder nicht. Er kaufte ein paar Zeitungen, blätterte die Seiten mit den Kleinanzeigen durch und hatte wieder einmal Glück. Eine Privatklinik, die sich stolz «Ecole Française d'Orthopédie et de Massage» nannte, suchte einen Assistenten. Er fuhr sofort zu der angegebenen Adresse, Rue Cujas 21 im fünften Arrondissement, und stellte sich vor. Er wies auf seine Ausbildung in Zagreb hin und wurde angenommen. Rasch stellte sich heraus, dass er sehr geschickt war. Monsieur Dolto, der Arzt, der die Klinik leitete, war sehr zufrieden mit ihm.

Bereits nach wenigen Wochen überliess man ihm die ersten Patienten zur Behandlung. Und so verdiente er zum ersten Mal sein eigenes Geld. Darüber hinaus konnte er auf ein quasi akademisches Zeugnis am Ende seiner Tätigkeit hoffen. Rudolf hatte begonnen, auf eigenen Füßen zu stehen.

DAS GUTE ALTE EUROPA GIBT ES NICHT MEHR

Unsere Erinnerung spielt uns gern einen Streich. Zumindest aber funktioniert sie höchst selektiv. Es gibt einige Ereignisse, die sich vor langen Jahren abgespielt haben, die wir aber trotzdem in allen Einzelheiten in unserem Gedächtnis aufbewahren. Und dann gibt es ganze Lebensabschnitte, die mehr oder weniger vollständig aus unserer Erinnerung verschwunden sind. Manchmal können wir uns nicht erinnern, auch wenn wir uns noch so anstrengen. Manchmal wollen wir uns auch gar nicht erinnern, selbst wenn

man uns fragt. Wir unterdrücken das, was uns Schmerzen bereiten könnte.

Rudolfs Gedächtnis arbeitete wie das unsere auch. Wenn er über seine Pariser Zeit sprach, dann kamen ihm nur wenige isolierte Ereignisse in den Sinn. Da waren die Frühjahrsabende, an denen er sich unter die Menge auf den Champs-Élysées mischte. Die Stimmung war festlichfröhlich, wenn nicht gar ausgelassen. Die Pariser verströmten ein geradezu sagenhaftes Selbstbewusstsein. Die wirtschaftliche Lage hatte sich deutlich verbessert; die fast fertiggestellte Maginotlinie schützte das Vaterland an seiner Ostgrenze. Die Seeverkehrsrouten in die Kolonien auf der ganzen Welt waren offen. Und hatte nicht Premierminister Daladier die Friedensabkommen von München unterzeichnet? Alles in allem versprach 1939 ein gutes Jahr zu werden, voll mit guten Filmen und grossartigen Chansons. Sicher – in den Zeitungen erschienen fast täglich Artikel über die zunehmend unhaltbare Lage der Juden in Deutschland und im früheren Österreich. Flüchtlinge und Emigranten hatten ihre Geschichte erzählt, deren Eindruck auf die Intellektuellen Frankreichs durchaus beträchtlich war. Aber offen gestanden interessierte das den «Mann auf der Strasse» so gut wie gar nicht. *C'est la vie* – und überhaupt: Solch schreckliche Dinge würden hier ganz bestimmt nicht passieren!

Eines Tages tauchte Zdenka Steiner in Paris auf – aus heiterem Himmel. Sie hatte gerade in Zagreb ihr Abitur gemacht und war nun zum Sprachenstudium nach Frankreich gekommen. Rudolf war stolz darauf, ihr «sein» Paris zeigen zu können, und als sie einen Job brauchte, um ein wenig nebenher zu verdienen, verschaffte er ihr Arbeit bei einem Kollegen von Dr. Dolto. Beide studierten hart und arbeiteten viel; aber es blieb doch immer wieder Zeit für ein billiges Abendessen oder einen Kinobesuch.

Am 1. Mai, dem «Tag der Arbeit», riefen die Gewerkschaften und die Linksparteien zu einer machtvollen Demonstrationen auf.

Und machtvoll war sie, unterstützt durch ein ungewöhnlich warmes und sonniges Wetter. Hunderttausende Arbeiter, Angestellte, Beamte und Studenten versammelten sich rund um das pompöse Denkmal an der Place Denfer-Rochereau. Sie waren bereit, den Boulevard Saint-Michel herunterzustapfen, die Seine zu überqueren und sich dann in den Tuileriengärten zu versammeln, um ihren Führern zuzuhören.

Einige Kommilitonen hatten Rudolf eingeladen mitzukommen. Er akzeptierte und erhielt seinen ersten Anschauungsunterricht, was organisierte Volksmassen anging. Als tausende Hände rhythmisch klatschten, als die Parolen in einem ohrenbetäubenden Gleichklang gebrüllt wurden, fühlte er sich verwirrt und zunehmend unwohl. Es gefiel ihm, was dort auf den Strassen von Paris gerufen wurde. «Soziale Gerechtigkeit», «Alle Macht der Arbeiterklasse», «Kampf dem Faschismus» – mit all dem stimmte er irgendwie überein. Jedoch – dieses gewaltige, bedrohliche Menschentier, viele tausend Beine, Hände, marschierende Leiber und weit aufgerissene Münder – all das machte ihn einfach schwindelig. Er musste die Demonstration verlassen, ging in das nächste Bistro, fragte nach der Herrentoilette und übergab sich. Später rückte er sich dann einen Stuhl an den Rand des Bürgersteigs, bestellte eine Flasche Mineralwasser und betrachtete den nicht enden wollenden Demonstrationszug. Von nun an sollte er für den Rest seines Lebens jeder Massenveranstaltung fern bleiben.

Der frühe Sommer war dann voll von bedrohlichen Ereignissen im Osten Frankreichs und im Mittelmeerraum. All der Optimismus vom Anfang des Jahres war verflogen. Er hatte einer bedrückten Stimmung und einer ahnungsvollen Stille Platz gemacht. Die Europäer schienen im Anblick einer tiefen und Furcht erregenden Dunkelheit den Atem anzuhalten. Der Krieg war zu einer realen Möglichkeit geworden.

Dies konnte man während des französischen Nationalfeiertags am 14. Juli ganz deutlich spüren. Er wurde wie immer auf den Champs-Élysées gefeiert. Rudolf hatte Zdenka eingeladen, sich die traditionelle Militärparade mit ihm zusammen anzusehen, und Zdenka brachte noch eine andere Zdenka mit, Zdenka Slovak, die er schon kannte. Sie war in Zagreb eine Busenfreundin seiner Schwester gewesen, eine von denen, die ihn ständig herumgeschubst hatten, als er noch ein kleiner Junge war. Aber das waren andere Zeiten gewesen. Und Zdenka Slovak war ausgesprochen freundlich. Zudem hatte sie eine interessante Geschichte zu erzählen, während sie auf den Beginn der Parade warteten.

Auch Zdenka Slovak hatte beim Wiener Bankverein gearbeitet. Im Februar 1939 bot dann das British Council die Möglichkeit, das so genannte Cambridge Certificate in Englisch zu erwerben. Mit solch einem Zeugnis konnte man die Sprache an normalen Volks- und Oberschulen lehren. Weil sie ein besonderes Talent für Fremdsprachen hatte, schrieb sich Zdenka für diesen Kurs ein. Sie bestand die Prüfung im britischen Generalkonsulat mit Auszeichnung und erhielt ein dreimonatiges Stipendium im Vereinigten Königreich. Als sie in der Bank um einen unbezahlten Urlaub ansuchte, wurde sie abschlägig beschieden. Man sagte ihr: «Wenn Sie ins Ausland gehen wollen, müssen Sie Ihre Stellung bei uns aufgeben. Aber wenn Sie zurückkommen und die notwendigen Zusatzqualifikationen nachweisen können, stellen wir Sie gerne wieder ein.» Zdenka verließ die Bank (später sollte sich herausstellen, dass alle jüdischen Mitarbeiter des Wiener Bankvereins noch vor Kriegsausbruch gefeuert wurden). Sie hatte sich entschlossen, auf ihrem Weg nach London in Paris einen Zwischenaufenthalt einzulegen.

Und dann ging es mit der Parade los. Die französische Armee gab ein beeindruckendes Schauspiel: Panzer, Infanterie, alle Arten von Kanonen und Geschützen, Flugzeuge über den staunen-

den Menschenmassen in den Strassen, Militärkapellen. Und dennoch: Der typisch gallische Stolz mochte da sein, aber von Begeisterung und Selbstbewusstsein konnte keine Rede sein. Rudolf glaubte, in der Menge sogar eine gewisse Ängstlichkeit zu entdecken. Das änderte sich erst am Abend, als das Brillantfeuerwerk alle Zweifel zudeckte.

Am nächsten Morgen reiste Zdenka Slovak wieder ab. Sie nahm den Zug nach London. Als Rudolf und Zdenka Steiner ihr zum Abschied zugewinkt hatten und wieder auf dem Weg zu ihrer Arbeit waren, dachten beide: Auf der anderen Seite des Kanals wird sie auf jeden Fall sicherer sein.

Was nun Rudolf persönlich anging, so wurden all die Ereignisse der letzten Monate durch eine wichtige Entwicklung in der Familie überschattet. Zu Hause in Zagreb war sein Vater ernsthaft erkrankt. Der Verlust seiner Stellung bei der Bank, der Kummer um die sorglose Einstellung seines Sohnes, die wachsende Nervenanspannung, unter der er als führender Vertreter der örtlichen Judenheit zu leiden hatte – all das hatte seinem Herzen gefährlich zugesetzt. Die Ärzte empfahlen ihm dringend einen längeren Kur-aufenthalt. Als Mavro das mit seiner Frau diskutierte, kam Cecilia sofort eine glänzende Idee. «Warum gehst du nicht nach Vichy, nach Frankreich?», schlug sie vor. «Das ist ein erstklassiges Heilbad, die Ärzte dort sind weltberühmt, und es ist auch nicht weit von Paris entfernt.»

Mavro war schwer von Begriff. «Was hat denn Paris damit zu tun?», fragte er.

«Nun ja, du könntest dort ja Rudolf treffen und ihn wieder mit nach Hause bringen», antwortete sie mit ruhiger Stimme. «Ich vermisse ihn doch sehr, und wir könnten ihn hier auch gut brauchen, wenn die Lage sich verschlimmern sollte.»

Zunächst lehnte Mavro rundheraus ab. Er hatte nicht die geringste Absicht, seinen Sohn in Paris zu treffen. Aber Cecilia war

so hartnäckig wie immer. Sie gab einfach nicht nach. Und am Ende der Diskussion fanden die beiden einen Kompromiss: Mavro würde Rudolf in Vichy treffen. Cecilia setzte sich noch in derselben Nacht hin und schrieb einen Brief an ihren Sohn. Rudolf hatte ihn nicht aufbewahrt, und er wollte auch keine Einzelheiten daraus erzählen. Aber wir können uns auch so denken, was Cecilia geschrieben hat.

An sich hätte Rudolf es vorgezogen, seinen Vater gleich in Paris zu begrüßen. So hätte er ihm seine akademischen und beruflichen Erfolge unmittelbarer verdeutlichen können. Sie hätten Dr. Dolto treffen und mit Onkel Ignatz zusammen sein können. Schliesslich hatten sich die beiden Brüder seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen. Er wusste aber ganz genau, dass er nachgeben musste. Er schrieb nach Zagreb zurück, und ein Treffen wurde vereinbart.

Rudolf nahm den Zug nach Clermont-Ferrand und stieg in Vichy aus. Als er in Mavros Hotel ankam, musste er erst noch ein wenig warten. Sein Vater war mitten in einer Behandlung. Aber dann tauchte er endlich in der Hotelhalle auf. Rudolf grüsste ihn höflich und bat ihn noch einmal um Vergebung. Sichtlich bewegt schloss sein Vater ihn in die Arme. Beide Männer weinten und dann sprachen sie, sprachen sie, sprachen sie. Ein zerbrochener Krug war für immer geflickt. Rudolf verbrachte nur eine Nacht in diesem Hotel. Am nächsten Morgen reiste er nach Paris zurück. Die beiden hatten verabredet, dass Rudolf bis zum Ende der Kur seines Vaters dort bleiben sollte. Dann würde Mavro ihn abholen und ihn mit zurück nach Zagreb nehmen.

Als dieser Tag gekommen war, gingen Vater und Sohn zu Ignatz – und das war ein weiteres gefühlsbeladenes Treffen. Mavro flehte seinen Bruder an, sie nach Zagreb zu begleiten. «Sieh mal», sagte er, «du weisst genau wie ich, dass ein Krieg in der Luft liegt. Hitler, dieser Wahnsinnige, wird vor nichts Halt machen. Dann wirst du vielleicht in Frankreich nicht mehr sicher

sein. Und überhaupt, in so gefährlichen Zeiten sollte eine jüdische Familie zusammenhalten. Wer weiss – vielleicht müssen wir uns schon bald gegenseitig helfen.»

Ignatz wehrte diesen Vorschlag ruhig ab. Er stimmte der Situationsanalyse seines Bruders völlig zu, aber er machte ganz deutlich, dass sein Platz an der Seite seiner Gesinnungsgenossen zu sein hatte. Nur wegen eines unberechenbaren Kriminellen würde er seinen Kampf für einen «menschlichen Sozialismus» nicht aufgeben. Er versprach ihnen aber, dass er sie wissen lassen werde, wo er sich jeweils befand. Und er werde auch häufiger als in der Vergangenheit schreiben. Sie umarmten sich und gaben sich einen Abschiedskuss. Niemand wusste, ob und wann er den anderen wiedersehen würde.

Nun – nicht einmal Ignatz konnte damit rechnen, dass Hitler und Stalin einen Nicht-Angriffs-Pakt schliessen würden. Ob er dieses schändliche Dokument als eine Bestätigung all seiner Befürchtungen über stalinistische Strategie und Taktik ansah? War er verzweifelt und aufs Äusserste frustriert, wie es die meisten Kommunisten ausserhalb der Sowjetunion damals waren? Wir wissen nichts Sicheres. Ausser wenigen vagen Hinweisen schwieg Ignatz sich aus, sowohl in seinen Briefen als auch in seinem späteren Leben.

Am nächsten Morgen besuchten Rudolf und sein Vater Dr. Dolto. Rudolf versuchte, ihm seine neue Lage begreiflich zu machen. Der Arzt war traurig. Aber er wusste, dass er den jungen Mann ziehen lassen musste. «Schade, wirklich schade», erklärte er Mavro, «Ihr Sohn ist für meine Arbeit sehr wertvoll gewesen. Ich glaube, dass er eines Tages ein sehr guter Arzt werden könnte.» Mavro war richtig beeindruckt, und Rudolf sah ihn einigermassen stolz an. Er bekam seinen Lohn ausgezahlt und dazu ein sehr positives Abschlusszeugnis. Man schrieb den 31. August 1939. Am folgenden Morgen begann der Zweite Weltkrieg.

Wenige Tage später nahmen Vater und Sohn den Nachtzug nach Marseille. Nach Kriegsausbruch war es für sie unmöglich geworden, durch Deutschland zu reisen. Dort war das Leben für einen Juden viel zu gefährlich, auch wenn er die jugoslawische Staatsbürgerschaft besass. Nach einer anstrengenden Reise über Südfrankreich, Genua, Mailand, Venedig und Triest kamen sie endlich in Zagreb an. Rudolf war wieder zu Hause, und man kann sich leicht vorstellen, dass seine Mutter der glücklichste Mensch auf der Welt war!

Wie Rudolf rasch herausfand, hatte sich die allgemeine Stimmung auch in Kroatien deutlich verändert. Überall herrschte ein giftiger Antisemitismus. Er war zwar noch nicht von der aggressiven Art, aber Rudolf lernte schnell, dass er mit den gewaltigen Propagandaanstrengungen der Deutschen zusammenhing. Die Nazis finanzierten eine Reihe von Blättchen, die nach Art der widerlichen Schmutzzeitung «Der Stürmer» gemacht waren. Sie forderten in aller Offenheit «das Ausmerzen des jüdischen Krebsgeschwürs» und wurden überall im Lande verteilt. Kein Wunder also, dass er seine Mutter und seine Schwester nervös und ein wenig verängstigt vorfand. Rasch hatten auch die ersten Nachrichten über Grausamkeiten an Polens Juden Zagreb erreicht. Sie verbreiteten in der jüdischen Gemeinde und auch in der Familie Kandel nackten Schrecken. Was sollte man tun?

Das war die Frage, die in jenen Tagen alle Gespräche beherrschte, und es war so gut wie unmöglich, darauf eine zufriedenstellende Antwort zu finden. Ein allgemeines Gefühl der Ängstlichkeit und Hilflosigkeit hatte von vielen ihrer Freunde Besitz ergriffen. «Zhidorv», die jüdische Zeitung, war auch alles andere als hilfreich. Dort erschien am 8. September (wohl zu Rosh Hashana, dem jüdischen Neujahrsfest) ein Kommentar, in dem der geachtete Herausgeber Ze'ev Glück die allgemeine Stimmung wie folgt zusammenfasste: «Im Augenblick ist es ganz unmöglich, die Lage, in der



Hochzeit in Karlsbad – Mavro und Cecilia Kandel, geb. Welczer, 1916

Cecilia und Rudolf
Kandel, 1922



Abitur – Rudolf Kandel, 1938

Hugo Selinger, ca. 1920

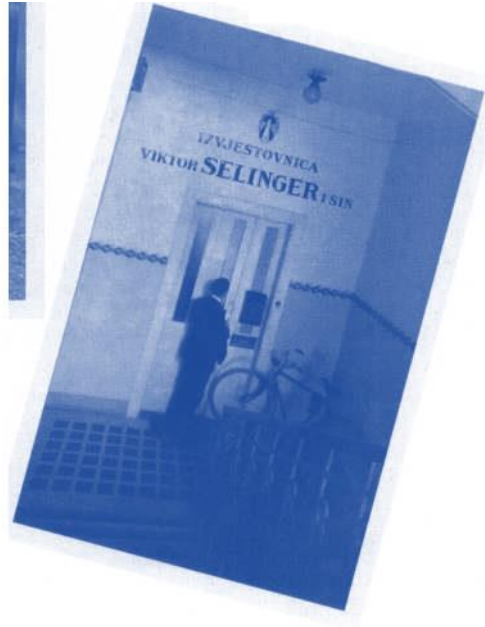


Hochzeit in Zagreb – Zhivko und Bertha Selinger, geb. Schatteles, 1922



Blanka Selinger,
1930

Firma «Selinger und Sohn»
in Zagreb



Alltag bei «Selinger und Sohn» – ca. 1935



Ein «Traum in cremefarbenem Tüll» – Blankas erster Ball, Zagreb 1940



Aufnahme für «Lasciapassare» – Cecilia Kandel, Ljubljana 1941



Aufnahme für «Lasciapassare» – Mavro Kandel, Ljubljana 1941



Sophia Kandel, 1942



Mavro, Cecilia, Rudolf und andere Flüchtlinge in Arezzo, 1942



Lido di Camaiore, 1943

Blanka in Lido di
Cam ai ore, 1943



Das Haus in Lido di
Camaio re, ca. 1965



wir uns befinden, einigermaßen zutreffend zu beschreiben. Wir können den Umfang des Unglücks, dessen Zeugen wir sind, nicht ermessen. Die Ereignisse finden vor unseren Augen statt, ein Stein ist ins Rollen gekommen, und niemand weiss, wo er zum Stillstand kommen wird. Zitternd vor Furcht wenden wir unsere Augen von der tragischen Gegenwart in eine unbestimmte Zukunft.»

Rudolf fand eine derartige Einstellung, voll von bewegungsloser Passivität, schlichtweg verächtlich. Und es beruhigte ihn sehr, dass sein Vater genau der gleichen Ansicht war. Sie würden nicht einfach dasitzen und warten! Sie würden ihr Bestes tun, um zu handeln und zu helfen. Und es gab ja immer noch tröstliche Anlässe, wenn es auch nicht zum Optimismus reichte. So war die jüdische Gemeinde Zagrebs stark gewachsen. Als Folge des Zustroms von Flüchtlingen und sephardischen Juden von der dalmatinischen Küste zählte sie mehr als 11'000 Mitglieder. Früher hatte es durchaus Spannungen zwischen den alteingesessenen und vergleichsweise wohlhabenden aschkenasischen Familien und den ärmeren Neuankömmlingen gegeben. Die kulturellen Unterschiede zwischen den progressiven, liberalen Familien und den strenger religiösen Menschen, die kurz zuvor aus den ländlichen Gegenden Osteuropas gekommen waren, waren deutlich spürbar. Angesichts einer umfassenden Bedrohung aber rückten die Zagreber Juden eng zusammen. Eine grosse Zahl kultureller, sozialer und bildungsbezogener Vereinigungen wurde gegründet. Einige von ihnen waren deutlich zionistisch in ihren Zielen, die meisten aber nicht.

Und dann kamen noch die Flüchtlinge aus Deutschland und dem früheren Österreich hinzu – grösstenteils auf der Durchreise. Und wie bereits erwähnt, bemühte sich Mavro als B'nai B'rith-Präsident ständig darum, über diverse Konsulate an die notwendigen Personaldokumente zu kommen.

Aber selbst für die nicht-jüdische Bevölkerung der Stadt spielte die jüdische Gemeinde immer noch eine wichtige, wenn nicht sogar vitale Rolle. In ihr waren schliesslich einflussreiche Kaufleute, erstklassige Rechtsanwälte und vor allem viele Ärzte und Dentisten vertreten. Eine hoch geachtete jüdische Persönlichkeit war zum Beispiel Professor Gottlieb an der Spitze der chirurgischen Klinik mit dem besten Ruf nicht nur in Zagreb, sondern in ganz Jugoslawien.

Eines Abends hatten die Kandels einen berühmten Zeitgenossen zu Gast. Es war Manès Sperber, der grosse Psychologe und Schriftsteller. Wie er an jenem Abend erzählte, war er 1905 in einer kleinen galizischen Stadt zur Welt gekommen – ganz in der Nähe des Ortes, aus dem Mavros Vater stammte. Als Schüler des grossen Alfred Adler war er zwischen 1927 und 1934 ein allgemein anerkannter Professor für Individualpsychologie in Berlin gewesen. Er war erst nach Österreich und dann nach Jugoslawien emigriert. Sperber gab eine brillante Analyse der psychologischen Wurzeln sowohl des Nazismus als auch der überwiegenden jüdischen Reaktion darauf. Seine Schlussfolgerungen waren ziemlich düster gewesen. Die Nazis würden sich an keine normalen Regeln halten. Weil sie sich auch innerlich als Vertreter der «Herrenrasse» fühlten, betrachteten sie sich als völlig frei, ihre Regeln selbst aufzustellen und auch zu brechen. Er war absolut im Zweifel, ob sich die europäische Judenheit angesichts dieser gewaltigen Bedrohung zu einer gemeinsamen und zusammenhängenden Abwehrstrategie würde aufraffen können.

In dieser Nacht lag Rudolf noch lange wach. Sollte er sich nicht doch den Zionisten anschliessen und ernsthaft versuchen, nach Palästina zu gelangen? Das wäre sicherlich einen Versuch wert. Aber was würde dann aus seiner Familie werden? Er hätte sie und praktisch all seine Freunde zurücklassen müssen. Nach einigem

Nachdenken formulierte er für sich eine eigene Überlebensstrategie: Lass die Dinge auf dich zukommen, halte zu deiner Familie, hilf, so gut du kannst. Und wenn die Unterdrücker keine Regeln kannten, warum sollte er sich anders verhalten? Wenn es notwendig werden sollte, würde er sie eben auch brechen. Aber alles zu seiner Zeit: So ernst war die Lage noch nicht. Und deshalb versuchte er zunächst, Ordnung in sein praktisches Leben zu bringen. Er schrieb sich erneut an der medizinischen Fakultät der Universität ein und nahm sein Studium wieder auf. Monsieur Doltos Zeugnis half ihm, eine Stelle in einer physiotherapeutischen Praxis zu finden.

Und schon kurz darauf machte sich Rudolf als Krankengymnast selbständig. Da er in seinem Beruf wirklich gut war, hatte er rasch einen ordentlichen Kundenstamm beisammen. Nein – es war nicht mehr das gute alte Europa. Aber in Zagreb war ein einigermaßen normales Leben immer noch möglich. Das sollte sich erst ein wenig später ändern.

EIN KURZES ZWISCHENSPIEL

1940

Deutschland

Im März ordnet der «Reichsführer SS» Heinrich Himmler die Errichtung des Konzentrationslagers Auschwitz an. Dieser Ort liegt nahe bei Krakau und nicht weit von anderen wichtigen Zentren jüdischen Lebens in Polen. Am 14. Juni ist das erste Lager errichtet; Rudolf Hoess wird sein Kommandant. Später, nach Aufbau der notwendigen «Infrastruktur», sollte der Lagerkomplex Auschwitz zum grössten Zentrum für Massenvernichtung in der Geschichte der Menschheit werden.

Im April überfällt die deutsche Wehrmacht Dänemark und Norwegen. Dieser Überfall ist Vorläufer des grossen Krieges in Westeuropa.

Im Mai wird die systematische Euthanasie offizieller Bestandteil des «Gesundheitssystems» der Nazis. Im selben Monat beginnen die deutschen Armeen mit der Invasion Belgiens, der Niederlande, Luxemburgs und Frankreichs. Der französische Widerstand wird überraschend schnell gebrochen, weil Frankreich sowohl taktisch als auch waffentechnisch deutlich in Rückstand geraten ist.

Bereits im Juni wird Paris von deutschen Truppen eingenommen. Hitler lässt auf den Champs-Élysées eine grosse Siegesparade veranstalten. Die «Vichy-Regierung» unter Marschall Pétain wird installiert. Dieses Marionettenregime hängt von Berlin ab; es behält jedoch die formale Hoheit über beträchtliche Teile des französischen Territoriums.

Im August bombardiert die Royal Air Force zum ersten Mal Berlin. Im November zerstören deutsche Bomben die Kathedrale von Coventry.

Italien

Mussolini verkündet im März seine Bereitschaft, «in vorhersehbarer Zukunft» die deutschen Kriegsbemühungen zu unterstützen. Ausserdem erklärt er seine Absicht, alle politischen und diplomatischen Bande zu Grossbritannien und Frankreich zu kappen. Im Juni erklärt der «Duce» beiden Ländern den Krieg.

Im August greift die Royal Air Force Mailand und Turin an. Das ist der Auftakt zu einem systematischen Bombardement aller grösseren Industriezentren des Landes. Eine nennenswerte italienische Luftabwehr existiert nicht.

Im Oktober fallen italienische Truppen in Griechenland ein. Die Griechen antworten mit einer Gegenoffensive.

Palästina

Malcolm MacDonald, britischer Kolonialminister, kündigt im Februar an, dass die Einwanderungsquote für jüdische Immigranten nach Palästina nicht erhöht wird – obwohl das zunehmende Leiden der Juden in weiten Teilen Mitteleuropas weitgehend bekannt ist.

Die italienische Luftwaffe greift Haifa an, ohne jedoch in Stadt oder Hafen grösseren Schaden anzurichten.

Im November werden mehr als 2'000 illegale jüdische Einwanderer auf zwei Schiffen daran gehindert, im Hafen von Haifa von Bord zu gehen. Einige Tage später richten einige Einwanderer auf einem dieser Schiffe, der «Patria», eine Explosion an, um ihre Einwanderung zu erzwingen. Die meisten Passagiere kommen dabei ums Leben.

Jugoslawien – Kroatien

Keine besonderen Entwicklungen. Das Land verharrt in einer trügerischen Normalität.

IM AUGEN DES TAIFUNS

Die meisten Zagreber Juden lebten wie im Auge eines Taifuns. Teile Europas gingen in Flammen auf, Juden wurden in mehreren Ländern verfolgt und ermordet, aber in Kroatien war alles ruhig. Nun, fast alles. Die Ustasha wurde von Tag zu Tag unverschämter. Aber die Zentralregierung in Belgrad schaffte es noch ganz leidlich, Recht und Ordnung aufrecht zu erhalten. Nebenan war Krieg, aber Polen und Frankreich, Belgien und die Niederlande, Grossbritannien, Dänemark und Norwegen – das schien psychologisch ganz weit weg. Der Zustrom jüdischer Flüchtlinge war fast versiegt; dennoch hatte sich das Wissen über die deutsche Brutalität im besetzten Polen rasch verbreitet. Das schuf natürlich Unruhe in der jüdischen Gemeinde, aber eine beinahe grenzenlose Fähigkeit zur Selbsttäuschung war immer noch vorherrschend.

Was würde auf dem Balkan passieren? Allgemein bekannt war, dass Mussolini ein Auge auf Teile der dalmatinischen Küste geworfen hatte, besonders auf die Städte und Gegenden, die bis zum Ende des 18. Jahrhunderts unter venezianischer Kontrolle gewesen waren. Venedig hatte zwar im Lauf seiner Geschichte mit dem Rest Italiens nie allzu viel zu tun gehabt, aber das kümmerte in den Kreisen der nationalistischen und imperialistischen Faschisten in der Hauptstadt niemanden. Und dennoch zweifelten die meisten Jugoslawen am Angriffswillen Mussolinis. Jugoslawien war ja schliesslich nicht das kleine Albanien! Und als dann auch noch die tapferen Griechen den italienischen Angriff auf ihr Land zu einem Alptraum werden liessen, verloren die Jugoslawen alle Angst vor ihrem westlichen Nachbarn. Der grossmäulige «Duce» wurde in den Cafés und Bars von Split bis Belgrad, von Zagreb bis Dubrovnik zur Witzfigur. Und warum sollten die Deutschen die Region angreifen? Die Beziehungen zwischen Berlin und Bel-

grad waren durchaus gut. Und im «Hinterland» pflegt es ja in der Regel ruhig und sicher zu sein. Allerdings: Nicht alle Juden dachten so. Es gab Familien, die das Schlimmste befürchteten und das Land rechtzeitig verliessen. Ob aber nun in Zagreb, Osijek, Belgrad oder Sarajevo – die grosse Mehrheit der Juden blieb im Lande. Das kulturelle Leben blühte nach wie vor, und die Gemeinden hielten engen Kontakt miteinander.

Sechzig Jahre später ist es sehr schwer zu beurteilen, ob diese «Normalität» wirklich gegeben war; ein Teil wird ganz sicherlich gespielt gewesen sein. Höchstwahrscheinlich wussten die meisten Juden, dass sie sich einer unmittelbaren Gefahr gegenüber sahen. Die meisten waren sich ihrer jüdischen Identität viel bewusster geworden, denn Hitler hatte mit seiner verbrecherischen Vorgehensweise auch vielen emanzipierten Juden endgültig die Augen geöffnet. Dieser Verrückte machte überhaupt keine Unterschiede! Alle Juden waren Zielscheiben für ihn und nicht nur einige besondere und unterprivilegierte Gruppen. Es ist wohl so: Wenn man Besorgnis und eine schlecht bestimmbare Furcht in sich spürt, dann braucht man einfach ein Stück Normalität, um überleben zu können. In aussergewöhnlichen Umständen setzen wir doch alle ein tapferes Gesicht auf!

Und was für die jüdische Gemeinde in der Stadt galt, das traf auch auf die Kandels und die Selingers zu. Zu Hause wurden die Gespräche häufiger und lebhafter. Jedoch: War das Leben nicht immer noch erträglich? Und wo war die unmittelbare Gefahr? Mavro Kandel konnte zur Not die Familie von seiner Pension ernähren. Und immer noch zogen die Herren ihren Hut, wenn sie ihm auf der Strasse begegneten. Darüber hinaus war er nach wie vor aktiv dabei, den inneren Zusammenhalt in der jüdischen Gemeinde zu stärken und den wenigen Flüchtlingen zu helfen. Und auch Zhivko Selingers Geschäft lief nach wie vor recht ordentlich, auch wenn er einige «arische» Kunden verloren hatte. Und

für die beiden Frauen hatte sich das Leben bisher überhaupt nicht verändert. Aus angeborener Vorsicht hatten die beiden Männer allerdings damit begonnen, den Grossteil ihrer Ersparnisse in Devisen und Goldmünzen anzulegen. Beide pflegten überdies ihre internationalen Beziehungen, so gut sie konnten. Wer konnte schon wissen, ob das nicht eines Tages noch einmal sehr wichtig werden würde?

Auch der Rest der Familie versuchte, ein möglichst normales Leben zu führen. Victor Selinger, Blankas Onkel, machte bei der internationalen Speditionsfirma Schenker richtiggehend Karriere. Er leitete das Zagreber Büro, machte mehr und mehr Geschäfte in Italien und wurde dann in die neutrale Schweiz geschickt, um das dort tätige Team zu verstärken.

Sophia Kandel lebte ihr ruhiges Familienleben mit ihrem Ehemann Walter Eisner. Dem waren in der Zwischenzeit die exklusiven Vertriebsrechte der berühmten Marvin-Uhren für ganz Jugoslawien übertragen worden. Das reichte noch nicht, um sie reich zu machen, aber es erschien ihnen als eine feste Grundlage für die nächste Zeit. Im Nachhinein sind wir natürlich alle klüger, aber Hand aufs Herz: Wer unter uns würde in vergleichbaren Lebenslagen an Emigration oder Flucht gedacht haben?

Lavoslav Steiner, Mavro Kandels enger Freund und der Vater von Zdenka, war einer von ihnen. Er bereitete seine Auswanderung vor. In den Jahren zuvor hatten die verschiedenen Geschäftsbeziehungen seiner Zellstoff- und Papierfirma enge Kontakte mit den Vereinigten Staaten und Grossbritannien nach sich gezogen, die er jetzt nutzte. Er hatte bei Banken in New York und London grössere Geldbeträge deponiert und sogar für sich und seine gesamte Familie Einwanderungspapiere für die USA beschafft. Aber letztendlich gingen nicht einmal die Steiners weg. Es war wohl die Furcht, «ganz von vorne beginnen zu müssen», die sie in Zagreb festhielt. Und diese Furcht liess sie die Gefahr

weiterhin verdrängen. Ausserdem hatte ihre Tochter Zdenka in der Zwischenzeit Fritz Brichta, einen vielversprechenden jungen Rechtsanwalt kennengelernt. Nach einer offiziellen Verlobung im Mai heirateten die beiden im September. Zdenka drückt das so aus: «Die Welt brannte, aber wir haben uns erst bewegt, als die Flammen unser Haus erreichten.»

Rudolfs jüdische Freunde an der Universität und im Sportklub Makkabi träumten immer noch ihre zionistischen Träume. Einige wollten sich ernstlich nach Palästina aufmachen. Aber wie sollte man dort unten klarkommen? Die britischen Mandatsbehörden hatten die Türen so gut wie geschlossen. Das hatte ihnen das Büro der jüdischen Gemeinde erzählt. Und «Zhidov» informierte sie über das grausame Schicksal der Flüchtlinge an Bord der «Patria». Zudem gab es noch ein anderes Hindernis: Die Faschisten in Italien hatten gleich ein ganzes Bündel antisemitischer Gesetze beschlossen. Damit war es ausgesprochen riskant geworden, dort ein Schiff zu besteigen. Sie wussten zwar, dass Italiener ihre Gesetze flexibel handhaben – aber gefährlich war die ganze Angelegenheit trotzdem.

Rudolf schien es, als wäre die Universität unter den gegebenen Umständen der beste Platz. Nach anfänglichem Zögern machte ihm das Medizinstudium mehr und mehr Spass. Und bei dieser Entwicklung spielte natürlich die Zeit eine grosse Rolle, die er bei Doktor Dolto in Paris verbracht hatte. Er wollte Arzt werden, und zwar so rasch wie möglich! Und so studierte er Tag und Nacht, nur durch kurze Sommerferien an der geliebten Adria unterbrochen.

Blanka genoss weiterhin ihr Leben. Mit ihren 16 Jahren war sie nach wie vor ein einigermaßen verwöhnter Teenager, den die Entwicklungen rund um sie herum nur sehr begrenzt interessierten. Und da sie über einen angeborenen Optimismus verfügte, schüttelte sie Probleme mit einem Lachen ab, wenn sie zu ernst

zu werden drohten. Ihre Eltern beneideten sie um diese Veranlassung, die ihnen auch immer wieder Zutrauen in ihre Tochter gab. Blanka würde schon klarkommen – selbst unter schwierigsten Umständen!

Mario Sternberg, der grosse Verehrer, war auch immer noch da. Er hatte sich zu einem sehr gut aussehenden jungen Mann entwickelt. In späteren Zeiten würden die Leute ihn wohl als «Latin Lover» bezeichnet haben – mit seiner dunklen Haut, seinem tiefschwarzen Haar und seinem hinreissenden Lächeln. Blanka liebte es, mit ihm zusammen zu sein. Sie mochte es, wenn sie in die Villa seiner Eltern in den Hügeln oberhalb der Stadt eingeladen wurde. Sie genoss es, im Auto der Familie Sternberg herumkutschert zu werden. Blanka hatte es gern, wenn sie mit einem so attraktiven männlichen Wesen gesehen wurde. Sie fühlte sich geschmeichelt, aber Mario lieben – nein, das tat sie nicht.

Im Frühjahr hatte sie damit begonnen, Tanzstunden in einer privaten Tanzschule in der Zagreber Oberstadt zu nehmen. Mario hatte sie dazu überredet, ihr Tanzpartner zu sein, was eine ganze Reihe von Mädchen natürlich neidisch machte. Er war von Natur aus ein guter Tänzer, und das konnte man von Blanka auch sagen. Beide liebten es, sich im Rhythmus eines Foxtrott oder eines Walzers zu wiegen. Sie liebten es, sich zusammen zu bewegen und sich zu berühren. Aber diese körperliche Anziehung ging nie über einen unschuldigen Kuss beim Nachhausegehen hinaus. Als dann der Abend des Abschlussballs heranrückte, wurde Tante Zhenka wieder einmal Hauptperson, viel wichtiger als Mario.

Zhenkas Modeatelier hatte nach wie vor viel zu tun. Ihr Mann Mirko fungierte als kaufmännischer Geschäftsführer, und Tante Böhka half regelmässig aus. Für Blankas Ballkleid gaben die beiden Frauen ihr Bestes – ein «Traum in cremefarbenem Tüll», wie sie sich noch heute erinnert. Und die festliche Atmosphäre

des grossen Konzert- und Ballsaals tat ihr Übriges für den Glanz des grossen Ereignisses.

Als die jungen Tänzerinnen und Tänzer paarweise gemessenen Schrittes den Saal betraten, war die Übereinstimmung allgemein: Blanka und Mario waren das hübscheste Paar des Abends. Blanka hatte sehr darauf geachtet, dass der Rock ihres Ballkleides leicht und weit geschneidert war. Sie hatte schöne Beine und zeigte sie beim Tanzen durchaus freigebig. Ihr Vater war stolz, als seine Tochter ihn später am Abend um einen Tanz bat.

Die Romanze zwischen Blanka und Mario kam wenige Wochen darauf zu einem abrupten Ende. Herr Sternberg hatte seine Firma in Zagreb verkauft. Die gesamte Familie verliess die Stadt, Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen eingeschlossen. Sie wanderten in die Vereinigten Staaten aus, wo Herr Sternberg Geschäftsinteressen hatte und einen neuen und erfolgreichen Anfang wagte. Mario beendete in den USA seine Oberschulzeit. Er hatte kaum mit seinem Studium begonnen, als er 1943 in die amerikanische Armee einberufen wurde. Nach einer Zeit strengen und intensiven Trainings wurde seine Einheit nach Grossbritannien verlegt. Diese Einheit war dazu ausersehen, im Sommer 1944 mit nach Frankreich zu gehen. Die Sternbergs waren stolz auf ihren geliebten Sohn. Und sie waren glücklich darüber, dass er für eine so überaus ehrenvolle Aufgabe ausersehen war – einer der tapferen Soldaten zu sein, die irgendwann Europa vom Joch der Nazi-tyrannie befreien würden. Es kam zum «D-Day», und Mario landete mit einer der ersten Einheiten an den Stränden der Normandie. Er ist dort wenige Tage später im Kampf gefallen, mit gerade einmal 20 Jahren.

Jedoch – zurück ins Jahr 1940. Die Kandels, die Selingers und so viele andere lebten tatsächlich im Auge des Taifuns. Aber das dauert ja bekanntlich nicht sehr lange.

EINE GANZE WELT WIRD UMGESTÜLPT

1941 bis zum Überfall auf die Sowjetunion

Deutschland

Im Januar schliessen Deutschland und die UdSSR ein weit reichendes Wirtschaftskooperationsabkommen ab. Es wird nie umgesetzt.

Im März unterzeichnet Bulgarien in Berlin einen umfassenden Pakt mit Deutschland und Italien; das Land wird Teil der «Achse». Unter der Führung von General Rommel beginnen deutsche Truppen einen Gegenangriff gegen die in Nordafrika vorrückende britische Armee.

Hitler legt im April per Geheimbefehl den 22. Juni als Termin für den Überfall auf die Sowjetunion fest. Zwei Wochen zuvor haben die Familien der sowjetischen Handelsmission Berlin verlassen.

Im Mai fliegt der «Führerstellvertreter» Rudolf Hess nach England, um dort auf eigene Rechnung Verhandlungen aufzunehmen. Er wird verhaftet und festgesetzt.

Italien

Im Januar nehmen britische Truppen ihre Offensive gegen die italienischen Besatzungskräfte in Eritrea und Äthiopien auf. Im selben Monat erobern alliierte Truppen Tobruk und nehmen 14'000 italienische Gefangene. Hitler zwingt Mussolini, seine Militäraktionen mit der deutschen Kriegsstrategie abzustimmen.

Am 10. Februar ergibt sich in der Cyrenaica die 10. italienische Armee den Briten; einige Tage später kapituliert auch Italienisch Somalia. Im Lauf der nächsten Monate werden Mussolinis Truppen in Afrika fast vollständig besiegt.

In der Schlacht von Kap Matapan zerstört die Royal Navy grosse Teile der italienischen Mittelmeerflotte.

Jugoslawien

Unter enormem Druck aus Berlin unterzeichnet die Regierung unter Premierminister Dragisa Cvetovic einen Beitrittsvertrag zur «Achse». Zwei Tage später wird diese Regierung gestürzt. Prinzregent Pavel geht ins Exil. Der junge Prinz Peter wird zum König ausgerufen. Luftwaffengeneral Dusan Simovic wird neuer Regierungschef. Als Folge hiervon gibt Hitler den Befehl, einen «Blitzfeldzug» gegen Jugoslawien vorzubereiten.

Am 5. April unterzeichnet Jugoslawien einen «Freundschaftsvertrag» mit der Sowjetunion. Am 6. April dringen deutsche Truppen in das Land ein. Die jugoslawische Armee muss am 17. April kapitulieren. König und Regierungschef gehen ebenfalls ins Exil nach London.

Im Oktober beginnen die ersten ernsthaften Aktivitäten kommunistischer und royalistischer Partisaneneinheiten, die zu diesem Zeitpunkt bereits 80'000 Kämpfer zählen. Deutschland reagiert mit den ersten Vergeltungsmassnahmen.

Kroatien

Am 10. April, vier Tage nach dem deutschen Einmarsch, proklamiert Ante Pavelic, Chef der ultrarechten Ustasha, den faschistischen Staat Kroatien.

Zwei Wochen später unterzeichnen der italienische Aussenminister Graf Ciano und sein deutscher Kollege Ribbentrop ein Geheimabkommen. Der nordöstliche Teil Kroatiens gerät hierdurch unter deutsche, der südwestliche Teil des Landes unter italienische Militärkontrolle.

Montenegro, der grösste Teil der dalmatinischen Küste, fast die gesamte Halbinsel Istrien und beinahe ganz Slowenien werden im Mai nach einem Besuch von Ante Pavelic bei Mussolini italienischer Oberhoheit unterstellt. Im Juni tritt das kroatische Marionettenregime der «Achse» bei.

Eine antijüdische Gesetzgebung nach dem Vorbild Deutschlands, der Slowakei und des besetzten Polens wird im April in Kraft gesetzt.

Im Mai beginnt die Deportation und Ermordung von Juden und

anderen Minderheiten. In der Nähe von Jadovno in den Velebiter Bergen hinter der adriatischen Küste sowie auf der Insel Pag werden die ersten Konzentrationslager errichtet.

Das jüdische Volk

Im Januar veröffentlicht die bulgarische Regierung eine antijüdische Gesetzgebung. In den Niederlanden müssen sich alle Juden bei den Besatzungsbehörden registrieren lassen. Im Februar wird in Amsterdam der erste «Judenrat» (Jodenraad) gebildet; 200 Juden aus der Stadt werden in die Konzentrationslager von Buchenwald und Mauthausen verschleppt. Etwa 10'000 Wiener Juden werden verhaftet und nach Polen geschafft.

Ab Mai gelten die anti-jüdischen «Nürnberger Gesetze» auch im besetzten Teil Frankreichs. Zuvor waren hier bereits etwa 4'000 Juden verhaftet worden.

Der deutsche Chemiekonzern «LG. Farben» beschliesst, in der Nähe von Auschwitz einen grossen Fabrikkomplex zu errichten. Himmler besucht Auschwitz im März; er ordnet die Errichtung des Vernichtungslagers Birkenau an. Das Vernichtungslager Chelumno wird im Dezember fertig.

WOCHEN DER ANGST, DER BEDROHUNG UND DES TERRORS

In den Frühjahrsmonaten des Jahres 1941 änderte sich die Lage für die Kandel und die Schlesingers schlagartig – wie für alle Juden in Jugoslawien. Schon im Februar und im März waren die Radionachrichten von allen Seiten voll mit Propaganda gewesen. Die Zeitungen berichteten über den ständigen Druck, den die Regierung Nazi-Deutschlands auf die Behörden in der Hauptstadt

ausübte. Berlin bedrängte Belgrad, ein willfähriger Freund des «Reichs» zu werden. Die unterschwellige Botschaft war allen klar: Entweder seid ihr unser Verbündeter oder unser Feind! Während der dramatischen Tage Ende März überschlugen sich dann die Ereignisse.

Etwa eine Woche später fasste sie Blankas für gewöhnlich gut unterrichteter Onkel Egon beim Familienabendessen wie folgt zusammen: «Ihr müsst wissen, dass die Dinge in der letzten Woche ein wenig komplizierter waren als uns die Zeitungen und das Radio erzählt haben. Ich habe über vertrauenswürdige Kontaktpersonen einige Einzelheiten erfahren. Wir haben ja alle mitbekommen, unter welch schwerem Druck der Deutschen der Premierminister Cvetkovic gestanden hat. Die Deutschen wollten uns unbedingt in ihre ‚Achse‘ bekommen. Und ihr wisst ja auch, wie sehr wir wirtschaftlich von Deutschland und insbesondere vom früheren Österreich abhängig sind. Auf das ‚Reich‘ und auf Italien entfällt mehr als die Hälfte unseres Aussenhandels; unsere Strassen und Eisenbahnen führen nach Mailand und nach Wien. Die Banken und Versicherungen aus diesen Ländern sind bei uns sehr beherrschend. Und dennoch hat Premierminister Cvetkovic zunächst Widerstand geleistet. Er wollte seinen Gleichgewichtskurs in der Aussenpolitik fortsetzen. Schliesslich hat dann Hitler den Prinzregenten Pavel auf den ‚Berghof‘ hoch oben in den bayrischen Alpen eingeladen. Dort hat ihm der ‚Führer‘ ein Ultimatum unter die Nase gehalten. Nach Belgrad zurückgekehrt, hat Pavel die jugoslawische Führung, den so genannten Kronrat, zu einem Geheimtreffen zusammengerufen. Er hat die Lage erläutert und dann seinen Vorschlag gemacht: Lasst uns den Deutschen nachgeben! Es gibt nichts, was wir sonst tun könnten! Nach einer langen Diskussion hat er am 20. März eine Abstimmung verlangt. Die Kroaten, angeführt durch den Vizepremier und Minister Macek, aber auch die Slowenen, angeführt durch den Pater Kulo-

vec, befürworteten eine derartige Allianz mit den Deutschen. Ihr eigentliches Argument war einfach: Sie wollten ihre Landesteile vor etwaigen italienischen Forderungen schützen. Als der Kronrat dann abstimmte, gab es zehn Stimmen für die Allianz, Prinzregent Pavel eingeschlossen. Fünf Mitglieder hatten dagegen gestimmt und drei hatten sich der Stimme enthalten. Erst dann ist Svetkovic nach Wien gefahren und hat unterzeichnet. Nun ja», seufzte Egon, «den Rest der Geschichte kennt ihr ja. Als der Premierminister in die Hauptstadt zurückkehrte, waren die serbischen Landesteile bereits in vollem Aufruhr. Die Verhandlungsdelegation wurde auf der Stelle verhaftet. Pavel wurde ins Exil getrieben und General Simovic übernahm die Regierungsgeschäfte. Und jetzt stehen wir vor einem bewaffneten Konflikt mit Deutschland und Italien, den wir nur verlieren können.»

Als der Bruch mit Deutschland unabwendbar geworden war, musste sich Jugoslawien auf den Krieg vorbereiten. Die aktiven Streitkräfte wurden mobilisiert, und alle Reserveeinheiten wurden ebenfalls zu den Waffen gerufen. Ende März oder Anfang April wurde Blankas Vater eingezogen. Zhivko Selinger sollte als Reserveoffizier dienen. Das muss eine ziemlich feierliche und formelle Angelegenheit gewesen sein. Das Armee-Hauptquartier in Zagreb hatte ihm sogar einen höflichen Soldaten, einen «Burschen» geschickt, der beim Packen half und Zivkos alte Militärstiefel wieder auf Hochglanz brachte! Nur einen Tag später musste Blankas Onkel Mirko, der Mann von Tante Zhenka, ebenfalls einrücken. Er wurde den aktiven Einheiten zugeteilt, so wie es auch Fritz Brichta, Zdenka Steiners Mann, und Walter Eisner passierte.

Von patriotischer Begeisterung war damals nichts zu spüren. Im Gegenteil – die Kandels und auch die Selingers reagierten auf diese Einberufungen mit tiefer Niedergeschlagenheit. Sie gingen mit völliger Gewissheit davon aus, dass die jugoslawische Armee

gegen die mächtige Kriegsmaschine der Deutschen und ihrer italienischen Verbündeten absolut keine Chance hatte. Und diese Annahme war natürlich vollkommen richtig. Nach nur zwei Wochen Kampf musste Jugoslawien kapitulieren. Blankas Vater fiel in Feindeshand und wurde Kriegsgefangener. Sie berichtet, dass die Deutschen ihn in ein besonderes Gefangenenlager nach Niedersachsen schickten, in die Nähe von Osnabrück. Dieses Lager war für Offiziere reserviert. Glücklicherweise wurde es ausschliesslich von der Wehrmacht verwaltet. Hier wurden weder die SS-Leute noch die «Herren» von der Gestapo hereingelassen.

Auch Mirko wurde gefangengenommen. Er hatte noch mehr Glück: Seine Einheit war in einer Gegend entwaffnet worden, die dann unter italienische Kontrolle geriet. Er wurde also in einem Lager der Italiener interniert.

Am glücklichsten schien es zu jener Zeit aber für Walter Eisner und Fritz Brichta auszusehen. In dem absoluten Chaos, das auf die jugoslawische Kapitulation folgte, begaben sich viele Soldaten auf die Flucht. Das taten auch Walter und Fritz. Sie tauschten einfach ihre Uniformen gegen Zivilkleidung und tauchten wieder in Zagreb bei ihren Frauen auf.

Von jetzt an sollte die alte und wohlvertraute Welt der Zagreber Juden innerhalb weniger Wochen völlig ausgelöscht werden. Dramatische und tragische Ereignisse folgten einander mit unglaublicher, atemberaubender Geschwindigkeit. Es gab keinerlei Vergleichspunkte, an denen man sich hätte orientieren können. Es gab keinen Augenblick der ruhigen Abwägung, und da war auch kein Tag mehr, an dem man hätte zu sich selbst kommen können. Die stolze Tradition vieler Jahrzehnte wurde von heute auf morgen weggewischt. Zdenka hat das so beschrieben: «Ganz plötzlich mussten wir erkennen, dass wir nicht mehr Herr unserer eigenen Zeit waren, von unserem eigenen Schicksal ganz zu schweigen. Von nun an wurden alle Daten und Fakten von ande-

ren bestimmt. Darauf zu reagieren war alles, was uns blieb. Wir lebten in einem Zustand vollständiger Ungewissheit.» Und das war natürlich genau das, was die Nazis und die Ustasha wollten. Ungewissheit schwächt den Verteidigungswillen.

Am 10. April marschierte die Wehrmacht in Zagreb ein. In ihrer Mehrheit begrüßten die Kroaten die Soldaten wie Gäste, die man lange erwartet hat – und das war gar nicht einmal überraschend. Die serbische Herrschaft während der beiden letzten Jahrzehnte und die nun ausgelöste antiserbische Propagandakampagne hatten giftige Früchte getragen. Unterdrückte nationalistische Tendenzen brachen plötzlich auf. Nun würden die Deutschen bei der Schaffung eines unabhängigen Kroatiens helfen! Und das war es, was die meisten Kroaten in Zagreb an diesem Tag wollten – auch wenn es ein Arrangement mit Ante Pavelic und seiner Ustasha bedeutete. Die Deutschen wurden mit Blumen überschüttet, einige Hakenkreuzflaggen und kroatische Flaggen wehten aus den Fenstern (niemand wusste, wo sie über Nacht hergekommen waren), eine jubelnde Menge füllte Plätze und Strassen, um den «Befreiern» ihre Dankbarkeit zu zeigen.

Zuerst waren die Panzer gekommen und dann die Infanterie in Gefechtsausrüstung. Sie wurden mit Staunen beobachtet. Aber als die deutschen Offiziere sicher waren, dass die Truppen nicht mit Widerstand rechnen mussten, schickten sie die Militärkapellen hinterher. Das liebten die Kroaten mit ihrer reichen Blasmusiktradition ganz besonders. Die Juden aber verbargen sich in ihren Häusern und hielten die Fensterläden fest verschlossen. Sie nahmen die Mezuzas von den Wohnungstüren, da sie wussten, was andernorts bereits passiert war. Und so wurden auch die Mitglieder der jüdischen Gemeinde zum ersten Mal in ihrem Leben von wirklicher Furcht gepackt. Es hatte keine planmäßigen Vorbereitungen für einen derartigen Fall gegeben, aber die meisten Juden wussten, was jetzt zu tun war.

Über Nacht waren die Kandels und die Selingers damit beschäftigt, «kompromittierende» Bücher und Schriften zu verbrennen oder zu zerstören. Die Jüngerer in beiden Familien protestierten wild und sahen diesem schrecklichen Vorgehen mit Tränen in den Augen zu. Warum um alles in der Welt Dinge zerstören, die man doch so sehr geliebt hatte? Welchen Schaden sollte denn ein Buch anrichten können? Aber es musste getan werden! Was würde geschehen, wenn die Besatzer «kommunistische» oder «zionistische» Literatur finden würden?

Bertha Selinger suchte die ganze Wohnung nach verdächtigen Unterlagen ab, die ihr Mann vor seinem Eintritt in die jugoslawische Armee vielleicht in der Wohnung gelassen hatte. In den späten Nachtstunden tat sie dann das, was zeitgleich mit ihr viele jüdische Frauen in Zagreb getan haben mögen: Sie nähte Goldmünzen in verschiedene Kleidungsstücke ein und hielt alle Wertsachen griffbereit. Sie mussten auf eine plötzliche Flucht vorbereitet sein. Wenn sie in dieser Nacht überhaupt sprachen, dann wohl mit flüsternden Stimmen. Von den Älteren her wohlbekannte Erzählungen schossen jedem durch den Kopf – Erzählungen über die blutigen Pogrome, die sich zu Beginn des Jahrhunderts in Osteuropa zugetragen hatten. Das war gerade erst vierzig Jahre her! Und für den Rest der Nacht lagen sie alle hellwach auf ihren Betten. Ihre unaussprechliche Angst rührte nicht von einer Zukunft her, die sich jetzt für sie viel schwieriger darstellte als noch vor wenigen Wochen. Sie rührte vielmehr daher, dass diese Zukunft völlig ungewiss und dunkel war.

Am nächsten Morgen erschien ein Gestapo-Offizier im Büro der jüdischen Gemeinde. Er stellte sich mit kalter Höflichkeit und einem dünnen Lächeln vor. Dann begann er die beiden einzigen Angestellten zu befragen, die mutig genug gewesen waren, an einem derartigen Tag zur Arbeit zu erscheinen. Er fragte viel, aber

am meisten interessierten ihn offenbar die Verbindungen zwischen den jüdischen Organisationen am Ort mit jüdischen Einrichtungen jenseits der Landesgrenzen. Die verschüchterten Angestellten antworteten, so gut sie eben konnten. Unwillkürlich erinnerten sie sich daran, dass die Nazis schon seit langem von einer «internationalen jüdischen Verschwörung» faselten, die für sie anscheinend die Wurzel allen Übels auf der Welt war. Und die Nazis redeten nicht nur, sie glaubten offenbar auch an diesen Unsinn!

Der Offizier war ganz offensichtlich nicht mit den Auskünften zufrieden, die er erhalten hatte. Mit kaum verborgenem Zorn entnahm er seiner Aktentasche ein Dokument. «Dies ist die vollständige Liste der Mitglieder von B'nai B'rith aus dem Jahre 1939», zischte er zwischen seinen Zähnen hervor. «Unser Konsul hier hat sich diese Liste vor zwei Jahren beschafft und sie in unser Hauptquartier nach Berlin geschickt. Hier, sehen Sie sich das genau an!», herrschte er sie an. Er wollte genau wissen, welche Mitglieder noch aktiv waren, und wer von ihnen noch in der Stadt lebte. «Ich würde Ihnen nicht raten, mich anzulügen», bemerkte er mit drohendem Unterton. «Wir haben unsere Mittel, die Wahrheit herauszufinden!»

Die jüdischen Angestellten schauderte es, aber sie waren nicht in der Lage, eine befriedigende Antwort zu geben. Sie wussten ganz einfach nicht genug darüber. B'nai B'rith war schliesslich nicht offizieller Bestandteil der Gemeinde.

Der Mann von der Gestapo setzte sein dünnes Lächeln wieder auf und verabschiedete sich: «Sie werden schon wissen, wie Sie mir diese Information rasch beschaffen können. Ich werde morgen wiederkommen. Und dann will ich eine vollständige Liste, verstanden?»

Er verliess den Raum, aber die bedrohliche Botschaft war klar. Am selben Abend noch wurden alle Mitglieder von B'nai B'rith gewarnt. Unter ihnen war Mavro Kandel, der Präsident der lokalen Organisation, aber auch Lavoslav Steiner.

Wenige Tage nachdem die Deutschen in Zagreb einmarschierten, hatten Ante Pavelic und die Ustasha offiziell in Kroatien die Macht übernommen. Die berüchtigte Ustasha-Bewegung hatte sich schon früh zu einer lockeren paramilitärischen Organisation entwickelt, mit geheimen Ausbildungslagern im faschistischen Italien und im Ungarn von Admiral Horthy. Und nun waren die neuen Herren fest entschlossen, eine blutige Militärdiktatur zu errichten. Nach seiner Machtübernahme setzte Pavelic ein ganz einfaches Programm in die Tat um, und das tat er rasch und brutal. Dieses Programm zielte auf die «ethnische Säuberung» des Landes ab, auf einen rein kroatischen «Lebensraum». Als mörderische Konsequenz sollten Serben, Juden, Zigeuner und andere «unwillkommene» Minderheiten mit einer unglaublichen Grausamkeit verfolgt werden.

Wenn sie nur etwas sorgfältiger hingehört und aufgepasst hätten, dann hätten die Kandels und die Selingers, die Steiners und die Slovaks die tödliche Natur der Ustasha-Maschinerie schon früher durchschaut. Warum hatten sie die extrem fremdenfeindliche und antisemitische Propaganda der letzten Jahre nicht ernster genommen? Warum hatten sie das alles achselzuckend als Produkte einer kranken Fantasie abgetan? Jetzt verwandelten diese Kriminellen Kroatien in eine einzige grosse Folterstätte. Ganz rasch, noch im April, wurde ein Gesetz zum «Schutz des Volkes und des Staates» verabschiedet. Jeder, der im Verdacht stand, der «Ehre des kroatischen Volkes» zu schaden, konnte des Hochverrats für schuldig befunden werden. Darauf stand die Todesstrafe. Was hier «Ehre» war, das bestimmten allein die Tyrannen und ihre Helfer.

Kurz darauf wurden die ersten «Verräter», zwei linksgerichtete Serben, nach einem kurzen und nichtöffentlichen Gerichtsverfahren hingerichtet. Zettel mit ihren Namen wurden an die Hausmauern geklebt, ihre Habseligkeiten wurden «eingezogen». Und es

wurde rasch stadtbekannt, dass diese armen Opfer vor ihrer Hinrichtung grausam gefoltert worden waren. Die Ustasha dementierte diese Gerüchte nicht. Sie wollte ein Klima der Angst und des Terrors erreichen.

Ende April wurden einige wohlbekannte jüdische Persönlichkeiten aus Zagreb und anderen kroatischen Städten nach Graz, der Hauptstadt Kärntens im früheren Österreich, verbracht. Nach einigen Verhören bei der Gestapo kehrten sie zwar unversehrt wieder zurück, aber ein zusätzliches Element der Unsicherheit belastete die Menschen. Die Deutschen gaben ganz eindeutig zu verstehen, dass sie, hinter der sichtbaren Grausamkeit der Ustasha, die wirklichen Herren Kroatiens waren. Etwas später wurden alle jüdischen Rechtsanwälte der Stadt, etwa vierzig an der Zahl, verhaftet und in das nahe gelegene Kerstinac verschleppt, wo man ein provisorisches «Lager» errichtet hatte. Schrittweise kamen sie bis zum 7. Juni wieder nach Hause. Einige von ihnen waren misshandelt worden. Am 22. Juni sollten sie dann erneut verhaftet werden. Einige Tage später wurden sie in das neu errichtete Konzentrationslager Jasenovac gebracht, wo fast alle von ihnen gefoltert und umgebracht wurden.

Als die Türklingel an Blankas Wohnung gar nicht aufhören wollte zu klingeln, lugte ihre Mutter durch die geschlossenen Fensterläden vorsichtig auf die Strasse. Dann drehte sie sich um. Ihr Gesicht war kreidebleich. «Da unten sind deutsche Soldaten», flüsterte sie ihren Kindern zu. «Rasch! Versteckt euch unter den Betten!» Blanka und Otto gehorchten widerspruchslos. Sie hatten in den Augen ihrer Mutter das blanke Entsetzen gesehen. Dann erst öffnete Bertha die Tür mit dem elektrischen Öffner, der ein Jahr zuvor installiert worden war.

Zwei Soldaten kamen die Treppe heraufgestapft. Zu ihrer totalen Verblüffung grüssten sie Bertha höflich und fragten in deutscher Sprache: «Ist das die Wohnung von Herrn Selinger?» Als

Bertha schweigend nickte, sagte der eine von ihnen: «Die Stadtverwaltung hat uns Ihre Anschrift gegeben. Ihre Wohnung ist gross und bequem genug, um einen Gast aufzunehmen.»

«Was soll diese Überraschung bedeuten, meine Herren?», fragte Bertha – ebenfalls auf Deutsch.

Ihr Gegenüber antwortete: «Heute Abend noch wird ein Major der Wehrmacht bei Ihnen eintreffen. Sie werden ihn aufnehmen und ihm ein hübsches Zimmer zur Verfügung stellen.»

«Übrigens, Frau Selinger, Ihr Deutsch scheint ja ganz ausgezeichnet zu sein», warf der andere ein. «Glückwunsch! Da können Sie sich ja mit dem Herrn Major leicht verständigen.»

Bertha war gänzlich verwirrt. Offenbar wussten diese Leute überhaupt nicht, dass sie sich in einem jüdischen Haushalt befanden. Aber – sollte sie ihnen das etwa sagen? Besser nicht! Sie beschloss, dieses kuriose Spiel mitzuspielen und sagte so freundlich, wie sie eben konnte: «Danke für Ihr Kompliment, mein Herr. Ich bin mit der Sprache Goethes und Schillers gross geworden. Und ich werde mein Bestes tun, um eine gute Gastgeberin zu sein.»

Die beiden Soldaten salutierten und stapften die Treppen wieder hinunter. Wie sich bald herausstellte, waren deutsche Soldaten in der ganzen Stadt unterwegs, um Zimmer, Wohnungen und Häuser für ihre Offiziere zu requirieren. Bertha entfernte alle Hinweise auf eine jüdische Familie aus ihrer Wohnung: den Hanukahleuchter auf Zhivkos Schreibtisch, Fotos und Grafiken mit hebräischen Schriftzeichen und die Utensilien für den Sederabend, die sich auf einer Kommode im Esszimmer befanden.

Der «Herr Major» traf am frühen Abend ein. Er war, wie sich Blanka erinnert, «sehr kultiviert und höflich, etwa 40 Jahre alt.» Man bot ihm das Herrenzimmer mit seinem grossen Schlafsofa an, und er nahm dankend an. Als Blanka auf ihn zuging, um ihn

zu begrüßen, stockte Bertha vor Schrecken der Atem. Ihre Tochter trug ein Silberhalsband, an dem ein grosser Davidstern hing! Der deutsche Offizier warf einen kurzen Blick darauf. Sein Gesicht blieb völlig bewegungslos. Er machte keinerlei Bemerkung zu dem, was er gesehen hatte. Bertha aber war sich ganz sicher: Dieser Offizier wusste ganz genau, mit wem er die Wohnung teilte. Er benahm sich jedoch vollkommen unauffällig, zog sich abends in sein Zimmer zurück und las eine Menge Bücher.

Eine Woche später fragte er Bertha mit einer leichten Verbeugung, ob er ihre Tochter in die Oper einladen dürfe. Nun war Blankas Mutter allgemein als eine resolute Person bekannt. Jetzt aber war sie verängstigt und verwirrt. Sie wagte nicht, die Bitte abzuschlagen. Möglicherweise hätte das weit reichende Konsequenzen haben können. Für diesmal liess ihr Mut sie im Stich, und sie sagte kleinlaut: «Fragen Sie doch bitte meine Tochter direkt.» Weil nun aber auch Blanka zu ängstlich war, nein zu sagen, nahm sie die Einladung an. Sie gingen in die Oper, wo an jenem Abend Verdis «La Traviata» gegeben wurde.

«Ich habe richtig gezittert», sagt sie. «Wenn mich nun jemand erkannt hätte! Ein deutscher Offizier mit einem jüdischen Mädchen! Gott sei Dank ging alles gut. Ich richtete es so ein, dass wir unsere Plätze erst im letzten Moment einnahmen und in der Pause auch nicht ins Foyer gingen.»

Etwa noch eine Woche später verliess der Wehrmachtsoffizier sein Zimmer wieder. Er erzählte den Selingers, dass seine Einheit verlegt werde. Beim Abschied sagte er mit deutlicher Wehmut in der Stimme: «Sie wissen, dass Krieg immer Schrecken bedeutet. Und bitte vergessen Sie nicht, dass auch ich Frau und Kinder zu Hause habe. Meine Frau ist sehr besorgt, und das gilt auch für mich. Ich weiss übrigens, dass Sie eine jüdische Familie sind.»

Bertha, Blanka und Otto rangen nach Luft, aber der «Herr Major» hob seine Hände in einer beruhigenden Geste. «Machen Sie

sich bitte keine Sorgen. Ich habe überhaupt nichts gegen Juden. Ich bin aus Köln und hatte einige jüdische Schulkameraden. Das waren allesamt sehr nette Leute. Das Einzige, was ich Ihnen sagen kann: Passen Sie gut auf sich auf!»

Sie gaben sich die Hand, der Deutsche nahm sein Gepäck und ging nach unten, wo ein Militärfahrzeug auf ihn wartete. Blanka bedauert sehr, dass sie seinen Namen nicht behalten hat. Nach dem Krieg hätte sie ihm allzu gern geschrieben.

Anfang Mai führte das Ustasha-Regime die ersten Rassengesetze ein. Diese beraubten die Juden fast aller bürgerlichen Rechte. Viele von ihnen wurden gleichsam über Nacht enteignet. «Kommissare» ohne jede Qualifikation übernahmen die Kontrolle über die enteigneten Vermögenswerte. Dies war nur eine notdürftige Bemäntelung dessen, was wirklich geschah: ein einfacher Akt einer gross angelegten Räuberei. Die Juden in Zagreb mussten ihre Radios abgeben, die dann gleich in den Wohnungen der Ustasha-Gesellen landeten. Alle jüdischen Veröffentlichungen wurden verboten, was auch das Aus für «Zhidov» bedeutete. Bestenfalls waren die Juden Bürger zweiter Klasse geworden, und sie teilten dieses Schicksal mit den Serben, den Zigeunern und anderen Minderheiten. Und was das Schlimmste war: Es gab keine Berufung gegen die willkürlichen und unvorhersehbaren Entscheidungen der neuen Machthaber.

Nur wenig später wurde die erste «Zwangssammlung» von Geld und Juwelen organisiert. Weitere sollten rasch folgen. Prominente jüdische Bürger wurden als Geiseln genommen, um den Erfolg einer Plünderung sicherzustellen, die an die finstersten Zeiten des Mittelalters erinnerte. Mavros Freund Lavoslav Steiner war gezwungen, an einer derartigen «Sammlung» mitzuwirken, bei der innerhalb von 24 Stunden der Ustasha der gewaltige

Betrag von 100 Millionen Kunas ausgehändigt werden musste. Der Druck auf die jüdische Solidarität war riesig. Viele Familien griffen ihre letzten Reserven an, nur um ihre Verwandten und Freunde wieder aus den Klauen dieser Geier in ihren Fantasieuniformen, mit ihren brutalen Gesichtern und ihrer Bereitschaft, jederzeit zu töten, herauszubekommen.

Etwa Mitte Mai wurden alle Juden aufgefordert, sich registrieren zu lassen. Dies traf zunächst die «sensiblen» und politisch aktiven Gruppen: Studenten, Journalisten, Anwälte und andere freie Berufe. Zur selben Zeit wurde auch die Universität von der Ustasha übernommen. Damit fand Rudolfs Studium ein jähes Ende. Kurz nach Semesteranfang, als Rudolf eines Morgens im Gebäude der medizinischen Fakultät auftauchte, um sich noch rechtzeitig einzuschreiben, wurde er schlicht hinausgeworfen. So einfach war das. «Nein, du jüdischer Bastard, du wirst diese Universität nie mehr betreten», schrie ihn ein Ustasha-Milizionär an. Er schien bereits zu früher Stunde leicht betrunken zu sein. Rudolf blickte in blutunterlaufene Augen, hielt seinen Mund und ging weg. Das war ein Mensch, der wahrscheinlich nicht einmal die Volksschule ordentlich zu Ende gebracht hatte. Aber der hatte jetzt die Macht, Rudolfs akademische Laufbahn zu beenden.

An den Oberschulen begannen die Ferien früher als sonst. Es hatte eine «nationale Revolution» gegeben, man musste also neue, linientreue Lehrer finden, und auch die alten jugoslawischen Schulbücher taugten nichts mehr. Wie alle anderen in ihrer Klasse erhielt Blanka ein vorläufiges Zeugnis. Nach sechs Jahren musste auch sie für eine ganze Zeit ihre normale Schulzeit unterbrechen. Von nun an würde das Leben selbst die Rolle des grossen Lehrers übernehmen.

... UND EINER UNGLAUBLICHEN NAIVITÄT

Trotz allem herrschte unter den Juden in Zagreb eine geradezu unglaubliche Naivität vor. Die Kandels und die Selingers machten da keine Ausnahme. Rudolf erinnerte sich an die Diskussionen jener Wochen: «Sicher, die Tyrannei der Ustasha war brutal. Die waren völlig unberechenbar und hatten auch nicht die geringste Disziplin. Ihre Anführer hatten die Bluthunde losgelassen, und sie wussten es. Nein, ich will genau sein, sie wollten es so. Da waren die Geschichten der Flüchtlinge, denen mein Vater bis zum letzten Augenblick zu helfen versucht hat. Da war die zunehmende Unterdrückung mit ihren täglichen Schikanen. Aber niemand ahnte auch nur, dass sich hinter all diesen einzelnen Verbrechen eine Politik der systematischen Vernichtung vorbereitete. Wir hatten vor der Ustasha eine Riesenangst. Was wir aber überhaupt nicht bedachten, waren die Absichten ihrer deutschen Herren. Gut – wir hatten über die ‚Lager‘ auf kroatischem Boden und in Deutschland gehört. Aber von Jasenovac oder gar Auschwitz erfuhren wir erst sehr viel später. Und erst nach dem Krieg sollten wir erfahren, was mit den jüdischen Gemeinden in Städten wie Amsterdam oder Saloniki geschehen war.»

Darüber hinaus gab es die verbreitete Überzeugung, dass es mit den blutigen Abenteuern der Deutschen nicht mehr lange dauern würde. Darüber hatten die Diskussionen bereits 1940 begonnen. Wie sollte es möglich sein, dass Hitler ganz Westeuropa eroberte? Und später dann, als er 1941 auch noch die Sowjetunion überfiel, glaubten viele Juden – viele von ihnen bereits im Exil, im Versteck oder in den Konzentrationslagern –, dass er jetzt den Krieg rasch verlieren müsse. Hitler hatte es mit noch mehr Feinden zu tun als seinerzeit Napoleon, und man musste ja nur bedenken, was

mit dem Kaiser der Franzosen passiert war! Zu Beginn des Krieges hatten selbst intelligente und erfahrene Leute wie Mavro Kandel und andere die Macht ihrer tödlichen Feinde und die Grösse der drohenden Gefahr gröblich unterschätzt. Diese naive Einschätzung änderte sich nur allmählich.

So hatte Mavro zum Beispiel die Emigration seiner Familie erst dann ernstlich in Angriff genommen, als man ihn über die Nachfragen der Gestapo nach den Mitgliedern von B'nai B'rith unterrichtet hatte. Er nahm Kontakt zu alten Freunden in anderen Landesteilen des ehemaligen Jugoslawien auf und bereitete Fluchtwege vor.

Die Selingers unternahmen immer noch nichts. Zhivko und Mirko sassen zu dieser Zeit im Gefangenenlager; Bertha und ihren Schwestern ging die kluge Weitsicht der Männer in der Familie ab. Sie spürten die Gefahr, aber sie handelten nicht. Onkel Egon, der inzwischen sehr aktiv in der jüdischen Gemeinde geworden war, hatte sie immer wieder gewarnt. Andererseits mussten die Frauen sehr vorsichtig sein, solange der deutsche Offizier noch bei ihnen einquartiert war. Er mochte ja ein wirklicher Herr sein – aber was würde passieren, wenn er den Mund nicht hielt? Und was würde geschehen, wenn er auf Anzeichen einer unmittelbar bevorstehenden Flucht stossen würde?

Lavoslav Steiner liefert das tragischste Beispiel einer verhängnisvollen Unentschlossenheit. Er hatte alle Papiere, die man für eine Auswanderung in die USA brauchte. Über Verbindungen, über die seine Tochter nichts weiss, hatte man ihm auch falsche Pässe angeboten, die die Steiners zu einer griechisch-orthodoxen Familie gemacht hätten. Er lehnte sie ab. Ihre Wohnung wurde von den Deutschen für Franz Abromeit, Adolf Eichmanns Henker in Kroatien, beschlagnahmt. Es gibt Dokumente, die nachweisen, dass ein Würdenträger der Ustasha gegen diese Beschlagnahmung sogar protestierte. Er hatte wohl gehofft, sich diese Woh-

nung selbst aneignen zu können. Selbstverständlich verhalte solch ein Protest völlig wirkungslos. Abromeit zog in die Steiner'sche Wohnung, und die Steiners mussten Hals über Kopf in eine andere umziehen. Lavoslav dachte immer noch nicht an Flucht. Er vertraute mehr auf seine Orden aus dem Ersten Weltkrieg als auf all die Ratschläge, auf die er besser gehört hätte. Würde es irgendjemand wagen, einen hoch dekorierten österreichischen Offizier zu verfolgen und festzunehmen?

Als ihm die Wahrheit endlich dämmerte, war es schon zu spät.

AN DEN PFORTEN DER HÖLLE

Bereits im April hatte die Ustasha auf dem Areal von «Zagrebacki Zbor», einem früheren und jetzt ungenutzten Messegelände, ein «Empfangszentrum» errichtet. Es sollte nicht mehr lange leerstehen. Am 29. April wurden rund 160 junge jüdische Männer, alle zwischen 16 und 22 Jahren alt und auf die eine oder andere Weise politisch aktiv, aufgefordert, sich in diesem «Zentrum» einzufinden. Man hatte ihnen mitgeteilt, dass sie zu einem mehrwöchigen Arbeitseinsatz gebracht würden.

Nach der Ankunft wurden sie in eine der früheren Ausstellungshallen gebracht. Durchgelegene Matratzen lagen dort auf dem Boden; verrottete Stühle standen an den Wänden. In einer Ecke der Halle hatte man primitive sanitäre Einrichtungen aufgebaut. Als die jungen Männer aus den schmutzigen Fenstern sahen, blickten sie auf den französischen Messepavillon auf der anderen Strassenseite. Ironie des Schicksals, aber über dem Tor dieser Halle war zu lesen: «Liberté, Egalité, Fraternité». Die Farben wa-

ren verblichen, aber die Worte waren immer noch klar erkennbar.

Kurz darauf tauchte ein Milizionär der Ustasha auf. Die jungen Männer mussten Hab-Acht-Stellung einnehmen. Er reckte und dehnte seine Schultern, als ob er sich in seiner lächerlichen Uniform selber aufblasen wollte. Und dann schrie er mit der vollen Kraft seiner ziemlich hohen Stimme: «Bis jetzt habt ihr euch auf eine widerwärtige Weise benommen! Ihr seid möglicherweise alle Verräter! Aber ihr seid ja noch jung und habt euch vielleicht durch andere nur verführen lassen. Deshalb wird Kroatien euch nicht so bestrafen, wie ihr es eigentlich verdient hättet!» Er sagte tatsächlich «Kroatien»! Seine Stimme war ihm ein wenig abhanden gekommen. Deshalb räusperte sich der Ustasha-Mann umständlich, ehe er fortfuhr: «Ihr werdet jetzt in ein Sonderlager gehen und mithelfen, das kroatische Vaterland aufzubauen. Und dort werden wir euch umerziehen. Verstanden?» Als er so mit wild rollenden Augen in die Runde blickte, sah er eher wie ein Pfau oder ein Truthahn aus als wie ein menschliches Wesen. Das allgemeine Gemurmel seiner Zuhörerschaft befriedigte ihn keineswegs. Er brüllte wieder: «Habt ihr mich verstanden?»

Ein «Ja» als Antwort genügte ihm überhaupt nicht. Er kreischte: «Jawohl, mein Herr!»

Jedermann bemühte sich, «Jawohl, mein Herr!» zu sagen, und der Milizionär machte einen perfekten Theaterabgang. Die jungen Leute hatten gerade eine völlig unwirkliche Szene erlebt. Sie wussten nicht, ob sie lachen oder weinen sollten.

Einer von ihnen war Rudolf Kandel. Nach einigem Hin und Her hatten er und seine Freunde die Geschichte des Ustasha-Offiziers geglaubt. Was anderes hätten sie sich auch vorstellen sollen? Einige hatten bereits ihre Rucksäcke, ihre Gitarre und ihre Mundharmonika mitgebracht. Einer führte sogar ein Akkordeon

mit sich. Wenn man alles richtig bedachte, meinte Rudolf, würde das doch gar nicht so viel anders sein als die guten Zeiten bei Makkabi. Niemand erwartete eine Urlaubsreise; aber auch niemand erwartete irgendetwas wirklich Böses oder Brutales.

Was dann passierte, kann nur als unglaubliches Glück bezeichnet werden. Erst eine Woche zuvor hatten die Ärzte Rudolf an der Stirnhöhle operiert. Seine Nasenröhren waren zu eng, und das führte ständig zu Schmerzen und Entzündungen. Diese Operation war einfach und rasch vonstatten gegangen. Er trug aber immer noch blutige Tampons in den Nasenlöchern, als er sich in «Zag-rebacki Zbor» einfand. Am Abend seiner Ankunft spielte er dann mit einem der Ustasha-Wärter «Schnäpsln», ein altes und populäres Kartenspiel aus Österreich. Zufällig kannte er diesen Mann, denn der hatte ihre Wohnung bis vor Kurzem mit Brennholz beliefert. Er war übrigens einer der wenigen Wächter, die nicht betrunken waren. Rudolf gewann beim Spielen ein wenig Geld. Das hätte er einfordern können. Er tat es aber nicht, weil er wusste, wie arm sein «Partner» war.

Am nächsten Morgen suchten ihn dieser Wärter und ein «Offizier» auf. Er wurde von der anstehenden Turnstunde befreit und von dem Offizier angewiesen, sofort nach Hause zurückzukehren. Er sollte sich gefälligst erst dann wieder blickenlassen, wenn seine Wunden verheilt und diese «widerlichen Tampons» verschwunden seien. Rudolf gefiel dieser Befehl nicht, weil er lieber bei seinen Kumpels geblieben wäre. Aber am Ende gehorchte er. Er ging nach Hause, ohne den geringsten Verdacht geschöpft zu haben.

Zwei oder drei Tage darauf kam er wieder zurück. Die Tampons waren weg. Er erinnerte sich: «Ich habe demselben Offizier erzählt, dass ich wiederhergestellt sei und zu meiner Gruppe stossen wolle. Der Mann hat mich angesehen, als wäre ich völlig übergeschnappt. Und dann hat er mich angeschrien: Geh zum

Teufel! Wir entscheiden, ob du hierbleiben darfst oder nicht. Verschwinde, aber rasch!»

Er verliess das Messegelände. Am Eingangstor stiess er auf den Wächter, mit dem er Karten gespielt hatte. Dieser Mann packte ihn an seinen Hemdsärmeln, schüttelte spöttisch seinen Kopf und sagte: «Warum glaubst du eigentlich, dass wir dich weggeschickt haben, äh?» Rudolf verstand nichts und sagte es.

Daraufhin der Wächter: «Du hast mir mein Geld gelassen. Und ich werde dir noch viel mehr lassen. Warts nur ab – das wirst du schon noch früh genug herausfinden.» Damit drehte er sich um und verschwand hinter der kleinen Baracke neben dem Eingang.

Am nächsten Tag wurde das erste Mitglied dieser Gruppe junger Männer von einem Ustasha-Mörder zu Tode geknüpelt. Dies geschah während eines Aufenthalts in dem provisorischen Danica-Lager, einer aufgegebenen Schwefelsäurefabrik in Koprivnica, nahe bei Zagreb. Die schreckliche Szene wurde von Ortsbewohnern beobachtet und weitererzählt. Die Geschichte verbreitete sich rasch.

Vor Rudolf hatten sich die Pforten der Hölle geöffnet und schnell wieder geschlossen. Für seine Freunde sollten sie nach ihrem Eintreten fest versperrt bleiben. Das Ende dieser Gruppe wundervoller junger Menschen war fürchterlich. Nach einem ersten Aufenthalt in der Fabrik von Koprivnica und den umliegenden Feldern wurden die meisten von ihnen in das Konzentrationslager von Jadovno geschafft und dort ermordet. Die Mehrzahl wurde umgebracht, indem man sie in eine tiefe Grube stiess und dort mit Gewehren und Pistolen niedermähte.

Nur weniger als zehn junge Männer aus dieser etwa 160 Mann starken Gruppe haben überlebt. Einige wenige versteckten sich, als Strassenfeger verkleidet, in einer kleinen Stadt. Einer entkam glücklicherweise um die Weihnachtszeit aus dem Konzentri-

onslager Jasenovac. Er schwamm durch die eisig kalte Save und schloss sich einer Partisaneneinheit an. Bestochene Ustasha-Wärter liessen zwei weitere Männer laufen. Und nur drei haben die Lagerzeit überlebt.

Nach dem 23. Mai befahl man den Juden, eine spezielle Armbinde oder Abzeichen mit einem deutlich sichtbaren «Z» zu tragen. Das stand für «Zhidov», das serbokroatische Wort für «Jude». Diese Abzeichen wurden im Büro der jüdischen Gemeinde verteilt. Deren einziger verbliebener Angestellter war durch den bereits bekannten Gestapo-Offizier angewiesen worden, 10'000 dieser «Judenzeichen» herstellen zu lassen. Rudolf ging zur Gemeinde, um für seine gesamte Familie die Abzeichen abzuholen. Und wieder war seine Reaktion völlig naiv. Weil diese Kennzeichen aus billiger Baumwolle hergestellt waren und leicht knitterten, verpackte Rudolf sie einzeln in Cellophan, um sie ansehnlich zu erhalten! Er benutzte dann eine Sicherheitsnadel, um das alles sicher an seinen Kleidern anbringen zu können. Blanka aber ist sich sicher, dass sie das Judenzeichen nie wirklich ernst genommen hat. Sie hatte es immer in der Handtasche, trug es aber nicht oft.

Eines Morgens musste sie durch eine Strasse gehen, die an einer katholischen Kirche vorbeiführte. Eine Gruppe junger Kroaten lümmelte sich auf der Treppe. Unter ihnen befand sich ein Mädchen, das einmal eine Klassenkameradin von Blanka gewesen war. Sie erkannte sie und rief: «Schaut mal, da geht Blanka! Sie ist Jüdin, aber sie trägt ihr Abzeichen nicht!»

Blanka blieb zunächst wie angewurzelt stehen. Dann aber zwang sie sich, ruhig weiterzugehen, ohne sich auch nur einmal umzusehen. Sie bibberte vor Angst und war auf das Schlimmste gefasst. Aber es geschah nichts. Die Jugendlichen auf der Kirchentreppe folgten ihr nicht. Von da an wusste sie, dass sie in ih-

rer eigenen Heimatstadt eine Ausgestossene war. Es gab nur noch sehr wenige Menschen, denen sie vertäuen konnte. Und ihre alten Klassenkameradinnen würden im Zweifel nicht dazugehören.

RUDOLF AUF DER FLUCHT

Als die Nachricht von dem Studenten, der in der Schwefelsäurefabrik umgebracht worden war, die Kandels erreichte, wusste Mavro, dass sein Sohn und er in wirklicher Lebensgefahr schwebten. Es kam überhaupt nicht infrage, dass Rudolf sich noch einmal bei der Ustasha meldete! Das nächste Mal würden sie ihn festhalten und einem unbekanntem, vermutlich grausamen Schicksal überantworten. Nein, sein Sohn musste jeden Kontakt mit diesen Teufeln unbedingt vermeiden! Was aber würde geschehen, wenn sie eines Tages kommen und nach ihm suchen würden? Wäre das nicht auch ein tödliches Risiko für den Rest der Familie?

Es folgten Tage grosser Nervosität und Beklemmung. Cecilia, Mavro und Rudolf verliessen die Wohnung nur noch, wenn es absolut notwendig war. Dann aber, an einem Abend Anfang Juni, nahm Mavro seinen Sohn auf ein paar Worte beiseite. «Hör zu, Rudolf», sagte er eindringlich, «du musst Kroatien so rasch wie möglich verlassen. Du sitzt hier wie auf einer Zielscheibe, und wir dürfen uns auf deinen sprichwörtlichen Massel nicht verlassen. Nein, du musst raus hier! Glücklicherweise gibt es in Zagreb professionelle ‚Fluchthelfer‘, und einen von denen habe ich kontaktiert. Der will zwar viel Geld, aber seine Methoden scheinen mir völlig narrensicher zu sein.»

Rudolf erstarrte. «Sehr schön, sehr schön, ich fliehe», gab er zurück. «Was aber passiert mit dir, mit Mama, mit Sophia, mit ihrem Mann und dem Rest der Familie?»

«Daran habe ich auch gedacht», erwiderte sein Vater, dem die ruhige Entschlossenheit deutlich anzumerken war. «Ich glaube, dass man uns fürs Erste in Frieden lassen wird. Aber sobald wir uns auf dem Messegelände melden müssen, werden auch wir verschwinden. Glaub mir», fügte er hinzu, «ich habe alles vorbereitet. Du brauchst dir absolut keine Sorgen zu machen.»

«Du machst wohl Witze!», warf Rudolf erregt ein. «Man wird Herrn Kandel, den Präsidenten von B'nai B'rith, in Frieden lassen?»

Mavro sah ihn an. Er war noch immer ganz ruhig. «Ich weiss, ich weiss, und du hast völlig Recht. Aber ohne Mama werde ich Zagreb nicht verlassen. Und die ist noch nicht überzeugt.»

Dann erklärte er seine Pläne. Rudolf gab nach und stimmte zu. Es war ungemein wichtig, darüber völliges Stillschweigen zu wahren; nicht einmal die Frauen durften eingeweiht werden.

Zwei Tage darauf schickte der Fluchthelfer ein sehr amtlich aussehendes Dokument. Es kündigte Rudolfs sofortige Einweisung in ein «Arbeitslager» an. Am selben Abend rief Mavro seine Familie zusammen. Er hatte auch Sophia gebeten, vorbeizuschauen. Nachdem er sie alle vom Inhalt dieses Dokuments unterrichtet hatte, waren Cecilia und Sophia tief schockiert. Rudolf in den Klauen der Ustasha und, wer weiss, vielleicht in den Händen der Nazis? Unmöglich! Cecilia kreischte beinahe: «Ich lasse ihn nicht gehen – niemals! Hört Ihr? Niemals! Ich will nicht, dass er umgebracht wird!» Und Sophia schlug vor: «Warum haust du nicht einfach ab?»

Die beiden Männer taten ihr Möglichstes, um Ruhe in der Familie zu halten. Wollte denn Rudolf nicht schon immer bei seinen

Freunden sein? Nun, im Arbeitslager würde er einige von ihnen wiedersehen. Und waren die Gerüchte über die brutale Behandlung durch die Ustasha nicht sowieso übertrieben? Würde er nicht viel eher Folter und Tod riskieren, wenn man ihn hier oder auf der Strasse schnappen würde?

Am Ende fügten sich die Frauen mit erheblichem Kummer in das anscheinend Unvermeidliche. Cecilia rief das Hausmädchen, das immer noch mutig genug war, bei einer jüdischen Familie zu arbeiten. Sie bat sie, einen Koffer aus dem Keller zu holen und ihn mit all dem zu packen, was Rudolf für eine längere Reise benötigen würde.

In dieser Nacht war es für alle schwierig, Schlaf zu finden. Dem nächsten Tag sahen die Männer mit erheblicher Spannung und die Frauen mit grenzenloser Verzweiflung entgegen.

Am nächsten Morgen klingelte derselbe falsche Ustasha an der Wohnungstür. Er war sehr früh gekommen, um jedes unnötige Aufsehen zu vermeiden. Als das sichtbar verängstigte Hausmädchen öffnete, stapfte er in die Diele und rief: «Hallo! Ich bin hier, um einen gewissen Rudolf Kandel für das Arbeitslager abzuholen!»

Die Familie versammelte sich um Rudolf, um ihm Lebewohl zu sagen. Ihre Gesichter waren traurig und angespannt; das Hausmädchen konnte die Tränen nicht zurückhalten. Als er das Haus verliess, verhielten sich seine Eltern genauso, wie sich Eltern bei ähnlichen Anlässen verhalten. Mavro ermahnte ihn, im Lager fleissig zu arbeiten und sich gut zu benehmen. Und Cecilia fügte hinzu: «Pass auf deine Sachen auf. Und vergiss nicht, uns zu schreiben, sobald du angekommen bist!»

Für die Männer war das Ganze natürlich eine fast schon bühnenreife Scharade. Es war einfach nötig, die Familie zu schützen

für den Fall, dass Rudolfs Verschwinden bemerkt werden würde. Cecilia aber musste das alles völlig ernst nehmen.

Der «Ustasha-Milizionär» zerrte Rudolf mitsamt seinem Gepäck auf die Plattform eines kleinen Lieferwagens. Den hatte er während der Nacht gestohlen. Sie fuhren zum Hauptbahnhof, der glücklicherweise nahe des Hauses lag, in dem Kandels wohnten. Es mag eigenartig ausgesehen haben, dass ein Milizionär den Koffer eines sehr jungen Mannes trug – aber niemandem fiel das auf. Sie bestiegen zusammen den Morgenzug nach Ljubljana, der Hauptstadt des von den Italienern kontrollierten Slowenien. Am Tag zuvor hatte der Fluchthelfer zwei Fahrkarten gekauft, und so konnten sie gleich in den Zug einsteigen.

Der erste Teil der Reise war kurz: Slowenien war nur etwa vierzig Kilometer entfernt, was gerade mal reichte, um die alte Dampflokomotive so richtig in Schwung zu bringen. Als sie sich der Grenzstation näherten, wurde Rudolf angewiesen, sein Geld zwischen den Seiten einer faschistischen kroatischen Zeitschrift zu verstecken und diese in das Gepäcknetz zu legen. Das widerstrebt ihm schon ein wenig. Sein Vater hatte ihn mit einem ansehnlichen Betrag an Schweizer Franken und italienischen Lire versorgt, die er sich von «seiner» alten Bank besorgt hatte. Auf die alten Verbindungen war eben immer noch Verlass. Aber sein Reisegefährte beruhigte ihn. Er erklärte, dass dies der beste Weg sei, um mit den Gepäck- und Personenkontrollen an der Grenze klarzukommen. Rudolf gab nach.

Und der «Mann von der Ustasha» hatte völlig Recht! Zwei Beamte der slowenischen Grenzpolizei kamen auf der kroatischen Seite der Grenze in ihr Abteil und untersuchten den Koffer. Rudolf musste alle seine Taschen leeren und eine ganze Reihe Fragen beantworten. Keiner beachtete die Zeitschrift im Gepäcknetz. Als sie Rudolfs Pass inspizierten, wurden die Beamten misstrau-

isch. «Wie kommt das?», wollte der eine von ihnen wissen. «Sie haben uns erzählt, dass Sie aus Zagreb kommen. Im Pass aber ist immer noch die jugoslawische Staatsangehörigkeit eingetragen.»

Rudolf erklärte wahrheitsgemäss, dass er noch nicht die Zeit gefunden habe, zum Einwohnermeldeamt zu gehen und die Nationalität «kroatisch» eintragen zu lassen. Diese Erklärung wurde akzeptiert. Auf der slowenischen Seite der Grenze verliess der Fluchthelfer den Zug, winkte Rudolf zum Abschied und erkundigte sich nach der Abfahrtszeit des nächsten Zuges zurück nach Zagreb.

In den Abteilen stand die Hitze, und niemand traute sich, die Fenster zu öffnen. Die Lokomotive russte einfach zu stark. Rudolf nickte ein und wurde erst wieder wach, als der Zug sein Ziel erreicht hatte. Er war in Ljubljana angekommen – endlich! Zumindest für den Augenblick fühlte er sich wohl und sicher.

Er mietete ein Zimmer in einer Pension nahe des Bahnhofs und tauschte beim erstbesten Geldwechsler ein wenig Geld ein. Dann begab er sich auf das Postamt, rief seinen Vater an und hinterliess seine neue Anschrift. Erst danach unterrichtete Mavro den Rest der Familie und enthüllte die wahre Geschichte.

Nach einem späten Mittagessen und einem guten italienischen Kaffee unternahm Rudolf einen ersten Erkundungsgang im Stadtzentrum. Ljubljana war eine hübsche, mittelgrosse Stadt, heiter und ordentlich, mit Zagreb aber nicht zu vergleichen. Andererseits waren die Strassen voll von Menschen, aber kaum Uniformen zu sehen, und die ganze Stimmung erschien ihm heiter und entspannt. Überdies – hier trug absolut niemand das «Judenzeichen». Was für eine zivilisierte Welt, dachte Rudolf bei sich. Vor Verlassen der Wohnung hatte er sein Abzeichen natürlich abgenommen, es in einem Anfall von Sentimentalität aber in einer seiner Socken versteckt. Er hat es immer behalten, und soweit ich

weiss, ist es heute noch irgendwo zwischen seinen persönlichen Dingen verborgen.

BLANKA KOMMT RAUS

Unmittelbar nach der deutschen Invasion hatten «Selinger & Sohn» ihr gesamtes Geschäft verloren. Nachdem Zhivko in die jugoslawische Armee eingerückt war, hatte Egon Polak die Firma übernommen. Egon ging noch ins Büro, aber da war nicht mehr viel zu tun. Ein bisschen Ordnung halten, Rückstände eintreiben, Schulden bezahlen und die Bankkonten auflösen – das war es dann.

Ausserdem wurde er zunehmend misstrauisch gegenüber einem überaus unzuverlässigen Bürogehilfen, der bereits seit einiger Zeit seine Sympathie für die Ustasha gezeigt hatte. Was würde dieser Mann jetzt tun? Würde er die Familie ausspionieren? Würde er schädliche Gerüchte in die Welt setzen? Unglücklicherweise stellte sich diese Befürchtung als zutreffend heraus. Zhivkos and Egons Firma wurde zwei Wochen später konfisziert, wie alle anderen jüdischen Firmen auch. Und auch bei Selinger & Sohn zog ein «Kommissar» ein, um den Raub zu legalisieren – just dieser Bürogehilfe! Egon musste die Geschäftsräume sofort verlassen. Danach wurde er noch aktiver im Management der jüdischen Gemeinde, wo er ja seit einiger Zeit im Vorstand sass.

Blanka und die anderen Frauen verliessen kaum noch ihre Wohnungen. Egon half ihnen mit Essen und anderen Dingen des täglichen Bedarfs. Natürlich sprachen sie immer wieder das Thema Emigration an, besonders nachdem für Blanka das Schuljahr zu Ende gegangen war. Aber selbst jetzt fiel die Entscheidung

sehr schwer. Wenn sie gingen, was würde dann aus Zhivko und Mirko werden? Die Selingers hofften immer noch auf deren rasche Entlassung.

Dann aber wurde ihnen die Entscheidung aus der Hand genommen. Es war ein besonders schöner Sommerabend Mitte Juli. Egon kam zu ihnen – kreidebleich und sichtlich erschüttert. «Ihr müsst sofort gehen!», rief er ihnen zu. «Von morgen an wird die Ustasha uns alle systematisch deportieren und in die Konzentrationslager schleppen! Die Listen sind schon fertig, und ich habe einen Blick darauf werfen können. Die Verhaftungen sind nach Altersgruppen, in alphabetischer Reihenfolge und nach Wohnbezirken geordnet. Es ist keine Zeit mehr zu verlieren!»

Als sich die Frauen in das Unvermeidliche gefügt hatten, gewann auch Egon rasch seine Fassung wieder. Er händigte ihnen falsche Papiere aus, die es ihnen erlaubten, aus «dringenden familiären Gründen» nach Ljubljana zu reisen. Und er gab ihnen die Nummer eines Bankkontos in der slowenischen Hauptstadt. Dieses Konto lief unter dem Namen «Herr und Frau Selinger» und hielt einen bescheidenen Geldbetrag. Für alle hatte Egon gesorgt, nur nicht für sich selbst.

Am selben Abend noch packten die Selingers einen Koffer je Person. Bertha nahm die Papiere an sich und vergewisserte sich, dass die Juwelen und die goldenen Louisdor-Münzen gut versteckt waren. Dann ging sie zu den Rublikovs – Hausnachbarn, zu denen ein korrektes, wenn auch nicht besonders persönliches Verhältnis bestand. Sie erklärte Herrn Rublikov ihre Lage und fragte, ob sie die wertvollsten Teppiche und Silberwaren in seiner Obhut lassen könne. «Keine Angst», fiel ihr Frau Rublikova eilig ins Wort, «bei uns sind Ihre Sachen gut aufgehoben. Sie wissen ja, dass wir an Politik überhaupt nicht interessiert sind. Sie können uns vertrauen.»

Am nächsten Morgen standen Bertha und Blanka früh auf. Wie

verabredet wurden Wertsachen und Teppiche zu den Rublikovs gebracht. Als das geschafft war, besuchte Bertha Herrn Guttman, einen tschechischen Architekten, der das Haus gebaut hatte und dem es auch gehörte. Als sie ihm die Wohnungsschlüssel aushändigte, standen ihr die Tränen in den Augen. Sie hatten sich in der Wohnung sehr wohl gefühlt, und nun war das alles innerhalb weniger Stunden vorbei. Herr Guttman versuchte, sie zu trösten. «Liebe Frau Selinger», das Lächeln fiel ihm sehr schwer, «dieser hässliche Alptraum wird bald vorüber sein. Dann können Sie zurückkommen, Ihr Mann und Ihr Schwager werden auch heimgekehrt sein, und dann werden wir tüchtig feiern. In der Zwischenzeit werde ich Ihre Wohnung so lange wie irgend möglich für Sie freihalten.»

«Gott möge Sie hören», murmelte Bertha, schüttelte seine Hand und ging die Treppe hinunter.

Eine Stunde später sassen Blanka, ihre Mutter und ihr Bruder im Zug nach Ljubljana. Tante Böshka und Tante Zhenka folgten mit dem Nachmittagszug. Sie alle kamen ohne jede Schwierigkeit über die Grenze. Und Otto holte seine Tanten am Bahnhof ab. Nach der Ankunft bezogen sie Zimmer in einem bescheidenen Hotel in der Innenstadt.

Egon Polak aber blieb zurück. Er half den Juden in Zagreb mit grossem Mut und unermüdlicher Energie. Durch die Ustasha erlitt er bittere Armut, äusserste Demütigung und gelegentliche Misshandlungen. Aber er schwankte nie. Am 10. Mai 1943 wurde er mit allen übrig gebliebenen jüdischen Führern aus Zagreb und Osijek verschleppt. Sie wurden nach Auschwitz-Birkenau gebracht und dort in die Gaskammern geschickt. Seine Frau und seine beiden Kinder wurden von katholischen Nonnen in einem Kloster tief in den Bergen des Balkan versteckt. Sie überlebten die Shoah und gingen 1949 nach Israel, wo sie heute noch leben.

SOPHIA UND IHRE FREUNDINNEN: EIN TRIO WIRD GESPRENGT

Zdenka Slovak war im Juli 1939 von Paris aus nach London gegangen und hatte dort sofort ihren Sommerkurs begonnen. Sie ahnte aber, dass ihr Aufenthalt nicht von langer Dauer sein würde. Ihr war klar, dass ein Krieg unmittelbar bevorstand. Jedermann sprach davon, und die «gut informierten» Kommentare in den Zeitungen und im Radio deuteten alle in die gleiche Richtung. Die Behörden hatten mit den ersten Zivilschutzübungen begonnen – grossflächige Tarnungen, Schutz der wichtigsten Denkmäler und Gebäude, Alarmübungen. Ende August erhielt sie spät abends einen Telefonanruf aus der jugoslawischen Botschaft. Man wies sie an, das Land sofort zu verlassen, weil es bis zum Ausbruch grösserer Feindseligkeiten wohl nur noch wenige Tage dauern könne. Zdenka war sauer. Sie musste ihre wertvolle Stipendienzeit in der Mitte abbrechen. Dennoch gab sie nach, packte ihre Sachen und machte sich zur Victoria Station auf. Dort hatte man bereits alle Glühbirnen blau angemalt, um das Licht zu dämpfen. Sie erwischte einen Nachtzug nach Paris, und als sie am nächsten Tag dort ankam, befand sich Frankreich bereits im Zustand der allgemeinen Mobilmachung. Zdenka fuhr gleich weiter, ohne irgendjemanden in Paris zu kontaktieren. In Zagreb kam sie am 30. August 1939 an, gerade zwei Tage vor dem Überfall Nazi-Deutschlands auf Polen.

Nun waren die drei jungen Frauen, Busenfreundinnen seit ihrer Kindheit, in Zagreb wieder vereint. Zdenka gab Privatunterricht in Englisch, Mira Hoffmann besuchte die Universität und aus Sophia Eisner, Rudolfs Schwester, war eine tüchtige Hausfrau geworden. Der Uhrenhandel ihres Mannes lief rundherum gut. Bei aller Arbeit versuchte er, möglichst viel Zeit mit Sophia zu ver-

bringen. Häufig aber musste er gute Miene zum lästigen Spiel machen, wenn diese mal wieder ihre Freundinnen zu einem anscheinend endlosen Kaffeeklatsch besuchte oder zu sich nach Hause einlud. Und als Mira 1940 heiratete, ging es deren Ehemann auch nicht viel besser.

Auch dieses unzertrennliche Trio wurde durch die schrecklichen Ereignisse im Frühjahr 1941 auseinandergerissen. Als Erste ging Sophia. Nachdem ihr Mann von seinem kurzen Aufenthalt bei der jugoslawischen Armee heimgekehrt war, bereiteten die beiden ihre Ausreise vor. Passende Ausweispapiere liessen sich rasch finden, und die Eisners verliessen Zagreb Anfang Mai. Sie emigrierten nach Split, also in das italienisch kontrollierte Gebiet an der dalmatinischen Küste.

Mira und ihr Mann waren die Nächsten. Miras Onkel Joseph wurde als prominentes Mitglied von B'nai B'rith am 16. Juni verhaftet. Sie flohen daraufhin in Panik und ohne ausreichende Dokumente. Die Ustasha kontrollierte ihren Zug im Grenzbahnhof auf dem Weg nach Rijeka. Als sie Mira und ihren Mann ohne Ausweise antrafen, zerrten sie sie aus dem Zug und stiessen sie auf den Bahnsteig. Man drohte ihnen an, sie ohne grosses Aufheben zu erschiessen. Die beiden jungen Leute waren starr vor Schrecken und suchten verzweifelt nach einem Ausweg. Sie sahen eine italienische Patrouille auf dem gleichen Bahnsteig – nur dreissig Meter weiter. Aber die Ustasha-Gangster zerrten sie genau in die entgegengesetzte Richtung.

Und dann begann genau vor ihnen ein Baby zu schreien! Eingewickelt in eine alte Decke lag es auf einer Bank. War die Mutter gerade ein bisschen Wasser holen gegangen? Oder hatte man das Kind absichtlich dort liegen gelassen? Niemand wusste es – aber die Milizionäre waren einen Augenblick lang abgelenkt. Miras Mann ergriff ihren Arm, und sie rannten um ihr Leben. In der Hast glitt ihr der Koffer aus der Hand, aber sie wagte nicht, ihn wieder

aufzuheben. Da war nur ein Gedanke im Kopf: «Die schiessen jetzt auf uns!»

Die Ustasha-Leute drehten sich um, aber die beiden Flüchtlinge waren schon zu nahe bei der Patrouille, als dass sie sich noch zu feuern getraut hätten. Und die Italiener liessen sie laufen – bis sie im Bahnhofsgebäude und damit in Sicherheit waren.

Zdenka Stovak war gerade mitten in einer Englischstunde, als eine nicht-jüdische Freundin atemlos hereingestürzt kam: «Du musst sofort weg hier! Ich habe deinen Namen auf einer Deportationsliste gesehen!» Diese junge Frau arbeitete als Stenotypistin in einem Büro, in dem diese Listen zusammengestellt und verschickt wurden. Sie hatte Zdenkas Namen bemerkt und dazu eine Randnotiz: «Könnte eine englische Spionin sein.»

Zdenka hatte verständlicherweise keine Lust zu erklären, dass man nicht unbedingt ein englischer Spion sein musste, nur weil man Privatunterricht in dieser Sprache gab. Sie umarmte ihre Mutter, raffte in aller Eile ihre wichtigsten Habseligkeiten zusammen, griff ihren vorsorglich gepackten Koffer und verschwand. Sie fand zunächst Aufnahme bei einer anderen Freundin, die ihr irgendwie gefälschte italienische Papiere besorgte.

Zdenka wusste, dass ihre Freundin Sophia es nach Split geschafft hatte. Am 26. Juli nahm sie den Zug dorthin. Dieser Zug sollte an jenem Tag seine letzte Reise machen. Am nächsten Tag wurde er von Partisanen in die Luft gesprengt. Nach dem Krieg wurde der 27. Juli nationaler Feiertag, zu Ehren dieser ungemein mutigen Tat.

Nach ihrer Ankunft in der Adriastadt machte sich Zdenka auf die Suche nach der Freundin, deren Adresse ihr unbekannt war. Sie ging in das Stadtviertel, in dem damals die meisten geflüchteten Juden lebten. Und während sie dort herumwanderte, piffte sie ihre alte Erkennungsmelodie aus Zagreber Zeiten. Es war das

Hauptthema aus dem zweiten Satz von Schuberts «Unvollendeter». Nach etwa einer Stunde bekam sie aus einem Fenster Antwort! Sophia hatte ihre Freundin draussen pfeifen gehört. Und so waren zwei Mitglieder des Trios wieder vereint, wenn auch nur für kurze Zeit. Sophia und Walther Eisner verliessen Split nämlich nur kurze Zeit später in Richtung Mailand.

Zdenka Slovak hatte Glück. Ihr Vater aber wurde am 19. September desselben Jahres im Konzentrationslager Jasenovac getötet. Und ihre Mutter wurde am 10. August 1942 «nach Osten» deportiert. Als ihre Tochter sie verliess, hatte sie ihr noch ihre Diamantohrringe und eine Perlenkette zugesteckt. Bis heute hat Zdenka sie nie getragen.

DAS TRAGISCHE SCHICKSAL DER FAMILIE STEINER

Wie bereits berichtet, hatte Lavoslav Steiner die Flucht seiner Familie sorgfältig vorbereitet. Aber er brachte sie nicht raus, als noch Zeit gewesen wäre. Als nach dem 22. Juni die systematischen Verhaftungen begannen, waren Zdenka, ihr Mann Fritz Brichta und ihr Schwager mit bei den ersten, die in das «Empfangszentrum» bei Zagrebacki Zbor beordert wurden. Dort brüllte man sie an, stiess sie herum und schlug sie. Männer und Frauen wurden rücksichtslos voneinander getrennt. Die hilflosen Frauen wurden in die gleiche Halle gestopft, in der auch schon Rudolf zwei Monate zuvor gewesen war. Ohne Sinn und Verstand zwang man sie dazu, auch noch die verstecktesten Ecken zu säubern. Als sie das berühmte Motto der Französischen Revolution auf dem Gebäude jenseits der Strasse lasen, taten sie es mit Trauer und Zynismus.

Am nächsten Morgen fand eine kurze «Selektionsprozedur» statt. Die Wächter befahlen Zdenka, wieder nach Hause zu gehen. Sie weiss nicht, warum das geschah. Die Ustasha gab keine Erklärungen. Als sie das alte Messegelände verliess, sah sie auf dem Hof zum letzten Mal ihren Mann. Fritz Brichta und sein Bruder wurden in das berüchtigte Lager auf der Insel Pag gebracht, wo beide einen grauenhaften Tod fanden.

Zdenka ging sofort zum Haus ihrer Eltern und bat sie inständig, auf der Stelle zu flüchten. Ihr Vater stimmte sofort zu, nachdem er gehört hatte, was mit ihr in der Zwischenzeit geschehen war. Da er italienische Transitpapiere, so genannte lasciapassari, besorgt hatte, sollte ihre Flucht nicht allzu schwierig sein. Die Eltern waren noch nicht aufgefordert worden, sich registrieren zu lassen.

Dann aber machte Lavoslav Steiner einen tödlichen Fehler. Anstatt Zagreb auf der Stelle zu verlassen, bat er seine Familie um wenige Tage Aufschub. Er wollte erst noch einige finanzielle Vorsorgemassnahmen treffen. Am 27. Juni mussten sich Zdenkas Eltern und ihre Schwester Mira beim Zagrebacki Zbor einfinden. Man gab ihnen dafür nur wenige Stunden Zeit. Lavoslav unternahm einen letzten, verzweifelten Rettungsversuch. Er machte eine dringende Eingabe an die zuständige Behörde, in der er darlegte, dass seine Frau ernsthaft erkrankt sei und sich der «Kommissar» in seiner inzwischen auch konfiszierten Firma noch nicht ausreichend eingearbeitet habe.

Selbst dieser Kontrolleur der neuen Machthaber unterstützte Steiners Begehren. Er wusste ganz genau, dass er ohne dessen Hilfe die Firma nicht einen einzigen Tag würde leiten können. Die Antwort der «jüdischen Sektion» der Ustasha-Polizei kam postwendend. Sie war knapp und endgültig. Am 28. Juni schrieb der zuständige Beamte: «Da der Jude ein Freimaurer ist, kann der Eingabe nicht stattgegeben werden.» Seine Mitgliedschaft bei B'nai B'rith sollte also Lavoslav Steiners Schicksal besiegeln.

«Freimaurer» waren für die völlig unwissenden Deutschen und ihre kroatischen Helfershelfer dasselbe wie eine jüdische Organisation!

Die Steiners wurden noch am gleichen Tag verhaftet. Nur Zdenka kam davon, weil sie eine andere Adresse hatte und den Namen ihres Mannes trug. Als sie zur Wohnung ihrer Eltern kam, fand sie diese leer und verlassen vor. Sie rannte zum «Empfangszentrum», das ihr ja mittlerweile nur allzu vertraut war. Zdenka zitterte am ganzen Körper und war in Tränen aufgelöst. Man erlaubte ihr, die Familie für wenige Minuten zu sehen. Als sie sich von den Eltern und der Schwester verabschiedete, wusste sie noch nicht, dass sie auch diese niemals wiedersehen würde.

Ihr Vater starb im November 1941 im Konzentrationslager Jasenovac. Als offizielle Todesursache hatte man Lungenentzündung angegeben. Ihre Mutter und ihre Schwester wurde nur wenig später ebenfalls vom Höllenrachen der Shoah verschlungen.

ERSTES EXIL – ERSTE LIEBE

1941 (nach Hitlers Überfall auf die Sowjetunion)

Deutschland

Am 22. Juni greift Hitler ohne jegliche Kriegserklärung die Sowjetunion an. Während der nächsten Wochen erobern die Deutschen weite Teile Russlands westlich des Dnjepr. Sie nähern sich den Außenbezirken von Leningrad und Moskau. Leningrad wird eingeschlossen und belagert. Die sowjetische Regierung wird von Moskau nach Kuibischew verlegt.

Im September wird das «Euthanasieprogramm» abgeschlossen, dem etwa 80'000 Deutsche zum Opfer fielen. Das Tragen des berüchtigten «Judensterns» wird für alle Juden im Alter von über sechs Jahren angeordnet. Einige Wochen später wird jede offizielle Auswanderung für Juden gestoppt.

Die Japaner überfallen Pearl Harbour, und am 11. Dezember erklärt Hitler den Vereinigten Staaten von Amerika den Krieg. Der Winter sowie ein verbissener Widerstand bringen die deutschen Armeen auf sowjetischem Territorium zum Stehen.

Italien

Im Juli kapitulieren so gut wie alle italienischen Streitkräfte in Äthiopien.

Im August wird der Verkauf aller ausländischen Zeitungen verboten. Die Royal Air Force setzt ihre Bombenangriffe auf italienische Städte fort.

Nachdem Mussolini die volle Kontrolle über die dalmatinischen Teile Kroatiens übernommen hat, besucht eine italienische Untersuchungskommission die aufgegebenen Konzentrationslager in Jadovno und auf der Adriainsel Pag. Tief entsetzt über das Erlebte beschliessen die zuständigen Zivil- und Militärbehörden in Rom, den Kroaten und Deutschen keine Juden mehr auszuliefern. Eine wichtige

Gruppe italienischer Militärbefehlshaber und Diplomaten beginnt, sich jedweder antisemitischen Politik entgegenzustellen und alle deutschen Forderungen in diesem Zusammenhang zu sabotieren. Unter ihnen sind:

- *General Ambrosio (Oberkommandierender der italienischen Armee in Kroatien)*
- *General Roatta (sein Nachfolger)*
- *General Robotti*
- *Botschafter Castellani*

Am 11. Dezember erklärt auch Mussolini den USA den Krieg. Berlin und Rom handeln im Gleichschritt.

Kroatien

Italien übernimmt die zivile Kontrolle der gesamten dalmatinischen Küste, um dort den widerwärtigen Grausamkeiten der Ustasha ein Ende zu setzen. Die Rolle der aufgelösten Konzentrationslager in diesem Gebiet übernimmt nunmehr Jasenovac, etwa 100 Kilometer südöstlich von Zagreb.

Jasenovac wird durch die Ustasha betrieben und bleibt bis 1945 der Ort eines systematischen Massenmordes an Juden, Serben und Zigeunern. Bis August 1942 werden dort etwa 20'000 Juden getötet. Später werden die meisten verbliebenen Juden nach Auschwitz verschleppt.

Das jüdische Volk

Im Juni werden beim Pogrom von Jassy ungefähr 15'000 rumänische Juden ermordet. Die Deutschen besetzen Bialystok und bringen dort mehr als 5'000 Juden um. Über den Sommer töten deutsche und rumänische Spezialeinheiten in Bessarabien mehr als 150'000 Juden. Das gleiche Schicksal erleiden Zehntausende in Litauen (insbesondere in Wilna) und Lettland (insbesondere in Riga). Die ersten Ghettos werden errichtet.

Tausende Juden werden bei Massakern in Uvov ermordet. In nur zwei Tagen im September bringen deutsche Killerkommandos in Babijar 34'000 Juden aus Kiew um. Das Vernichtungslager Belzec

ist im November, das von Chelmno im Dezember errichtet. Zur gleichen Zeit gibt es die ersten Deportationen nach Theresienstadt.

LJUBLJANA – EINE DURCHGANGSSTATION

Mit seiner heiteren und entspannten Atmosphäre war Ljubljana wirklich eine schöne Stadt. Ringsherum grüssten grüne Hügel und die ziegelroten Flecken der Dächer von vielen Bauernhöfen und Landhäusern. Der Sommer hatte schwüle Hitze mit sich gebracht, die sich an den Nachmittagen zu gewaltigen Wolkenmassen über den Bergen aufbaute. Dann gab es meistens ein kurzes und kräftiges Gewitter, das die Luft reinigte und für willkommene Abkühlung sorgte.

Die belebten Strassen waren voll junger Leute. Sie flanierten, gönnten sich einen Kaffee, schwatzten und genossen das Leben. Die Slowenen waren deutlich einfacher gekleidet als die eleganten Italiener, die in die Stadt gekommen waren. Das war aber auch der einzige Unterschied zwischen ihnen. Und Berührungsängste gab es so gut wie keine. Wenn dann noch die Glocken von den Türmen der barocken Kirchen läuteten, fühlte sich jeder zu einem Besuch der Messe oder auch nur einem kurzen Gebet aufgerufen. Das waren aber auch die einzigen Unterbrechungen einer liberalen und mondänen Lebensart. Vielleicht war Ljubljana nicht ganz mit Zagreb vergleichbar – aber hier war es durchaus lebenswert.

Rudolf war gern hier. Er fühlte sich sicher und wohl. Trotzdem hatte er nicht die Absicht, allzu lange in der Hauptstadt Sloweniens zu bleiben. Er wollte sich so bald wie möglich auf den Weg

nach Italien machen. Für seinen Geschmack lag Ljubljana zu sehr in der Reichweite des deutschen und kroatischen Terrorapparates. Derzeit waren die Italiener da – gut und schön. Was aber wäre, wenn sie das Land im Zuge irgendeines grossen Plans wieder verliessen? Ausserdem würde es sehr schwierig sein, hier zu studieren oder eine Arbeit zu finden. Soweit er wusste, gab es in der Stadt keine medizinische Fakultät. Alles in allem – seine Zukunft lag anderswo.

In der Zwischenzeit waren auch die Eltern unter dramatischen und glücklichen Umständen eingetroffen. Drüben in Zagreb war ihr Leben mit jedem Tag unsicherer und gefährlicher geworden. Nach und nach waren die ersten Mitglieder von B'nai B'rith verhaftet und in das Konzentrationslager Pag verschleppt worden, wo die meisten von ihnen einen gewaltsamen Tod fanden. Offensichtlich hatte der Gestapo-Offizier seine Liste gut genutzt. Als dann am 22. Juni die ersten systematischen Deportationen stattfanden, waren auch Mavro und Cecilia aufgefordert worden, sich zu melden. Niemand hatte sie vorher warnen können, und als Mavro versuchte, den Fluchthelfer zu kontaktieren, der schon Rudolf geholfen hatte, war dieser verschwunden, so dass es auch keinen Rettungsplan mehr gab. Später sollte sich Rudolfs Vater manchmal fragen, warum das Datum für die Deportationen mit dem des Überfalls der Deutschen auf die Sowjetunion übereinstimmte. War das nur Zufall? Oder dachten sich die Unterdrücker, dass sie nunmehr die Maske endgültig fallenlassen konnten?

Mavro und Cecilia fanden sich jedenfalls im «Empfangszentrum» auf dem ehemaligen Messengelände ein. Sie hatten ihre Wertsachen und zwei kleine Koffer bei sich, die sie für eine derartige Eventualität bereits früher gepackt hatten. Im Auffanglager behandelte man sie genauso hässlich, wie sie es befürchtet hatten. Sie versuchten, tapfer zu sein, aber insbesondere Mavro befürchtete das Schlimmste. Sein Puls begann zu rasbn, und er brach mit einer leichten Ohnmacht zusammen. Seine Mitinsassen halfen

ihm wieder auf die Beine. Das Übrige taten aufmunternde Worte, ein kräftiger Schluck Wasser und ein Glas Slibowitz, das von irgendwoher auftauchte. Und dann spielte wieder einmal ein glücklicher Zufall Schicksal: Just an diesem Tage wollte Tante Ruzha, die sich noch nicht melden musste, die Kandels besuchen. Sie klingelte immer wieder an der Haustür, aber niemand öffnete. Dann ging vorsichtig ein Fenster auf, und eine Nachbarin sagte leise zu ihr: «Die Kandels sind fortgegangen – mit leichten Mänteln und kleinen Koffern. Ja, ja, das sind schwere Tage für die Juden.» Dann schloss sich das Fenster wieder.

Ruzha reagierte sofort. Aus früheren Zeiten kannte sie einen Mann, der inzwischen in Zagrebs Ustasha-Hierarchie weit nach oben geklettert war. Sie hoffte, ihn irgendwie überreden zu können. Sie waren damals eine Zeit lang ausgegangen, und sie hatte ihn als einen ziemlich vernünftigen Kerl kennengelernt. Sie eilte zu seinem Büro und flehte ihn um Hilfe an. Ihre Instinkte hatten sie nicht getäuscht. Der Ustasha-Funktionär liess sich «überzeugen», insbesondere nachdem einer von Mavros alten Freunden bei der Bank mit einem ansehnlichen Geldbetrag nachgeholfen hatten.

Nach zwei Tagen der Quälerei wurden Rudolfs Eltern wieder entlassen. Sie überzeugten Ruzha, mit ihnen zusammen zu fliehen und erreichten Slowenien. Die ungeheure Anspannung jener Tage wirkte sich bei Mavro in einem leichten Herzanfall aus. Davon sollte er sich bis an sein Lebensende nicht mehr erholen.

Nach ihrer Ankunft in Ljubljana steuerten die Eltern die Adresse an, die ihr Sohn ihnen hinterlassen hatte. Sie mieteten sich in derselben Pension ein. Rudolf war gerade nicht da. Er war in ein Kaffeehaus gegangen, um mit einem jüdischen Emigranten eine Partie Schach zu spielen. Als er dann zurückkam, gab es ein sehr emotionales Wiedersehen, wie man sich leicht vorstellen kann. Seine Eltern erzählten ausführlich über die letzten schreck-

lichen Tage, aber sie hatten auch gute Nachrichten mitgebracht. Seine Schwester Sophia und sein Schwager Walter Eisner hatten es nach Split geschafft. Sie verfügten über kubanische Papiere und hofften, bald dorthin ausreisen zu können. Was Mavro und Cecilia damals noch nicht wussten: Sie würden die beiden vor dieser grossen Fahrt noch einmal wiedersehen. ,

Einerseits war Rudolf froh, wieder mit seinen Eltern zusammen zu sein. Andererseits wollte er aber so weit wie möglich auf eigenen Füssen stehen. Er zählte seine Barschaft, verliess die Pension und mietete ganz in der Nähe ein grosses Zimmer. Seine Eltern besuchte er fast jeden Tag. Er wusste, dass er sich an zwei grosse Herausforderungen heranwagen musste, wenn er den Sprung nach Italien schaffen wollte. Zunächst musste er Italienisch lernen – «volle Kraft voraus», wie er es später formulierte. Da es sonst ja auch nicht viel zu tun gab, stürzte er sich mehrere Stunden am Tag auf die Lehrbücher. Alle Schulzeugnisse belegen seine Begabung für Fremdsprachen. Kein Wunder also, dass er auch diesmal wieder rasche Fortschritte machte. Dann aber brauchte er auch noch die notwendigen Ausweispapiere, um die italienische Grenze passieren zu können. Und die hatte er nicht – noch nicht.

Nun gab es in Ljubljana einige einfache Kaffeestuben und preiswerte Restaurants, die zu den bevorzugten Treffpunkten der jüdischen Flüchtlinge geworden waren. Dorthin pflegten die Frauen auf eine Tasse Kaffee, ein Stück Kuchen und ein Schwätzchen zu gehen – so gut gekleidet, wie es die Verhältnisse gerade zuliessen. Auch die Männer kehrten auf ein Bier und zu unendlich langen Diskussionen über die politische Lage ein. Die jungen Leute aber trieben sich dort herum, um ihre Langeweile zu vertreiben. Diese Treffpunkte waren wertvoll, denn alle Arten von Informationen schwirrten dort durch die Luft. Eines Abends hörte Rudolf, wie ein älterer Herr am Schachtisch nebenan über einen slowenischen Priester sprach, einen der vielen unbesungenen

Helden jener schrecklichen Zeit. Dieser Mann war offenbar bereit, gefälschte Taufscheine und ähnliche Papiere auszustellen, um Juden in Gefahr zu helfen. Leider kennen wir seinen Namen nicht.

Rudolf bat sein Gegenüber um Hilfe. Er hat den Priester nie zu sehen bekommen, da alle Kontakte geheim bleiben mussten und über einen Mittelsmann abgewickelt wurden. Aber Rudolf bekam, was er wollte.

Als er an diesem Abend seine Eltern besuchte, hielt er ihnen ein sehr amtlich aussehendes Dokument unter die Nase. Es war ein katholischer Taufschein, ausgestellt auf einen gewissen «Giovanni Kandel». Nachdem er in sein Zimmer zurückgekehrt war, setzte er sich hin und fügte seinem Familiennamen mit grosser Sorgfalt ein «i» hinzu. Aus Rudolf Kandel, dem jungen Juden aus Zagreb, war für alle Welt Giovanni Kandeli geworden, ein Slowene mit einem passenden italienischen Namen.

Am nächsten Tag besuchte er seine Eltern erneut und zeigte ihnen das Ergebnis seiner Arbeit. «Und nun werde ich für uns alle Papiere besorgen», verkündete er frohgemut.

Fortuna war ihm wieder wohl gesonnen. Im Haus nebenan wohnten einige italienische Polizeibeamte mit ihren Familien. Immer, wenn er seine Nachbarn vor dem Haus traf oder wenn sie sich auf den Balkons oder Terrassen auf der Hinterseite sahen, grüsste Rudolf sie freundlich. Er liebte es, sein Italienisch an ihnen auszuprobieren, und mit Cesare, einem jungen und sehr angenehmen Burschen, hatte er rasch Freundschaft geschlossen. Die beiden Männer hatten schnell herausgefunden, dass sie in vielem übereinstimmten und gut zueinander passten. Cesare entstammte einer sozialistischen Familie aus Umbrien und stand auch selber ziemlich weit links. Er verabscheute jedwede Form von Antisemitismus und verachtete alles, was im Reich der Naziverbrecher vor sich ging.

«Natürlich werde ich versuchen, dir zu helfen!», rief Cesare

aus. «Du und deine Familie, ihr braucht lasciapassari? Ihr werdet sie bekommen. Aber», fügte er in einem Anflug von Vorsicht hinzu, «das wird ein Weilchen dauern. Und du darfst mich niemals fragen, wie ich an die Papiere herangekommen bin. Einverstanden?»

Natürlich stimmte Rudolf sofort zu.

Einige Tagen darauf klopfte der junge Italiener an die Zimmertür. Er zog einen Umschlag aus der Jacke und händigte ihn seinem Freund aus. Als Rudolf ihn öffnete, fand er vier Transitdokumente oder lasciapassari. Das war zwar viel weniger wert als richtige Pässe, aber es war unendlich viel mehr als nichts. Hier waren ihre Eintrittskarten nach Italien, für das gesamte Land und auf sechs Monate gültig! Wieder war ein Problem gelöst. Rudolf umarmte Cesare in tief empfundener Dankbarkeit. Als er nach seinem Portemonnaie griff, stiess ihn der Beamte zurück und öffnete beide Arme in einer typisch italienischen Geste: «Kein Geld bitte! Lieber Rudolf, ich habe das aus Freundschaft getan und nicht wegen eines kleinen Nebenverdienstes.»

Halb aus Spass insistierte Rudolf, und halb aus Spass weigerte sich der Freund. Schliesslich fanden sie einen Kompromiss: In der Stadt gab es einen erstklassigen jüdischen Schuhmacher. Den besuchten die beiden Männer, und Cesare wurde mit einem Paar eleganter Schuhe belohnt.

Für seine Initiative hatte Rudolf genau den richtigen Zeitpunkt getroffen. Benito Mussolini war nämlich fest gewillt, Slowenien früher oder später zu annektieren und behandelte die Slowenen deshalb besonders gut. Indem man ihnen in Italien weit reichende Reisefreiheit gewährte, hoffte man, sie mit italienischer Kultur, mit italienischer Lebensweise und – hoffentlich! – italienischer Politik vertraut zu machen. Der Umstand, dass die jungen Slowenen nicht in die italienische Armee eingezogen wurden, war ein

weiterer Vorteil. Die Slowenen in Ljubljana und im Rest des Landes blieben höflich und nutzten das Entgegenkommen der italienischen Besatzer weidlich aus. Wenn sie aber unter sich waren, lächelten sie – was dachten sich die Italiener eigentlich? Sie waren doch nicht zu kaufen!

«Warum hast du es denn so eilig?», wollte seine Mutter wissen. «Wir sind doch gerade erst nach Ljubljana gekommen und fühlen uns wohl hier. Wir haben Bekannte aus Zagreb getroffen und wollen uns nicht gleich wieder aus dem Staub machen. Natürlich werden wir irgendwann nach Italien gehen, aber erst müssen wir die Sprache ein wenig besser lernen ...»

Rudolf, seine Eltern und Tante Ruzha sassen an einem Tisch in einem leeren Hotelrestaurant. Ursprünglich wollten sie Karten spielen, aber dann hatte Rudolf sie mit der Ankündigung überrascht, dass er sich am nächsten Morgen auf den Weg machen wolle. Er hatte ihnen vorgeschlagen, dass sie einige Zeit später folgen sollten, sobald er eine passende Wohnung in Mailand gefunden hätte. Und nun flehte ihn seine Mutter geradezu an! Er verstand sie überhaupt nicht. Sie schien glücklich und erleichtert, als sie ihre Reisedokumente bekommen hatte. Und nun wollte sie die nicht nutzen? Sie musste vor irgendetwas, wovon er nichts wusste, Angst haben. Jedenfalls waren ihre Argumente weit hergeholt und nicht sehr überzeugend.

Immer wieder und mit grosser Geduld legte er die Gründe für seine Entscheidung dar. Und bevor seine Mutter ihre Ablehnung bekräftigen konnte, griff Mavro ein. «Ich stimme Rudolf völlig zu, Cilly», sagte er. «Er sollte möglichst rasch gehen. Er braucht Arbeit oder einen Platz an der Universität. Er muss sich seine Zukunft bauen; unsere liegt weitgehend hinter uns. Wie er vorgeschlagen hat, könnte er den Boden für uns ein bisschen vorbereiten. Und dann sollten wir nachkommen!»

Cecilia blieb still. Aus langer Erfahrung wusste sie ganz genau,

wann es besser war, sich mit ihrem Ehemann nicht zu streiten. Es kam nicht häufig vor, aber es gab Anlässe, da war er von absolut fester Entschlossenheit.

Und dann fügte Mavro an seinen Sohn gewandt hinzu: «Vergiss aber nicht, dich bei der Polizei in Triest zu melden, sobald du über die Grenze bist!»

Rudolf war völlig verblüfft. «Wovon redest du denn da, um Himmels willen?», fragte er seinen Vater mit einem ungläubigen Kopfschütteln. «Von einer derartigen Vorschrift habe ich noch nie etwas gehört!»

«Ich aber, und sie muss unbedingt eingehalten werden», fuhr Mavro fort. «Jeder Fremde, der im Besitz eines italienischen Transitdokuments ist, muss sich am Ort der Einreise bei der örtlichen Polizei melden.»

Und jetzt begann Rudolf zu begreifen, warum seine Mutter so offensichtlich besorgt war. Wenn man sich nämlich bei den italienischen Behörden registrieren liess, lief man Gefahr, sich eine Art von Hausarrest einzuhandeln – manchmal an einem sehr einsamen und entfernten Ort. «Confino», wie die Italiener diesen Arrest nannten, war zu einer Art Schlagwort unter den Juden geworden. Einige hatte man sogar in Internierungslager gesteckt. Und in diesem Prozess hätte die Familie wieder getrennt werden können!

«Wer hat dir denn diese blödsinnige Idee eingegeben?», rief er erregt. «Ich werde mich auf keinen Fall registrieren lassen. Ich gehe direkt nach Mailand, und da wird niemand nach mir fragen. Und das solltet ihr auch tun.»

«Kommt nicht infrage», gab sein Vater zurück. «Ich werde die Regeln beachten, so wie ich es mein ganzes Leben getan habe. Ich bin überzeugt, dass die Italiener zivilisierte Leute sind. Die werden uns schon gut behandeln, wenn wir mutig genug sind, über ihre Grenze zu kommen. Und ein zeitlich begrenzter Hausarrest ist ja keine schlechte Lösung.»

Rudolf blieb unnachgiebig, aber er senkte seine Lautstärke. Er

sah, dass sein Vater schwer atmete und wollte ihn nicht noch mehr aufregen. «Du und deine österreichische, deine Wiener-Bankvereins-Ethik!», sagte er lächelnd. «Ich stimme dir ja zu – im Allgemeinen kann man die italienischen Faschisten weder mit der Ustasha noch mit den Nazis vergleichen. Aber auch bei ihnen gibt es richtige Hundesöhne. Weisst du, Papa – da draussen gibt es Feinde, unsere Feinde. Das ist für uns alle die grundlegende Wahrheit und sonst nichts. Viele von denen haben alle Brücken hinter sich abgebrochen. Bleib doch realistisch – das Ganze ist eine Angelegenheit auf Leben und Tod! Und dann willst du die ‚Spielregeln‘ beachten? Nun gut – ich werde es nicht tun. Ich glaube, dass alles erlaubt ist, wenn es ums nackte Überleben geht. Alles», fügte er hinzu, «ausser der Vernichtung menschlichen Lebens. Du kannst machen, was du willst, aber ich werde mich nicht melden.»

Das Gespräch wurde noch über eine ganze Weile fortgesetzt. Am Ende gab es Übereinstimmung. Rudolf sollte so vorgehen, wie er es für richtig hielt. Er war jedoch bereit, die Abreise noch um ein paar Tage zu verschieben. Mutter, Vater und Tante Ruzha würden später nach Italien gehen, sobald sie genug Mut beisammen hatten. Sie würden sich in Triest bei der Polizei melden, und Rudolf würde dort auf sie warten. Die Familie legte eine Postlagernd-Adresse beim Hauptpostamt der Stadt fest. Zusätzlich würden sie sich, soweit es eben ging, jeden Tag um die Mittagszeit vor dem römischen Amphitheater der Hafenstadt einfinden. Bevor Rudolf das Hotelrestaurant verliess, um in sein Zimmer zurückzukehren, stellte Mavro eine letzte Frage: «Und was soll aus Blanka werden?»

Das war in der Tat eine entscheidende Frage. In den letzten Wochen war ein neuer Mensch in Rudolfs Leben getreten, noch nicht endgültig, aber doch in einer sehr bedeutsamen Weise.

BLANKA UND RUDOLF

Zu jener Zeit hatte es eine grosse Gruppe junger Juden nach Ljubljana verschlagen. Und die wussten sich zu finden, wie es für junge Leute auf der ganzen Welt eben so ist. Man konnte die Kaffeehäuser in der Innenstadt aufsuchen. Noch immer konnte man dort jüdische Damen bei Kaffee und Kuchen antreffen, die über ihr Schicksal klagten, den «guten alten Zeiten» nachtrauerten und über die tratschten, die gerade nicht dabei waren. In einer anderen Ecke sassen immer noch die Männer – beim Schach, beim Kartenspiel oder bei einem intensiven Gespräch über die politische Lage. Und die jungen Leute sassen immer noch mit einer Flasche Mineralwasser oder einem Glas Wein herum. Sie prahlten mit ihren jeweiligen Abenteuern und planten neue. In dieser Gruppe nahm Rudolf eine besondere Stellung ein. Nicht nur, dass er klare Vorstellungen hatte von dem, was er tun wollte. Er hatte auch ein grosses Zimmer für sich ganz allein – und dazu noch eine geräumige Terrasse! Und da die jungen Leute nicht die ganze Zeit mit ihren Altvorderen verbringen wollten, machten sie Rudolfs Wohnung zu einem ihrer beliebtesten Treffpunkte.

Und dort lernten Rudolf und Blanka sich kennen. Sie fand ihn zunächst ein wenig zu selbstbewusst und robust. Marios Charme ging ihm ab. Aber er sah gut aus und war viel interessanter als ihr Verehrer in Zagreb. Was ihn anging, so hielt er sie für einen Tick zu eitel und oberflächlich, obwohl er sich rasch in sie vernarrte. Er tröstete sich mit der Hoffnung, dass er sie schon noch erziehen könne. Das ist eine vergebliche Hoffnung, wie alle Männer wissen.

Kein Wunder also, dass die gegenseitige Anziehung rasch die Oberhand gewann. Sie begannen, mehr und mehr Zeit miteinander zu verbringen. Cafés gab es ja auch in anderen Teilen der Stadt. Es gab Kinos und einige stille, preiswerte Restaurants.

Noch besser: Man konnte gemeinsame Ausflüge in die Hügel rund um Ljubljana machen. Es war Herbst geworden, und das Laub brannte in gelben und roten Farben. Blanka erinnert sich gern an ein Landgasthaus, das zu ihrem bevorzugten Versteck geworden war. Die Küche hatte erstklassige frische Sahne zu bieten, und die liebte sie über alles. Viele Abende verbrachten sie dort, redeten und erforschten sich gegenseitig. Es gibt jedoch ein droliges Ereignis, das Blanka besonders im Gedächtnis geblieben ist: «Eines späten Nachmittags näherte sich ein fettes Huhn unserem Tisch. Es sprang auf einen leeren Stuhl gleich neben uns und dann auf die Tischplatte, bevor es begann, meine Schlagsahne zu futtern. Ich war stinksauer und steif vor Schrecken. Rudolf aber lachte nur, liess das Huhn gewähren und bestellte mir eine neue Portion.»

Nach einer Weile wurde aus Anziehung Zuneigung, und aus Zuneigung wurde schliesslich Liebe. Sie taten, was alle Verliebten tun: Händchenhalten im Kino, Füsse unter dem Cafétisch berühren, die ersten Küsse, eine schüchterne Umarmung in der Abgeschlossenheit von Rudolfs Zimmer. Sehr rasch wussten es all ihre Freunde: Blanka und Rudolf – das war nicht nur ein Flirt. Sie meinten es wirklich ernst! Ein wenig später wurden dann die Familien unterrichtet. Damit war die Verbindung in gewissem Sinne offiziell geworden.

Diese Art von Beziehung war damals allerdings völlig anders als das, was junge Leute heute für selbstverständlich halten. Alles musste nach festgelegten Regeln ablaufen. Und die galten auch unter den ungewöhnlichen Bedingungen eines erzwungenen Exils. Natürlich war es den beiden nicht erlaubt, zusammen zu leben. Blanka war damals noch nicht einmal 17 Jahre alt, und sie musste jeden Abend pünktlich wieder zu Hause sein. Nächte auswärts verbringen – das kam überhaupt nicht infrage. Und von sexueller Beziehung konnte ebenfalls keine Rede sein. Auch ein formelles Verlöbnis hätte daran übrigens nichts geändert. Für jun-

ge Juden war die Verlobung nur der erste Schritt zu einer Heirat, die möglichst rasch zu folgen hatte. Und eine Hochzeit war natürlich völlig ausgeschlossen.

Im Übrigen aber war es so, wie es immer war und immer bleiben wird. Selbst inmitten der Unruhe und des Terrors rings um sie herum gingen junge Leute wie Rudolf und Blanka die Zukunft mit Neugier und nicht so sehr mit Beklemmung an. Sie wollten leben, und sie wollten es zusammen tun.

Rudolf und Blanka sind bis zu seinem Tod zusammengeblieben – für mehr als sechs Jahrzehnte. Sie haben sich bis zum letzten Augenblick geliebt. Ihre Ehe war gesegnet – trotz all dem, was in dieser langen Zeit passierte. Deshalb war Mavros letzte Frage so wichtig. Und deshalb wird die Geschichte von Rudolf und Blanka von nun an eine gemeinsame sein. Die Umstände haben sie immer wieder getrennt, aber das wunderbare Band der Liebe hat sie immer beieinander gehalten.

INTERMEZZO AN DER ADRIA

«Nun ja», antwortete Rudolf auf die Frage seines Vaters, «mit Blanka und ihrer Familie habe ich schon geredet. Blankas Mutter hat sich auch schon lasciapassari für alle besorgt, und sie werden Ljubljana in ein paar Tagen verlassen. Sie wollen allerdings nicht direkt nach Mailand gehen.»

«Warum denn das?», fragte Cecilia.

Mit einem Seufzer erwiderte Rudolf: «Sie glauben immer noch, dass die Männer bald aus dem Kriegsgefangenenlager zurückkommen. Deshalb wollen sie noch ein bisschen hier in der

Gegend bleiben. Sie wollen an die Adria, nach Portoroz. Das ist ja nahe bei Triest, und so kann ich sie dort besuchen, bevor ich nach Mailand Weiterreise.»

Cecilia wurde ganz aufgeregt. «Was, nach Portoroz? Das ist ja eine tolle Idee! Gerade im Herbst ist Portoroz ein besonders schöner Badeort. Da sollten wir auch hingehen! Ganz bestimmt werden wir da auch Freunde aus Zagreb treffen ...»

Mavro unterbrach sie: «Wenn uns die Italiener dahin lassen, in Ordnung. Aber wir werden uns melden.»

Damit war die Sache entschieden.

Am nächsten Morgen nahm Rudolf den Frühzug nach Triest. An der Gepäckaufbewahrung im Hauptbahnhof verstaute er sein Gepäck, machte einen weiten Bogen um das Hauptquartier der Polizei und arrangierte die Postlagernd-Adresse, so wie sie es besprochen hatten. Dann unternahm er einen entspannten Spaziergang in die Altstadt und zu dem bunten und lebendigen Hafen, vorbei an den imposanten Palästen der grossen Schifffahrts- und Versicherungsgesellschaften und zu den römischen Ruinen. Nur wenige Stunden später holte er sein Gepäck wieder ab und machte sich auf nach Portoroz.

Seine Mutter hatte Recht gehabt. Das tiefblaue Wasser der Adria war kristallklar und ruhig. Eine leichte Brise ging über den weitgehend verlassenem Strand. Die stolzen Villen in ihren leicht ausgewaschenen Farben und die freundlichen Pensionen mit ihren geschlossenen Fensterläden strahlten schon die Ruhe aus, die für die Nachsaison am Meer so typisch ist. Das alles kam Rudolf wie ein Traum vor. Hier gab es einen absolut friedlichen Ort, als hätten sich die furchtbaren Ereignisse der letzten Monate überhaupt nicht abgespielt. Eine alte Pension nahm noch Touristen auf. Hier nahm sich Rudolf ein Zimmer und wartete.

Wenige Tage später kamen auch seine Eltern und Tante Ruzha

in Triest an. So wie Mavro es wollte, meldeten sie sich pflichtgemäss bei der «questura», der Zentrale der städtischen Polizei. Ein Inspektor empfing sie in seinem Büro. Er musste ungläubig lachen, als er merkte, was seine Besucher von ihm wollten. «Herr Kandel», rief er kopfschüttelnd aus, «in Triest und Umgebung leben Hunderte ausländischer Juden. Die meisten haben sich einfach irgendwo ein Zimmer gemietet. Ich habe überhaupt nicht die Leute, um nach ihnen zu suchen. Nur eine Handvoll von denen hat sich jemals bei mir gemeldet. Aber – wenn Sie darauf bestehen ...» Er öffnete ein dickes Buch, das vor ihm auf dem Tisch lag, tauchte einen alten Federhalter in das Tintenfass und trug sie für ein «confino» ein. Das gab er ihnen allerdings zu besonders günstigen Bedingungen, so eine Art von Belohnung für Mavros korrektes Verhalten. Sie durften für ein paar Wochen in Triest bleiben. Und dann bot er ihnen ein gutes Dutzend von Orten für ihren endgültigen Aufenthalt an. Die Kandels wählten Arezzo, die schöne alte Stadt in den toskanischen Bergen.

Eine Woche darauf trafen die Selingers in Portoroz ein. Sie mieteten sich zwei Zimmer in der gleichen Pension, in der sich Rudolf bereits aufhielt. Für einige wenige Tage verbannten sie alle ihre Sorgen tief in den Hinterkopf. Sie erfreuten sich am Meer und an dem, was die Adria zu bieten hatte, ganz so, als wäre es ein Urlaub aus den guten alten Zeiten gewesen. Die Strände und die Villen badeten in der Glut der Sonne, und die war auch im Herbst noch sehr warm. Palmen und Zypressen spendeten Schatten wie immer, und die wenigen Menschen am Meeresufer trugen jenes träumerische Lächeln auf ihrem Gesicht, das man in Badeorten auf der ganzen Welt finden kann.

Cecilia und Mavro besuchten sie ein letztes Mal, bevor sie nach Arezzo aufbrechen mussten. Die Kandels wirkten zwar angespannt, aber auch erstaunlich zuversichtlich. «Die Italiener werden uns schon nicht hängenlassen», erklärte Mavro. «Ich habe

ja schon gesagt: Das sind zivilisierte und tolerante Leute. Da gibt es keine Ustasha. Und auf jeden Fall sind die Nazis weit weg. Wir werden uns sicher bald wiedersehen.»

Cecilia küsste ihren Sohn zum Abschied. Sie umarmte ihn lange und fest. Für sie war er jetzt endgültig zu einem Mann geworden. Sie wusste es auch nicht besser als Mavro, aber sie fühlte irgendwie, dass sie nicht nur für ein paar Wochen getrennt sein würden. Und dieses Gefühl sollte sie leider nicht trügen.

Jene wunderbaren Tage in Portoroz! Blanka hat sie bis heute nicht vergessen. Die langen Spaziergänge mit Rudolf am Strand oder auf der Uferpromenade gefielen ihr am besten. Hand in Hand hatten sie nur Augen für sich, planten ihre Zukunft und freuten sich aneinander.

Eines Abends überrumpelte Rudolf sie. «Übermorgen werde ich nach Mailand fahren», kündigte er an. «Wir sind jetzt überzeugt, dass dies die beste Lösung für uns alle ist, selbst meine Eltern. Hier am Meer ist es wie im Paradies, aber das kann auch täuschen. In einer grossen Stadt können wir viel besser untertauchen.»

Was Blanka da hörte, gefiel ihr überhaupt nicht. «Und was wird aus mir? Du weisst doch ganz genau, dass meine Mutter und meine Tante noch auf ihre Männer warten.»

«Die werden so schnell nicht zurückkommen. Und ich glaube, dass deine Mutter sie ebenso gut über das Rote Kreuz kontaktieren und ihnen eine neue Adresse mitteilen kann. Ich werde jedenfalls gehen.»

Mittlerweile kannte Blanka ihn ganz gut. Er würde eine Entscheidung, wenn er sie einmal getroffen hatte, nicht mehr rückgängig machen. Sie gab vor, auf die Entscheidung ruhig zu reagieren. Aber inwendig, in ihrem Herzen, da sah es ganz anders aus.

Bertha und Zhenka stimmten Rudolfs Sichtweise zu. Sie würden noch ein Weilchen bleiben und dann ebenfalls in die Hauptstadt der Lombardei kommen. Als die beiden jungen Liebenden

sich den Abschiedskuss gaben, versprach Rudolf: «Mein Schatz, ich hole dich nach Mailand, so schnell es eben geht.»

Und dann drehte er sich rasch um. Er wollte wohl ihre Tränen nicht sehen.

MAILAND – STADT MIT EINEM GROSSEN HERZEN

AN EINE NEUE EXISTENZ MUSS MAN SICH ERST GEWÖHNEN

Es war ein schöner, sonniger Oktobermorgen, als Rudolf den Zug nach Mailand bestieg. Der Grenzübergang verlief reibungslos, die Kontrollen waren allenfalls oberflächlich. Giovanni Kandeli wurde Eintritt nach Italien gewährt. Fast pünktlich erreichte der Zug den Hauptbahnhof der lombardischen Hauptstadt. Was für ein eindrucksvolles Gebäude mit seinen gewaltigen Hallen und Treppen – weit grösser als die Gare du Nord in Paris! Aber Rudolf hatte keine Zeit für dieses bombastische Stück Architektur. Junge Männer mit Koffern sahen in Kriegszeiten immer leicht verdächtig aus, und es war besser, nicht aufzufallen.

Er zog einen Zettel aus der Rocktasche. Sorgfältig las er die Anweisungen, die ein Freund aus Ljubljana ihm mitgegeben hatte: Die Strassenbahnlinie, die richtige Haltestelle und dann die Anschrift eines Italieners, der ihm weiterhelfen würde. In einer ruhigen Strasse am Rande einer ebenso ruhigen Vorstadt fand er das Haus, das sein Ziel war. Als er sich vorsichtig umsah, wurde auf der anderen Strassenseite eine Gardine zurückgezogen, und ein neugieriges Gesicht presste sich an die schmutzige Scheibe. Es war das Gesicht einer weisshaarigen Frau. Rudolf reagierte achselzuckend. In jeder Nachbarschaft gibt es Leute, die gern ein wenig spionieren. Er lachte und winkte dem Gesicht zu. Die Gardine wurde rasch wieder zurückgezogen. Er musste drei- oder viermal klingeln. Dann erst hörte er langsame und schlurfende Schritte. Ein alter Mann öffnete die knarrende Tür. Er schnäuzte sich umständlich und bat Rudolf einzutreten.

Der Mann stellte sich als Signor Montana vor. Rudolf wusste, dass er ein erfahrener Mittelsmann für Juden auf der Flucht war. Man schätzte ihn als jemanden, der als absolut zuverlässig galt, den Mund halten konnte, viele Freunde in der Stadt hatte und die «Schwarzhemden» hasste. So nannten die Italiener die überzeugten Faschisten, weil sie in einer Art Uniform mit schwarzem Hemd herumzulaufen pflegten. Glücklicherweise kannte Signor Montana eine passende Bleibe, die zudem sofort bezogen werden konnte. Sie lag nur wenige Strassen weiter. Zimmer und WC waren klitzeklein, aber doch gross genug für einen jungen Mann mit wenig Gepäck und bescheidenen Ansprüchen. Und so wurde Rudolf Untermieter in einer viel grösseren Wohnung, die eine Familie Blum bewohnte. Dabei handelte es sich um deutsche Juden, die vor einem guten Jahr nach Mailand geflüchtet waren.

Da war Frau Leonie Blum, die Rudolf bald darauf zärtlich «Mama Blum» nennen sollte. In allen Geldangelegenheiten war sie unerbittlich, aber ansonsten schätzte er sie als eine sehr nette Dame. Und dann war da noch ihre Tochter Sissy, ein hübscher Teenager von 17 Jahren mit schwarz glänzendem Haar, dunklen Augen und einer ansteckenden Fröhlichkeit. Die Männer, Sissys Vater und ihren älteren Bruder, hatten die italienischen Behörden nach Ferramonti di Tarsia geschickt, in das grösste Internierungslager für registrierte jüdische Ausländer (und auch für zahlreiche italienische Juden). Offiziell wurde Ferramonti als Konzentrationslager bezeichnet, aber selbst die Häftlinge dort unten in Kalabrien glaubten, dass die Faschisten das nur getan hatten, um ihren deutschen Cousins zu imponieren. Jedenfalls waren die Lebensbedingungen im Lager zwar hart, aber immer menschlich. Es gab weder Willkür noch Misshandlungen. Die Internierten durften Briefe oder Päckchen empfangen und ernsthaft erkrankte Familienmitglieder «auf Ehrenwort» besuchen. Eine grosse Gruppe jü-

discher Häftlinge sollte am 6. September 1943 durch die italienischen Behörden freigelassen werden, sechs Wochen nach dem Sturz Benito Mussolinis. Eine Woche darauf befreiten britische Truppen den Rest.

Nun ja, als «Slowene» hätte Rudolf sich wie alle anderen Ausländer auch beim nächsten Polizeikommissariat registrieren lassen müssen. Aber – konnte man wissen, ob die Italiener nicht Verdacht schöpfen würden oder sogar Hinweise auf seine wahre Identität hatten? Das aber hätte aller Wahrscheinlichkeit nach auch für ihn das Lager bedeutet. Und er hatte nicht die geringste Absicht, sich irgendwann oder irgendwo internieren zu lassen. Zudem – war er denn jetzt nicht Giovanni Kandeli? Er beschloss also, einen weiten Bogen um das Commissariat zu machen.

Nach ein paar Tagen des «dolce far niente» wurde Rudolf unruhig. Die Juden in Mailand lebten ein Leben in ausreichender Sicherheit, aber voller Langeweile, und das wollte ihm überhaupt nicht behagen. Zu seinem Bedauern hatte er rasch herausgefunden, dass er sich in der Universität Mailand nicht einschreiben konnte. Das wäre viel zu gefährlich gewesen. Als Slowene wäre er zumindest lästigen Nachfragen ausgesetzt gewesen. Und am Hauptbahnhof, am Domplatz oder in einem der von Juden frequentierten Cafés herumzulungern, das konnte es auch nicht sein. Davon hatte er schon in Ljubljana genug gehabt.

Also musste er Arbeit finden. Das war der einzige Ausweg. Rudolf wollte seinen Lebensunterhalt so ehrlich wie möglich verdienen. Aber wie sollte er das bewerkstelligen? Als Gäste waren die Slowenen in Italien willkommen – ein reguläres Arbeitsverhältnis war ihnen jedoch verwehrt. Am Ende bedeutete «ehrlich» für jemanden wie Rudolf also irgendeine Form von Schwarzarbeit.

Eines Abends lernte er in einem kleinen und preiswerten Restaurant Drago Vukovic kennen. Sie assen am selben Tisch ihre

Pasta und tranken ein Glas Valpolicella. Sie kamen ins Gespräch, und Rudolf fand bald heraus, dass sein Tischnachbar ein interessanter Zeitgenosse war. Drago Vukovic stammte aus Serbien und war ein überzeugter Anhänger der jugoslawischen Monarchie. Er hatte in Belgrad als Vertreter einiger Mailänder Textilfirmen gearbeitet. Das Land war zusammengebrochen. Und weil die Deutschen die Monarchisten verfolgten, auch wenn sie geschäftliche Beziehungen zu ihren italienischen Verbündeten hatten, musste Drago über Nacht die Flucht ergreifen. Er entwischte nach Mailand und fand sich dort ohne regelmässige Arbeit. Aber es ging ihm finanziell recht gut, wie er mehrfach beteuerte.

Schon an ihrem ersten gemeinsamen Abend kamen die beiden jungen Männer gut miteinander aus. Und als Rudolf bekannte, dass er noch keinerlei Arbeit gefunden hatte, fragte ihn Drago: «Warum kommst du nicht zu mir? Wir beide wären ein starkes Team!»

«Aber was machst du denn genau?», wollte Rudolf wissen.

«Nun, lass mich das erklären», sagte Drago lächelnd. «Ich klappere die Concierges aller Mailänder Hotels ab, in denen reiche Slowenen oder Kroaten absteigen, wenn sie die Stadt besuchen. Du weisst vielleicht, dass diese Leute Geschäftliches gern mit ein wenig Privatvergnügen verbinden, wenn sie schon einmal hier sind. Und Privatvergnügen, das besteht ganz wesentlich aus Einkäufen. Die Geschäfte in Mailand sind im ganzen Mittelmeerraum berühmt!»

«Und dann?», fragte Rudolf ein wenig verwirrt.

«Und dann», fuhr der Serbe fort «bekommen die Concierges von mir ein hübsches Trinkgeld, die Besucher fragen die Concierges nach einem Führer, und die Concierges empfehlen mich.»

«Aber wozu brauchst du mich dann?»

«Ich habe dir zugehört, als du mit den Kellnern und anderen Gästen gesprochen hast. Dein Italienisch ist viel besser als meins.

Und wenn wir zu zweit sind, können wir zwei Kundengruppen zugleich betreuen oder eine Gruppe je nach deren Vorlieben teilen.»

Rudolf nahm Dragos Vorschlag an. Am nächsten Morgen kam er zum vereinbarten Treffpunkt unter den Arkaden der «Scala», Mailands berühmtem Opernhaus. Und dann begannen sie ihren Rundgang durch die Hotels.

Es stellte sich rasch heraus, dass es sich lohnte, in der Stadt den Fremdenführer zu machen. Für gewöhnlich schleppten sie die Touristen in die Luxusgeschäfte auf der Via Montenapoleone und auf anderen Geschäftsstrassen oder auch zu den Seidenfabriken in Como, das per Zug in etwa einer Stunde zu erreichen war. Die Kroaten und Slowenen hatten Spass daran, die alten Geschäfte mit ihren berühmten Namen zu besuchen, deren Auslagen mit Seide, Spitzen, altem Silber, kleinen Gemälden und barocken Möbeln gefüllt waren. Und diese protzigen Besucher, Profiteure der «neuen heroischen Zeit», kauften reichlich. Die Ladeninhaber in Mailand und die Fabrikbesitzer in Como zahlten Drago und Rudolf eine ordentliche Provision. Ausserdem hörten die beiden von ihren Gästen auch das Neueste von daheim. Kurz gesagt: Das Geschäft blühte und verschaffte Rudolf ein regelmässiges Einkommen. Er brauchte sein Erspartes kaum anzugreifen.

Drei Wochen später kamen Blanka und ihre Familie nach Mailand. Auch sie benutzten ganz normal die Eisenbahn. Blanka weiss nicht, wie ihre Mutter an die notwendigen Transitpapiere gekommen war. Sie ist sich jedoch einigermaßen sicher, dass ein wenig Bestechung und Fälschung im Spiel gewesen waren. Ihre Mutter hat ihr aber nie etwas darüber erzählt. Sie war wohl besorgt, dass die junge Dame zu geschwätzig sein könnte. Jedenfalls hatten sie Rudolfs Hilfe nicht in Anspruch nehmen müssen.

Für die ersten Tage mieteten sich die Selingers in einem kleinen Hotel nahe des Hauptbahnhofs ein. Für den Augenblick war

das in Ordnung, auf Dauer aber wäre es zu teuer geworden. Glücklicherweise erzählte ihnen ein anderer Hotelgast nach einigen Tagen, dass in der Via Alberto da Giussano zwei Zimmer zur Untermiete frei geworden waren. Das war fast zu schön, um wahr zu sein! Die Via Alberto da Giussano lag mitten im Stadtzentrum, gleich in der Nähe einer Strassenbahnhaltestelle, einiger Märkte und des Corso, einer der Hauptstrassen Mailands.

Die Selingers zogen sofort los. Eine zarte, kleine Frau in den Vierzigern, in das Schwarz der Witwen gekleidet, empfing sie an der angegebenen Adresse. Signora Gallia – so hiess sie – hatte Gefallen an dem, was sie da vor sich sah. Ohne Zögern und Nachfragen nahm sie Bertha, Zhenka und Blanka zu Untermieterinnen. Es stellte sich heraus, dass Gallia Schweizerin war. Blanka erinnert sich an sie als eine sehr liebenswürdige und wohl erzogene Dame, die alle drei Schweizer Landessprachen – Deutsch, Französisch und Italienisch – perfekt beherrschte. Die Witwe war dabei, die Rückkehr in ihr Heimatland vorzubereiten. Ihr Mann war Mailänder gewesen; er war einige Monate zuvor gestorben. Deshalb hielt sie nichts mehr in Italien. Sie versprach Bertha, dass sie die ganze Wohnung würde mieten können, sobald sie abreisen könne. Ein wenig später sollte sie dieses Versprechen auch halten.

Gallias Nachbarin auf der Etage war eine Frau aus Deutschland mit ihrer kleinen Tochter. Diese Frau war als Sängerin und Tänzerin in den Kabarets der Stadt aufgetreten. Aus dieser Zeit unterhielt sie noch ausgezeichnete Verbindungen mit einflussreichen Mailändern. Signora Gallia und die Deutsche wussten natürlich ganz genau, an wen die beiden Zimmer gegangen waren. Glücklicherweise hatten sie damit keinerlei Probleme, und sie redeten auch nicht weiter darüber. Und so kam es, dass die Selingers über viele Monate in der Via Alberto da Giussano bleiben konnten, ohne irgendwie belästigt oder ausgefragt zu werden.

Sobald sie ausgepackt hatten, suchte Blanka in ihrem Notizbuch Rudolfs Anschrift heraus, fragte Signora Gallia nach dem Weg und machte sich zu ihm auf. Und zufällig war er auch zu Hause. Das war ein Augenblick, als die beiden sich wiedersahen – sie warf sich in seine Arme, sie lachten und weinten! Sie waren vollkommen glücklich, und all die Angst, die mit ihrer schwierigen Lage einherging, war für eine Weile verflogen.

Allerdings mussten Rudolf und Blanka sich an eine neue Lebensweise gewöhnen. Wenn nicht ihre junge Liebe alles zugeeckt hätte, wäre das Ganze ziemlich eintönig gewesen, auch wenn Rudolf einiges zu tun hatte. Ein Leben im Exil ist niemals aufregend. Man lebt vor sich hin und wartet. Man wartet auf das Ende der Emigration. Man wartet auf einen plötzlichen Besuch der Polizei, über den man nicht vorher unter der Hand unterrichtet war. Man wartet auf einen dämlichen Politiker, weit weg in Rom, der die Spielregeln ändern und einem das Leben unerträglich machen konnte. Leute, die man nicht kannte, zogen alle Fäden, und bevor man das durchschaut hatte, konnte es bereits zu spät sein.

Man lebt vor sich hin im Exil – und man tut es die ganze Zeit mit einer sehr begrenzten Anzahl von Menschen. Man vertrödelt die Zeit im eigenen Zimmer, in den immer gleichen Cafés oder in der Anonymität eines Parks, eines grossen Platzes oder einer hässlichen Vorstadt. Man kann im Exil leben. Aber man kann dabei absolut nicht glücklich werden.

Zumindest hatte Rudolf seine Beschäftigung als Reiseführer für Touristen. Das war zwar nicht gerade eine glänzende Karriere, aber er konnte damit sein Geld verdienen und die Langeweile vertreiben, was mindestens ebenso wichtig war. Blanka war schlechter dran. Es gab keine Schule, auf die sie hätte gehen können, um sich auf das Abitur vorzubereiten, und sie musste denn auch sehr lange warten, bis sie wieder ein Klassenzimmer von innen sah.

Sie hatte sich mit der Gleichförmigkeit ihres Alltags abzufinden. Morgens hiess das, vor einem der nahegelegenen Geschäfte Schlange zu stehen, um Butter, Fleisch, Fisch oder andere Kostbarkeiten einer Kriegswirtschaft zu ergattern. Sie ging regelmässig auf die Märkte, um Obst und Gemüse zu besorgen. Sie half ihrer Mutter dabei, die Wohnung in Ordnung zu halten, die sie gleich nach Signora Gallias Abreise übernommen hatten. Sie strickte, klöppelte und schwatzte sich durch die langen, nebligen und ungemütlichen Winterabende, für die Mailand berüchtigt ist. Und dann gab es ja noch Rudolf. Gott sei Dank.

Dieses unglaubliche Jahr 1941 ging in einer beinahe festlichen Stimmung zu Ende. Rudolfs Schwester Sophia und ihr Mann Walter hatten endlich alle für eine Ausreise nach Kuba notwendigen Papiere beisammen. Weil die Eisners per Schiff aus Lissabon abreisen wollten, hatten sie beschlossen, auf ihrem Weg dorthin einen Zwischenstopp in Mailand einzulegen. Glücklicherweise erreichte ihr Brief Rudolf früh genug. So konnte er auch seine Eltern einladen. Und dann passierte wieder einmal ein kleines Wunder: Die Polizei in Arezzo gab ihnen eine auf drei Tage befristete Reiseerlaubnis – «aus dringenden familiären Gründen».

«Lechaim!» Die Wohnung in der Via Alberto da Giussano hallte wider von Trinksprüchen und lebhafter Unterhaltung. Der Tisch war mit einem weissen Leinentuch, schönem Porzellan und matt glänzendem Besteck gedeckt. In der Mitte prangte ein silberner Hannukah-Leuchter, dessen Kerzen samt und sonders angezündet waren. Mavro brachte einen Toast aus: «Auf Rudolf, der diese tolle Idee hatte und uns alle hier zusammengebracht hat! Auf Blanka, die das alles so schön hergerichtet hat! Und auf Frau Selinger, der wir ein fantastisches Abendessen verdanken!»

Dann wandte er sich seinem Sohn zu und fragte: «Sag mal, wo hast du eigentlich den Leuchter her?»

Rudolf lachte. Er war stolz darauf, dass alles so gut geklappt hatte und die ganze Familie beisammen war. «Ganz einfach», erwiderte er. «Den habe ich bei einem Antiquitätenhändler ausgeliehen, den ich gut kenne. Morgen bringe ich ihn wieder zurück.»

Obwohl es nach dem jüdischen Kalender eigentlich schon viel zu spät war, hatte er Blankas Mutter gebeten, ein Hannukah-Essen in ihrer Wohnung zu organisieren. Bertha hatte Angst, dass eine so grosse Gruppe von Juden auffallen könnte, hatte aber schliesslich doch eingewilligt. Auf dem Markt hatte Blanka passende Kerzen gefunden; Wein und hervorragende Pasta waren noch immer überall zu bekommen.

Bertha, Cecilia und Zhenka kamen einige alte Hannukah-Lieder aus ihrer Kindheit in den Sinn. Zum ersten Mal nach langen Jahren sangen sie sie nun ihren Kindern vor. Blanka erinnerte sich zumindest an die Melodien, so dass die mitsummen konnte. Später am Abend holten sie die deutsche Dame von nebenan herüber, die ihnen Tischtuch, Geschirr und Besteck geliehen hatte. Sie brachte zwei Flaschen Barolo und Volkslieder aus ihrer Heimat mit. Jetzt war sie mit dem Singen an der Reihe, und die anderen sumteten mit. Das gemütliche Kerzenlicht und die entspannte Atmosphäre liessen sie für ein paar Stunden ihre Sorgen vergessen.

Am folgenden Morgen reisten Sophia und Walter weiter. Sie sollten übrigens Kuba nie erreichen. Ihr Schiff wurde nach Mexiko umgeleitet, und dort blieben sie dann auch. Familienangehörige sahen sie erst nach dem Krieg wieder. Beim Abschiednehmen holte Walter eine prachtvolle Herrenarmbanduhr von Marvin aus einem kleinen Musterkoffer. Er gab sie Rudolf mit den Worten: «Eines Tages wirst du die vielleicht gut brauchen können!» Bewegt und dankbar nahm Rudolf das Geschenk an.

Cecilia und Mavro blieben einen Tag länger in Mailand. Rudolf nahm sich diesen Tag frei, obwohl das Touristengeschäft

zum Jahreswechsel viel versprechend war. Er zeigte seinen Eltern einige der interessanten Orte in der Stadt – den Dom mit dem grossen Platz davor, die überdachten Ladengalerien, die «Scala», die Sammlungen im Brera-Museum und natürlich auch ein paar Geschäfte. Im Dunkel des nächsten Morgens brachte er die Eltern dann wieder zum Zug.

Der Beginn des neuen Jahres war dumpf und finster, neblig und feucht. Alle innere Leichtigkeit der letzten Tage war verfliegen. Sie machte wieder einer Furcht Platz, die sie nur allzu gut kannten. Rudolf versprach ihnen, dass er sie so rasch wie möglich in Arezzo besuchen würde. Niemand weinte. Sie nahmen Abschied voneinander, Mavro und Cecilia bestiegen ihren Waggon, ein letztes, schweigendes Winken, dann setzte sich die Lokomotive in einer grossen schwarzen Wolke in Bewegung.

1942

Deutschland

Auf der «Wannseekonferenz», die im Januar in Berlin stattfindet, fällt der Beschluss zur systematischen Ausrottung der europäischen Juden. Im Mai wird den Juden das Halten von Haustieren verboten. Der «Kreisauer Kreis», eine der Keimzellen des deutschen Widerstandes, kommt zum ersten Mal zusammen. Hitler ordnet die sofortige Deportation aller im Lande lebenden Zigeuner an.

Im September erreichen die deutschen Truppen den sowjetischen Verteidigungsring um Stalingrad und dringen in die Stadt ein. Im November werden sie von mehreren sowjetischen Armeen eingeschlossen. Im selben Monat marschiert die Wehrmacht in den bislang unbesetzten Teil Frankreichs ein.

Italien

Im Juni treffen Mussolini und Hitler in Feltre zusammen, ihrer letzten Zusammenkunft in Italien vor Mussolinis Sturz. Fast alle grösseren Städte, Industrie- und Verkehrsanlagen werden durch die Royal Air Force heftig bombardiert. Im November besetzen italienische Streitkräfte die Insel Korsika.

Kroatien

Das System der kroatischen Konzentrationslager ist vollständig. Während Loborgrad, Djakovo und Tenji als Durchgangslager vor dem endgültigen Transport nach Auschwitz und zu anderen Vernichtungsstätten dienen, bleibt Jasenovac bis 1945 «in Betrieb». Zehntausende Juden, Serben, Zigeuner und Vertreter anderer Minderheiten werden dort getötet.

Das jüdische Volk

Im Februar fährt das Flüchtlingsschiff «Struma» im Schwarzen Meer auf eine Seemine und sinkt. 400 jüdische Passagiere kommen um. Die Deportation von 110'000 rumänischen Juden beginnt. Die Vernichtungslager Belzec, Sobibor und Treblinka werden im März, Mai und Juli errichtet. Nach heldenhaftem Widerstand werden im Juli 300'000 Juden aus dem Warschauer Ghetto deportiert. Im Sommer beginnt auch der Abtransport der belgischen und französischen Juden.

Im Mai treffen sich führende Zionisten unter der Leitung von David Ben Gurion auf der «Konferenz von Biltmore». In einer Resolution wird die Errichtung eines jüdischen Staates in Palästina gefordert.

KALTBLÜTIGKEIT UND UNTERNEHMUNGSGEIST

Ende Februar wurde Rudolf zu seinem Schrecken klar, dass seine Transitpapiere in wenigen Wochen ungültig würden. Ohne richtiges Personaldokument wäre er in grosser Gefahr. Bei irgendeiner Nachfrage riskierte er die sofortige Verhaftung. Und dann würde er sich den Ort seiner Internierung nicht so auswählen können wie seine Eltern. Es musste also etwas geschehen, und zwar rasch! Die einzige logische Lösung, die ihm in den Sinn kam, war, nach Ljubljana zu reisen und dort eine Verlängerung zu erwirken. Als er Blanka von seiner Absicht unterrichtete, war sie völlig entsetzt. «Rudolf, tu das bloss nicht!», flehte sie ihn an. «Slowenien ist ein gefährliches Pflaster geworden. Auf dem Land wimmelt es von Partisanen – was, wenn die deinen Zug angreifen und dich dabei erwischen? Und in Ljubljana selbst? Mensch, dein einzig wirkliches Dokument ist dieser Taufschein. Ich will dich nicht verlieren! Bitte, bleib in Mailand!»

Rudolf konnte ihre Ängste nur allzu gut verstehen. Die Bedrohung durch die Partisanen nahm er nicht ganz so ernst. Was aber die Judenverfolgung betraf, so hatten sowohl die Italiener als auch die Slowenen in letzter Zeit die Schraube angezogen. Verfolgung – na ja, alles war natürlich relativ. Aber er würde seinen Mailänder Fuchsbau aufgeben müssen, und das machte ihn angreifbar. Das Ganze steckte voller Risiken, denn Blanka hatte ganz Recht: Allein mit dem Taufschein würde er es nicht weit bringen. Andererseits – was war die Alternative? Was, wenn man ihn in Mailand ohne gültigen Ausweis erwischte? Es war ja sogar möglich, dass seine wahre Identität ans Licht kam. Vielleicht würde man ihn in diesem Fall sogar in einem verschlossenen Abteil zurück nach Zagreb schicken? In die Hände der Mörderbanden von der Usta-

sha zu fallen, das war weiss Gott keine verlockende Aussicht. Nein, er musste nach Ljubljana gehen!

Er versuchte Blanka zu trösten, so gut er konnte. «Nun beruhige dich doch, Liebling. Natürlich muss ich Risiken auf mich nehmen. Die sind aber kalkuliert.» Er legte noch einmal seine Gründe dar und versicherte, alles aufs Beste vorbereitet zu haben, und Blanka verstand ihn schlussendlich. Aber ihr Herz blieb vor Angst zusammengekrampft.

Was sie nicht wusste, war, dass längst nicht alles so gut vorbereitet war, wie Rudolf behauptet hatte. Es blieb nämlich eine einfache, aber hohe Hürde: Er musste einen überzeugenden Grund dafür finden, dass er länger in Italien bleiben wollte. Nach einigem Nachdenken fand Rudolf jedoch eine Lösung. Bei seinen Führungen durch die Modegeschäfte und Textilfabriken Mailands hatte er die Bekanntschaft von zwei Managern der renommierten Bekleidungsfirma Kruse gemacht. Der eine war Deutscher, der andere Schweizer. Rudolf besuchte die beiden und bot ihnen an, als ihr Reisevertreter für Slowenien zu arbeiten. Er wusste, dass sie seit längerem jemanden für diese Aufgabe suchten. Obwohl er sehr jung und reichlich unerfahren war, erklärten sich die Manager bereit, einen Versuch mit ihm zu wagen. Sie versorgten ihn mit zwei grossen Musterkoffern und, was unendlich viel wichtiger war, mit den notwendigen Beglaubigungs- und Empfehlungsschreiben der Firma. Jetzt konnte er eine ordentliche Arbeit nachweisen, was ihn auf eine grosszügige Verlängerung seiner Transitpapiere hoffen liess.

Am Vorabend seiner Abreise traf er ein jüdisches Ehepaar in einem jener Cafés, in die die Mailänder Juden für gewöhnlich zu gehen pflegten. Mit dem Mann hatte er schon des öfteren Schach gespielt und kannte ihn von daher recht gut.

«Für die nächste Zeit werde ich nicht zum Spielen kommen», kündigte er an. «Ich reise geschäftlich nach Ljubljana. Und ich

muss auch meinen lasciapassare verlängern lassen.»

Die beiden starrten sich lange an, bevor die Frau ihren Mann ermunterte, endlich den Mund aufzumachen. «Was Sie da sagen, könnte für uns sehr wichtig sein», sagte der endlich. «Wir sind auch aus Slowenien gekommen. Unsere Papiere sind schon seit mehreren Wochen ungültig. Glauben Sie, dass Sie in Ljubljana auch für uns eine Verlängerung herauschlagen könnten?»

Rudolf schüttelte den Kopf. «Da verlangen Sie zu viel von mir», bemerkte er. «Das Ganze ist schon für mich selber riskant genug.»

Aber sein Schachpartner gab nicht auf: «Warum wollen Sie es nicht wenigstens einmal versuchen? Und wenn es nicht klappt, sind wir auch nicht schlechter dran als jetzt!»

Rudolf reagierte immer noch ausweichend. Er wusste, dass diese Leute völlig ohne Arbeit dastanden. Wo sollte er da in Slowenien die notwendigen Amtsstempel herbekommen? Andererseits hatte er sich vorgenommen, anderen zu helfen, deren Leben ja doch auch miserabel genug war. Schliesslich gab er also nach, nickte und sagte: «Nun gut, ich werde sehen, was sich machen lässt. Seien Sie morgen um elf Uhr am Hauptbahnhof – mit irgendeiner beglaubigten Kopie Ihrer Papiere. Allerdings», fügte er hinzu, «ich werde ein wenig Geld brauchen, um die richtigen Leute überzeugen zu können.»

«Kein Problem», versicherte ihm das Ehepaar, dem die Dankbarkeit anzusehen war. «Wir werden Ihnen für all Ihre Auslagen ausreichend Geld mitgeben. – Und noch eine Prämie obendrauf», ergänzte der Mann.

Das Ehepaar war am Bahnhof, und es war pünktlich. Rudolf nahm die Kopien und einen Umschlag mit Geld an sich. Er griff die beiden Musterkoffer und eine leinene Reisetasche und begab sich in den Zug.

Die Reise verlief ohne den geringsten Zwischenfall. Die meiste Zeit über schlief Rudolf und ging nur einmal für ein eher kärgli-

ches Essen in den Speisewagen. Als der Zug slowenisches Territorium erreicht hatte, fragte ihn ein Polizist nach seinen Papieren. Rudolf hielt sie ihm hin, und der Beamte studierte sie aufmerksam. «Willkommen in Slowenien!», meinte er dann mit einem Lächeln, das Rudolf irgendwie rätselhaft vorkam. Er riss sich zusammen und sagte sich: Lass dich bloss nicht verrückt machen! Du siehst ja schon Gespenster ...

Und richtig – er erreichte Ljubljana am späteren Abend in völliger Ruhe, wenn auch mit einem etwas flauen Gefühl im Magen.

Nachdem er sich in einem Innenstadthotel einquartiert hatte, läutete er seinen alten Freund Cesare an, der glücklicherweise noch wach war. Und tatsächlich: Er arbeitete immer noch im Polizeihauptquartier! Er war sofort bereit, Rudolf auf einen frühen Espresso am nächsten Morgen zu treffen.

Als der seine Lage und seine Absichten erläutert hatte, musste Cesare lachen. «Du bist doch immer noch der gleiche alte Abenteurer», grinste er. «Nun, lass mich mal die Papierarbeit erledigen. Das sollte nicht allzu schwierig sein. Mit der Verlängerung deines *lasciapassare* sollte es überhaupt keine Probleme geben. Schliesslich arbeitest du ja für eine respektable Firma. Und was das Ehepaar angeht», er bewegte Daumen und Zeigefinger mit einer wohl bekannten Geste «so werde ich mich mit einigen Freunden arrangieren müssen.»

Rudolf stiess einen Seufzer der Erleichterung aus und versicherte seinem Freund, dass dies nun wiederum ihm keine Schwierigkeiten bereiten würde.

Sie bestellten noch einen Kaffee und machten sich über die allgemeine Weltlage her. Verglichen mit seinem früheren Optimismus machte Cesare jetzt einen eher bedrückten Eindruck. «Wie du wohl weisst», sagte er mit fast flüsternder Stimme, «verlieren

wir allmählich die Kontrolle über die Lage auf dem Balkan und anderswo. Mussolini ist ein Spinner, und seine Berater sind strohdumm. Wir verlieren eine Schlacht nach der anderen. Unsere Städte werden bombardiert. Deine Partisanen werden von Tag zu Tag frecher. Und sowohl die Ustasha als auch die Deutschen sind einfach Schweine.» Er erzählte Rudolf von den furchtbaren Entdeckungen, die die Italiener gemacht hatten, als sie die durch die Ustasha betriebenen Konzentrationslager in Jadovno und auf der Insel Pag nebenan in Kroatien gefunden hatten. Viele Menschen hatten sie dort eher tot als lebendig angetroffen. Sie hatten grosse Mengen verstümmelter Leichen mit den unauslöschlichen Spuren unmenschlicher Folterungen entdeckt. «Seitdem ist jeder von uns, ob er nun beim Militär oder in der Polizei Dienst tut, davon überzeugt, dass wir diesen Schlächtern nicht einen einzigen Juden ausliefern dürfen, auch wenn sie uns die ganze Zeit dazu auffordern», erklärte er. «Darin sind wir uns alle einig, mit Ausnahme einer kleinen Bande von Fanatikern. Und du kannst mir glauben: Hinter all dem stecken die verdammten Nazis. Die zeigen sich nicht und lassen die Ustasha die Drecksarbeit machen. Aber sie sind die eigentlichen Herren in dieser gesamten Region. Auf Mussolini üben sie einen ständig wachsenden Druck aus, damit er keine Leute für die Deportation und die Massengräber freigibt. Du siehst, mein lieber Rudolf», schloss er und trank seinen Espresso aus, «du musst sehr, sehr vorsichtig sein. Wie ich es sehe, steht das Schlimmste erst noch bevor. Aber jetzt lass mich mal erst an die Arbeit gehen.» Er lächelte leicht, erhob sich und ging hinaus.

Auch Rudolf verliess das Hotel. Er machte sich auf den Weg zur örtlichen Niederlassung des Wiener Bankvereins. Dort gab es einen höheren Angestellten, den er getroffen hatte, als er mit seinem Vater in Ljubljana gewesen war. Dieser Mann war aus Zagreb, wo er mit Mavro gearbeitet hatte, hierher versetzt worden. Alte Beziehungen sterben eben nicht so schnell! Der Bankange-

stellte hatte ihm jedenfalls für den Fall wirklicher Not jegliche erdenkliche Hilfe zugesichert.

«Also, was kann ich für Sie tun, Herr Kandel?»

Die beiden Männer hatten sich in ein abgelegenes Restaurant begeben, und der Banker wollte zur Sache kommen. Rudolf erklärte ihm die wahren Gründe seines Aufenthalts in Slowenien. Er erzählte ihm freimütig, dass sein Auftreten als Handelsreisender nur ein Vorwand war, um rasch an eine Verlängerung seiner Transitpapiere zu kommen. «Ich möchte so rasch wie möglich nach Mailand zurückkehren», sagte er. «Und deshalb habe ich überhaupt keine Zeit, die Artikel der Firma Kruse an den Mann zu bringen. Glauben Sie, dass Sie unter Ihren Bankkunden einen Handelsvertreter finden könnten, der die Arbeit für mich erledigt – mit einer guten Provision, versteht sich? Und übrigens – aus vielen Gründen heiße ich jetzt Kandel.»

Eine Weile zögerte der Mann vom Wiener Bankverein und dachte nach. Dann nickte er. Er kannte jemanden, der die Sache wohl übernehmen würde. «Rufen Sie mich morgen früh in meinem Büro an.» Dann zog er einen Umschlag aus seiner Jackentasche. «Hier ist ein bisschen Geld für Ihre Familie. Nehmen Sie es bitte als Zeichen der Dankbarkeit für die gute Zeit, die ich mit Ihrem Herrn Vater verbracht habe.»

Rudolf dankte ihm aus vollem Herzen. Die beiden Männer verabschiedeten sich per Handschlag und verliessen das Restaurant in entgegengesetzten Richtungen. Es gab keinen Grund, unnötigerweise zusammen gesehen zu werden.

Am nächsten Tag war alles geregelt. Als Rudolf in der Bank anrief, teilte ihm der Manager mit, dass der Handelsvertreter bereits auf dem Weg zu ihm sei. Zwanzig Minuten später tauchte er in Rudolfs Hotel auf. Sie einigten sich darauf, dass der Vertreter die Ware in Slowenien verkaufen, seine Provision einbehalten und einen Scheck über den Restbetrag nach Mailand schicken solle

(was er später auch tat). Und dann tauchte auch Cesare in der Lobby auf. Er hatte alle notwendigen Verlängerungen bekommen – sechs Monate für das Ehepaar und ein ganzes Jahr für Rudolf! Wieder wollte er absolut kein Geld annehmen. Rudolf grinste: «Erinnerst du dich noch an die schönen Schuhe, die ich dir letztes Jahr gekauft habe? Ich glaube, deine Frau braucht auch welche.»

Dem stimmte der Polizeioffizier zu und meinte: «Wollen wir hoffen, dass ich den Geschmack meiner besseren Hälfte gut genug kenne. Und noch eins: Daraus soll nun aber keine Gewohnheit werden. Und sobald dieser Wahnsinn vorbei ist, musst du nach Umbrien kommen und mich besuchen!»

Zum Abschied umarmten sie sich.

Nach dem Krieg hat es Rudolf nie nach Umbrien geschafft. Cesare aber hat ihn in den frühen fünfziger Jahren in Zagreb besucht. Rudolf erinnerte sich nicht mehr, wie Cesare an seine Anschrift gekommen war. Leider ist er wenig später bei einem Autounfall ums Leben gekommen.

Als Rudolf nach Mailand zurückkehrte, war alle Welt glücklich. Das jüdische Ehepaar, weil er ihnen die dringend erforderlichen Papiere mitgebracht hatte. Die Manager in der Firma Kruse, weil er ihre Ware zu einem Gewinn bringenden Preis verkauft hatte. Als sie Rudolf baten, weiterhin als ihr Vertreter in Slowenien zu arbeiten, musste er das Angebot ablehnen. Er gab vor, sich um seine Familie kümmern zu müssen, da er die wahren Gründe ja nicht gut offen legen konnte. Und auch Rudolf war glücklich: Alles war gut gegangen, und er hatte von seiner Reise sogar noch Geld mitgebracht. Aber Blanka war am allerglücklichsten: Ihr geliebter Rudolf war unversehrt zurückgekehrt! Er ging mit ihr in ein vornehmes Geschäft und kaufte für sie drei Paar Seidenstrümpfe. Das war so ungefähr das Luxuriöseste, was man sich in dieser Zeit überhaupt vorstellen konnte.

LANGeweILE UND ÜBERMUT

Nach dem slowenischen Zwischenspiel tauchten Rudolf und Blanka wieder in ihr Alltagsleben ein, das langweilig war wie immer. Diese Langeweile war fast zur Kunstform erhoben worden – aber es blieb Langeweile. Es waren einfach keine Ziele da, die man ernsthaft hätte verfolgen können. Alles lief nur auf eins hinaus: Überleben! Alles war vorläufig, provisorisch. Jedes Stück aus dem Lebensrahmen konnte von einer Stunde auf die andere herausgebrochen werden. Für die jungen Leute gab es keine wirklichen Bildungschancen und für die Erwachsenen keine normale Arbeit.

Viele Flüchtlinge versuchten immer wieder, an Arbeit zu kommen – nicht nur um des Geldes willen, sondern auch als Gegengift gegen das öde Nichtstun. Rudolf hatte seine Tätigkeit als Fremdenführer wieder aufgenommen. Allerdings war die Zahl der kroatischen und slowenischen Besucher in der Stadt deutlich zurückgegangen. Auch das war ein sicheres Anzeichen dafür, dass es in Hitlers und Mussolinis «Reichen» immer schlechter zuging.

Auch andere Juden hatten alle Energie und Intelligenz aufgewandt, um eine einigermaßen sinnvolle Beschäftigung zu finden. Blanka erinnert sich beispielsweise an den Besuch eines Mathematikstudenten, der zusammen mit Rudolf in ihre Wohnung gekommen war. Dieser junge Mann hatte herausgefunden, dass es eine Menge Briefe und Päckchen gab, bei denen die Briefmarken aus reiner Nachlässigkeit nicht abgestempelt worden waren. Diese Marken konnte man ablösen und mit einem Rabatt erneut verkaufen. Der Student hatte beschlossen, auf diesem Feld sein Glück zu versuchen. Regelmässig klapperte er Briefmarkenläden und Philatelisten ab, wo er für einen Spottpreis Briefumschläge in grossen Mengen kaufte. Und nun brauchte er jemanden, der ihm

half, die ungestempelten Marken abzulösen, zu trocknen und zu glätten.

Als er Blanka fragte, ob sie nicht diese Arbeit übernehmen wolle, schüttelte sie erst einmal lachend den Kopf. Das hörte sich denn doch zu «viel versprechend» an! Dann aber nahm sie an. So gab es wenigstens irgendetwas zu tun. Und das war immer noch besser als jenem anderen Juden zu helfen, der entdeckt hatte, dass man die Lebenszeit von Batterien verlängern konnte, indem man ihnen ein wenig Schwefelsäure hinzufügte. Er entwickelte eine bislang nicht bekannte Marktnische – die für gebrauchte Batterien.

Wie wunderbar, dass es Rudolf gab, dachte Blanka immer wieder. Die Gewohnheit so vieler Flüchtlinge, die Zeit in Cafés beim Karten- und Schachspielen totzuschlagen, hatte er fast völlig aufgegeben. Stattdessen sah er mit ihr Schaufenster an oder lud sie auf einen Espresso in die «Galleria del Duomo» ein. Wenn der Arbeitstag gut und einträglich gewesen war, brachte er ein kleines Geschenk mit. Und dann gingen sie auch auf einen Eisbecher in das berühmte «Caffé Motta» oder sahen sich in einem der nahegelegenen Kinos einen neuen Film an. Zu ganz besonderen Anlässen besorgte Rudolf sogar Karten für die «Scala». Blanka erinnert sich lebhaft an die grosse Sopranistin Renata Tebaldi und an den ebenso grossen Tenor Beniamino Gigli. Sie wussten nicht, ob es damals in der Stadt noch eine aktive Synagoge gab. Und wenn sie es gewusst hätten, wären sie nicht hingegangen. Wie wir bereits wissen, hielt sich ihr religiöser Eifer in engen Grenzen. Ausserdem wäre der Besuch von Juden, die nicht zur Mailänder Gemeinde gehörten, wohl auch zu riskant gewesen. Die Polizei trieb sich überall herum.

Alles in allem aber – insbesondere, wenn man die schlimmen Umstände des Jahres 1942 in Rechnung stellt – lebten die beiden in Mailand wie die Maden im Speck. Wenn sie doch nur so lange

hätten beisammenbleiben können, wie sie wollten! Aber das ging nicht. Bei Selingers war absolut kein Platz mehr, zumal Tante Zhenka in einem der Zimmer ihre Modewerkstatt wiedereröffnet hatte (inoffiziell, versteht sich). Sie hatte bereits ihre ersten Kundinnen gewonnen. Und Rudolfs Zimmer war zu klein – ausserdem wurde er durch «Mama Blum» und ihre Tochter eifersüchtig bewacht.

Dann jedoch, an einem heissen und schwülen Sommernachmittag, erzählte ihm ein Mann aus Ljubljana, dass die Universität Pavia im Herbst erstmals auch Slowenen und Kroaten an ihrer medizinischen Fakultät zulassen wolle. Rudolf war ziemlich aufgeregt. Endlich eröffnete sich eine Möglichkeit, sein Studium, das er in Zagreb so brutal hatte abbrechen müssen, wieder aufzunehmen! Endlich würde er seine Zeit wieder sinnvoll nutzen können.

Er nahm den Zug und fuhr nach Pavia. Aus dem Dunst war Nebel geworden, wie er für die Po-Ebene so typisch ist. Nebelschwaden hüllten die Stadt ein und verliehen der Universität einen zusätzlichen Hauch von Ehrwürdigkeit. Rudolf ging ins Sekretariat der medizinischen Fakultät und erzählte der Sekretärin, dass er ein in Mailand lebender Slowene sei, dass er bereits Medizin studiert habe und nun in Pavia zugelassen werden wolle. Die junge Dame fragte ihn, wo er denn vorher studiert habe, und Rudolf antwortete: «In Zagreb, weil es in Ljubljana keine medizinische Fakultät gibt.»

Sie fragte höflich nach: «Und Ihre Studienunterlagen befinden sich alle noch dort?», was Rudolf bejahte. «Und wie ist Ihr Name?» Die Falle war zugeschnappt! Sein angenommener Name würde ihm nicht weiterhelfen. Zu Hause in Zagreb würde niemand einen Giovanni Kandeli kennen. Aber sollte er seinen wirklichen Namen angeben? Rudolf tat es, zumal ihn die junge Dame nach keinem Personaldokument gefragt hatte. Erst als er die Universität verlassen hatte und sich wieder auf dem Weg nach Mai-

land befand, dämmerte ihm, welche Eselei er da begangen hatte. Jetzt würde die Ustasha in Zagreb wissen, dass er noch am Leben und wohlauf war. Und sie würden reagieren, da war er sich ganz sicher.

Er beschloss, den Traum vom Studentenleben gleich wieder zu vergessen. Es machte überhaupt keinen Sinn, auf diesem Weg weiterzumachen! Als er einer verblüfften Blanka beichtete, was er da angestellt hatte, fasste die sich an den Kopf und nannte ihn einen Idioten. Mit dieser Beschreibung lag sie vollkommen richtig.

Wie Rudolf später herausfand, schrieb die Universität Pavia an die Universität Zagreb und bat um Unterlagen, die sich auf die Studien eines gewissen «Rudolf Kandel» bezogen. Die Universitätsverwaltung in Zagreb reagierte, wie es alle Verwaltungen tun – langsam. Die Rückantwort traf erst nach der Sommerpause in Pavia ein. Die Kroaten drängten auf Rudolfs sofortige Verhaftung und seine Überstellung nach Zagreb. Sie bezeichneten ihn als einen gefährlichen Menschen und weit links stehenden Juden. In Pavia wusste man nicht so recht, was man mit diesem Schreiben anfangen sollten und schickte es zur Mailänder Polizei. Die Beamten dort stellten eine Akte mit dem Namen «Rudolf Kandel» ins Regal. Dieser Name war bisher in keiner der Karteien im Hauptquartier zu finden. Als sie in benachbarten Akten blätterten, stiessen sie aber auf einen Giovanni Kandeli. Konnte es sich dabei vielleicht um dieselbe Person handeln?

Die Polizei begann eine diskrete Untersuchung.

GERADE NOCH EINMAL DAVONGEKOMMEN

Sissi Blum schrie mit einer sich überschlagenden Stimme ins Telefon: «Rudolf, Rudolf, pass auf! Vor ein paar Stunden ist die Polizei hier gewesen! Sie haben in deinem Zimmer alles von unten nach oben gekehrt. Sie halten dich für einen gefährlichen Kommunisten und wollen dich zurück nach Kroatien schicken!»

Dies war an einem Nachmittag im Oktober geschehen. Rudolf hatte endlich mal wieder einen sehr guten Tag mit den Touristen gehabt. Eine Dame hatte ein teures Schmuckstück gekauft, und seine Provision war so hoch wie das, was er normalerweise in zwei Wochen verdiente. Er hatte Blanka in ihrer Wohnung abgeholt, um sie und die Blums zum Abendessen einzuladen. Und dann das! Er war völlig entgeistert. «Was hast du denen denn erzählt?», wollte er wissen.

«Natürlich gar nichts», versicherte sie ihm. «Aber die haben uns offiziell aufgefordert, sie zu informieren, sobald du zurück bist. Lieber Himmel, Mama und ich haben richtig Angst!»

«Wenn das so ist, dann muss ich wohl das Abendessen verschieben, das ich heute für uns alle geplant hatte. Bitte sei so gut und pack meine Sachen ein. Die hole ich ab, sobald ich kann.» Rudolf legte den Hörer auf und dachte angestrengt nach.

Es gab nicht viel, was er tun konnte. Das Wichtigste war, kurzfristig ein neues Versteck zu finden. Er schickte Blanka wieder nach Hause und ging zu einem der bekannten Emigranten treffe. Einer seiner Schicksalsgenossen bot ihm eine winzige Mansarde in seiner kleinen Wohnung an. Sobald das geklärt war, nutzte Rudolf das Dunkel der Nacht und holte sein Gepäck bei den Blums ab. Beide Damen liessen ihn nur sehr ungern ziehen. Angesichts der Umstände aber gab es keine Alternative. Sie hat-

ten sich selbst in unmittelbare Gefahr begeben. Bevor Rudolf das Haus verliess, fragte ihn Frau Blum: «Solltest du dich nicht an Alberto Garuffi wenden?»

«Warum bin ich nicht selber darauf gekommen? Mein Gott, das ist genau das, was ich tun werde», erwiderte Rudolf und lächelte zum ersten Mal an diesem Abend. «In der Tat, ich muss ihn sofort treffen!»

Von Alberto Garuffi hatte er schon früher gehört. Er war ein Polizeioffizier aus Kalabrien, den man nach Mailand versetzt hatte. Die Blums kannten ihn schon seit längerem. Garuffi, ein Enddreissiger, hatte ihnen bereits wiederholt geholfen. Immer, wenn er nach Kalabrien fuhr, um seine Familie zu besuchen, schaute er in Ferramonti di Tarsia vorbei. Er besuchte Herrn Blum und seinen Sohn, brachte ihnen Neuigkeiten aus Mailand, Kleidung und Lebensmittel.

Im Wartesaal des Hauptbahnhofs wurde ein Treffen am späten Abend arrangiert. Rudolf war vor der vereinbarten Zeit gekommen, hatte sich in der Nähe der Eingangstür postiert und gleich für sein Glas Tee bezahlt. Die Blums hatten ihm den Mann beschrieben, und als er einen kleinen Kerl mit kurz geschnittenem grauem Haar und einer mächtigen Adlernase eintreten sah, wusste er, dass es sich um seinen Gesprächspartner handelte. Dann erst bemerkte er die zusammengefaltete Zeitung unter dem linken Arm, das vereinbarte Erkennungszeichen.

Rudolf stand auf, stellte sich vor und bat Alberto Garuffi an einen Tisch in der ruhigsten Ecke des Wartesaals. Die beiden Männer begannen ein Gespräch. Trotz des Altersunterschiedes stimmte die Chemie zwischen ihnen von Anfang an – noch am selben Abend schlossen sie Freundschaft. Rudolf erinnerte sich an Alberto als einen «extrem netten und freundlichen Mann». «Alberto war ein grossartiges Beispiel für den Unterschied zwischen den Italienern und den Kroaten oder den Deutschen. Er

wollte einfach nicht hinnehmen, dass er Menschen seine Hilfe verweigern sollte, bloss weil sie Juden waren.»

Einige Tage später stellte er Alberto Blanka vor. Der Kalabrese entwickelte einen beträchtlichen Charme, Blanka war unwiderstehlich wie immer, und eine neue Freundschaft war besiegelt.

Während der nächsten Wochen tat Alberto Garuffi Erstaunliches. Er arbeitete im Polizeihauptquartier der Stadt und war so über alle Aktionen gegen die in Mailand lebenden ausländischen Juden vorab unterrichtet. So konnte er seine Freunde rechtzeitig warnen. Da die meisten dieser Aktionen auf dem Domplatz oder in den angrenzenden Strassen stattfanden, war es leicht, ihnen zu entgehen. «Das Ganze war wie ein grosses Versteckspiel», hat Rudolf mir einmal erzählt. «Wir durften es nicht verlieren, und die Polizei war nicht unbedingt darauf aus, es zu gewinnen.»

Später versorgte Garuffi sowohl Blanka als auch Rudolf mit einer Art Pass, der durch die italienische Post für ihre Kunden ausgegeben wurde. Erstaunlicherweise half dieses Papier weit über seinen unmittelbaren Zweck hinaus, so wie es heute vielleicht ein Führerschein täte. Doch damit nicht genug: Unter einem Vorwand verschaffte sich Alberto Zugang zu Rudolfs Akte im Polizeihauptquartier. Er nahm die Unterlagen und steckte sie «versehentlich» in das Regal für das Jahr 1932. Damit waren sie so gut wie verschwunden. Und 1943 traf eine britische Bombe das Gebäude – alle Akten gingen in Flammen auf und wurden zu Asche.

Während der Herbstmonate zog wieder eine Art Normalität ein. Rudolf arbeitete weiter als Fremdenführer für reiche Slowenen und Kroaten. Er verdiente nicht mehr viel, aber es reichte, um nicht an die Ersparnisse aus seinem Geschäft in Ljubljana gehen zu müssen. Die Selingers lebten weiter ihr ereignisloses Alltags-

leben. Was hätten sie auch sonst tun sollen? Tante Zhenka verlegte ihre Modewerkstatt aus der gemeinsamen Wohnung in andere gemietete Räume. Sie war wirklich gut in dem, was sie tat, und eine ganze Reihe Mailänder Damen bestellte ihre Garderobe bei ihr ebenso bereitwillig, wie es die Damen in Zagreb bis vor einem guten Jahr noch getan hatten.

Trotz aller Bombenangriffe und anderer Widrigkeiten konnte man in den Strassen der lombardischen Hauptstadt immer noch viel Eleganz bewundern. Einige Damen trugen unter ihren Jacken Kleider in hellen Farben, schwingende Röcke und einen gestickten Halskragen spazieren. Andere wiederum zeigten sich in taillierten Kostümen und hochhackigen Schuhen. Die Herren bevorzugten Anzüge mit Weste und weit geschnittenen Hosen mit grossem Umschlag. Für die würdigeren unter ihnen schienen dunkle Farben sowie eine Taschenuhr samt Goldkette vorgeschrieben zu sein. Die weissen Hemden hatten hohe Kragen, und die Krawatten waren mit einem kleinen, festen Knoten geknüpft. Viele Männer trugen einen Hut von Borsalino oder anderen berühmten Hutmachern. Und die Damen behielten ihre kleinen Hütchen sogar im Restaurant oder im Konzertsaal auf dem Kopf.

Für Blanka, aber auch für ihre Mutter, stellte ihr Bruder Otto das einzige wirkliche Problem dar. Der Junge war jetzt gut elf Jahre alt. Erstaunlicherweise hatten die Juden in Mailand kein inoffizielles Erziehungssystem aufgezogen, wie sie es in so vielen anderen Städten getan hatten. Es gab für Otto also keinen Schulunterricht. Seine Mutter hatte die Grundlagen des Rechnens, des Schreibens und des Lesens mit ihm so weit vertieft, wie es ihr möglich war – aber das war es auch. Deshalb verbrachte Otto seine Zeit vorwiegend auf der Strasse, was für die Frauen im Haus eine Quelle ständiger Unruhe war. Wieder einmal hatte das Leben die Rolle des grossen Lehrers von der Schule übernommen.

Abgesehen von diesen oder ähnlichen Problemen, war das Le-

ben für Juden in Mailand einigermaßen erträglich. Die Flüchtlinge hatten eine sichere Bleibe gefunden. Sie konnten sich fast frei in der Stadt bewegen und Kontakt miteinander halten. Für die, die es wollten, gab es auch vertrauliche Beziehungen mit der lokalen jüdischen Gemeinde. Sie konnte ihre Aktivitäten weitgehend ungestört fortführen, obwohl sich auch für sie die Existenzbedingungen spürbar verschlechtert hatten. Nach wie vor gab es aber keinen wirklichen Antisemitismus in der Stadt – zumindest keinen offenen. Sicherlich, da waren die Faschisten. Die benahmen sich zu dieser Zeit jedoch erstaunlich unauffällig. Selbst die eher fanatischen «Schwarzhemden» vermieden es geradezu, unnötig Aufmerksamkeit zu erregen. Massenveranstaltungen gab es nur vereinzelt, und aggressives Verhalten den Juden gegenüber kam so gut wie nie vor. Die Hauptstadt der Lombardei zeigte ihr grosses, offenes Herz. Sie zeigte es Rudolf und Blanka, den Selingers und vielen anderen Juden. Zweitausend Jahre tief verwurzelter Kultur und Zivilisation konnten eben nicht so einfach durch Barberei weggewischt werden.

GLÜCK IM UNGLÜCK

Die Luftangriffe suchten sich regelmässig Mailand als Ziel. Wenn die Geschwader der Alliierten sich Norditalien näherten, wurde in der Regel in der gesamten Region Luftalarm gegeben. Viel mehr als das konnten die Italiener allerdings auch nicht tun. Italien verfügte über kein Luftabwehrsystem, das diese Bezeichnung verdient hätte. Und in den Häusern gab es praktisch keine Schutzvorkehrungen. Es gab keine Ausrüstung für die Brandbekämpfung.

fung und keine Lebensrettungsmassnahmen. Es gab keine Luftschutzräume, sondern nur die normalen Keller. Die Mailänder wussten überhaupt nicht, ob sich ein drohender Luftangriff gegen ihre Stadt richten würde. In vielen Fällen hielten sie es nicht einmal für notwendig, die Kellerräume aufzusuchen. Und wenn sie hinuntergingen, sassen sie die nächsten Stunden einfach aus. Wenn ihr Stadtviertel Ziel eines Bombardements wurde, gab es absolut nichts, was sie dagegen tun konnten. Dann duckten sie sich unter der Wucht des Angriffs – in Räumen, die entweder gar nicht oder nur durch das Licht weniger Kerzen erleuchtet wurden. Sie warteten und lauschten angestrengt auf das Geräusch der explodierenden Bomben. Und wenn diese Bomben ein nahegelegenes Haus oder eine Fabrik trafen, dann bebte ihr Keller und Mörtelstaub füllte ihre Nasenlöcher, ihre Augen und ihre Ohren. Wenn es dann endlich Entwarnung gab, krochen sie wieder an die Oberfläche. Sie hatten überlebt.

Im späten Oktober besuchte Rudolf Blanka in deren Wohnung in der Via Alberto da Giussano. Sie assen mit Bertha und Otto zu Abend. Rudolf schmeckte das, was Blankas Mutter da auf den Tisch gezaubert hatte. Die Gemüsesuppe war heiss und gut gewürzt und das Fleisch perfekt gebraten. Er lächelte in sich hinein, als Blanka stolz verkündete: «Das meiste habe ich heute gemacht!»

«Ich bin sicher, du wirst eines Tages eine erstklassige Köchin», stimmte er zu.

Auf dem Stockwerk unter ihnen war eine Hochzeitsfeier in vollem Gang. Der fröhliche Lärm trug zur entspannten Atmosphäre bei. Und dann heulten ganz plötzlich die Sirenen auf. Blanka blickte auf die Wanduhr: Es war fünf nach zehn. «Lass uns in den Keller gehen», rief Rudolf aus.

«Meinst du wirklich?» Bertha gefiel das gar nicht. Sie wollte das Essen nicht unterbrechen. «Ich habe in der letzten Zeit zu oft

Fehlalarm erlebt. Was soll denn aus dem schönen Essen werden? Wir sollten erst noch den Fruchtsalat zu uns nehmen und einen Kaffee zusammen trinken.»

Rudolf blieb dabei. «Nein, wir machen uns sofort auf die Socken. Das Essen kann warten.»

Das hörte sich wie ein Befehl an, und Bertha war an Befehle nicht gewöhnt, schon gar nicht, wenn diese von einem jungen Mann kamen. Blanka blickte die beiden unruhig an. Wollten die etwa ausgerechnet jetzt einen Streit anfangen?

Zu ihrer grossen Erleichterung gab ihre Mutter dann aber doch grummelnd nach. Sie beugte sich der Vernunft und der Autorität. Alle nahmen ihre Dokumente und einen kleinen Koffer mit den Wertsachen, bevor sie die Treppe hinuntergingen. Das war mittlerweile Routine geworden.

Die Wohnung der Selingers lag in einem recht grossen Haus, direkt an einer Strassenecke der Via Alberto da Giussano. Es gab einen imposanten Mittelbau aus gut geschnittenen hellgrauen Steinen mit einer grossen Eingangstür aus schwerem Holz. Dieser Mittelbau wurde durch zwei Gebäudeflügel flankiert, die aus roten Ziegelsteinen errichtet waren. Ihre Wohnung lag im linken Flügelbau. Als sie die Kellertür erreichten, war diese zu ihrer grossen Verblüffung verschlossen. Der Hausmeister war ausgegangen, vermutlich in ein Restaurant. Und er hatte alle Schlüssel mitgenommen. Deutlich beunruhigt stiegen sie wieder hinauf, überquerten den Hof, eilten in den rechten Flügelbau und dort zum Keller, wo sie etwa ein Dutzend Hausbewohner antrafen. Nach ein paar nervösen Witzeleien setzte sich ein tiefes und angstvolles Schweigen durch. Niemand wollte mehr reden, und nur ein Baby weinte kurz in den Armen seiner Mutter. Das war das gespannte Schweigen hilfloser Opfer. Niemand, der je einen Luftangriff miterlebt hat, wird dieses Schweigen vergessen. Irgendwo da oben am Nachthimmel näherten sich grosse Flugzeu-

ge wie die schwarzen Schatten der Todesvögel. Was würde heute Nacht ihr Ziel sein? Die Stille war zum Schneiden dicht.

Und dann brach die Hölle los, nur wenige Minuten später! Die Menschen im Keller wussten: Jetzt ist unser Stadtteil an der Reihe! Das Geräusch der Explosionen war ohrenbetäubend. Ihr Luftdruck blies die Kerzen im Keller aus, und niemand war ruhig genug, sie wieder anzuzünden. Blanka umklammerte Rudolfs Hände. Die zitterten genauso wie ihre eigenen. Rings um sie herum herrschte betäubender Lärm, das erschreckte Stöhnen der Erwachsenen und das hilflose Schreien des Babys. Rings um sie war tiefe Dunkelheit und blinde Angst.

Und dann traf eine der mächtigen Sprengbomben ihr Haus! Der Keller wurde gewaltig durchgeschüttelt und schwankte wie ein Schiff in einem schweren Sturm – aber er hielt. Von Decke und Wänden löste sich der Putz und füllte den Raum mit einem dichten Staub. Irgendjemand schrie: «Zieht eure Hemden aus! Bedeckt Mund und Nase!» Alle gehorchten.

Blanka glaubte fest, dass sie nun elendig ersticken müssten. Ihre Augen brannten fürchterlich, und überall war Staub – in ihren Haaren, ihren Ohren und zwischen den Zähnen. Gott sei Dank drang durch eine kleine Öffnung unter der Kellerdecke noch ein wenig Luft. Die Selingers und Rudolf klammerten sich fest aneinander. Das war alles, was sie tun konnten.

Doch zu guter Letzt gaben die Sirenen das Entwarnungssignal – der Luftangriff war vorüber. Alle im Keller waren noch dumpf vor Schock. Es dauerte ein paar Minuten, bis eine Frau die Kerzen wieder anzündete. Sie konnten sich kaum erkennen. Der Staub hatte sich noch nicht gelegt. Als dies schliesslich geschehen war, schauten sie sich mit leeren Augen an, bis eine heisere Stimme sagte: «Wir sehen alle aus, als ob wir in ein grosses Mehlfass gefallen wären!»

Irgendjemand lachte, und ganz allmählich legte sich der Schock wieder.

Einige italienische Mieter und Rudolf versuchten, die dicke Kellertür zu öffnen. Das stellte sich als sehr schwierig heraus, weil eine Menge Schutt sie von aussen blockierte. Schliesslich gelang es ihnen, und die gesamte Gruppe wankte die Treppe hinauf ins Freie. Sie sahen wirklich wie Geister aus mit dem weissen Staub, der sie von oben bis unten bedeckte und mit Augen, die vom Entsetzen der letzten Stunde noch immer geweitet waren.

Als sie sich umsahen, war es, als hätte das Schicksal ihnen erneut einen Tritt in den Magen versetzt. Der gesamte linke Flügelbau war verschwunden! Blanka schaute nach oben. Sie erblickte den Mond, der durch einige dünne Wolken herunterblinzelte. Genau da war eben noch ihre Wohnung gewesen! Die fürchterliche Explosion hatte die Räume genau in der Mitte geteilt. Blanka schwört, dass sie sogar noch die Töpfe gesehen hat, die sie für das Abendessen auf den Herd gestellt hatten. Als die ersten Rettungsmannschaften am Ort des Geschehens eintrafen, fanden sie zum allgemeinen Entsetzen heraus, dass die Hochzeitsgesellschaft wohl bis auf den letzten Gast durch die Bombe getötet worden war, ebenso wie einige Bewohner auf anderen Etagen.

Wie durch ein Wunder hatten Rudolf und die Selingers überlebt. Aber all ihre Habseligkeiten waren weg. Ihre Papiere und der kleine Koffer mit den Wertsachen – das war alles, was sie gerettet hatten. Als sich der erste Schock über diesen Verlust gelegt hatte, fingen Bertha und Blanka an, über ihr Schicksal zu klagen. Wohin sollten sie jetzt *gehen*? Wie konnten sie sich mit dem Allernotwendigsten versorgen?

Rudolf aber fing an zu kichern. Er kicherte, kicherte wieder und dann lachte er laut heraus. Die anderen fürchteten, dass sich

der anfängliche Schock bei ihm zu einem hysterischen Anfall gesteigert hatte. Sie versuchten, ihn zu beruhigen.

«Um Himmels willen!», rief er aus, «ich bin völlig normal. Die Briten haben unsere wenigen Sachen zerstört. Das ist eine schlechte Nachricht. Sie haben viele unschuldige Menschen getötet. Das ist eine noch schlechtere Nachricht. Aber sie haben uns ein Riesengeschenk gemacht. Und das ist die gute Nachricht!»

«Nun hör aber auf, Rudolf», widersprach Bertha, «du musst ja verrückt sein! Wo kannst du denn in dieser furchtbaren Zerstörung ein Geschenk entdecken?»

Rudolf hatte seine Fassung rasch wieder gewonnen, als er an die Toten unter dem Schutt und den Trümmern erinnert wurde. Mit ruhiger Stimme stellte er fest: «Wir sind bombardiert worden. Das bedeutet, dass wir jetzt als Ausgebombte gelten. Und die Italiener müssen annehmen, dass wir auch all unsere Papiere verloren haben. Das heisst, dass wir jetzt wirkliche Personaldokumente bekommen können – wer weiss, vielleicht sogar richtige italienische Pässe!»

Und genau das passierte wenige Tage später. Die Selingers und Rudolf gingen zur Stadtverwaltung.

Ein höflicher Beamter beglückwünschte sie zu ihrem Überleben und bemitleidete sie wegen des Verlustes ihrer Habseligkeiten. Jawohl – sie würden neue Papiere erhalten. Es ist nicht klar, welcher Natur diese Personaldokumente waren. Blanka glaubt, dass sie durch das italienische Rote Kreuz ausgegeben wurden. Als der Beamte ihnen einige Fragen zur Person stellte, merkte er rasch, dass das Italienisch seiner Gäste zwar gut, aber nicht perfekt war. Kein Problem für Rudolf: Er erklärte, dass sie Slowenen seien, die vor etwa einem Jahr nach Mailand gekommen waren. Das reichte. Und mit den neuen Papieren konnten sie innerhalb Italiens frei reisen. Sie würden sicher sein, sofern niemand eine neue Untersuchung startete.

BEGINN DER ODYSSEE – UND EINE SELTSAME HOCHZEIT

EIN WINTER IN DEN BERGEN

Rudolf und Blanka waren heilfroh, dass sie nun wenigstens italienische Papiere hatten, auch wenn diese nicht perfekt waren. Die Dokumente aber lösten nicht all ihre Probleme. Vor allem brauchten die Selingers einen neuen Platz zum Schlafen und Wohnen.

Zunächst einmal zogen sie in die Wohnung jüdischer Freunde, die sie aus Zagreb kannten. Es war klar, dass dies keine Lösung auf Dauer war. Sieben Bewohner drängten sich in zwei kleinen Zimmern und einer Küche. Rudolfs Kammer unterm Dach war so winzig, dass er beim besten Willen niemanden aufnehmen konnte, nicht einmal Otto.

Die Selingers hatten die allernotwendigsten Dinge gekauft: Toilettenartikel, etwas zum Anziehen und ähnliche Dinge. Das Geld, die Juwelen und Berthas Pelzmantel mit den eingenähten Goldmünzen – das waren die einzigen Wertsachen, die sie gerettet hatten. Und dann hing die ewig gleiche Frage über ihnen: Was würde als Nächstes passieren? Wo sollten sie hingehen? Wo würden sie sich vor Bombenangriffen ausreichend sicher fühlen?

Schon wenige Tage später kam Hilfe in Gestalt von Signor Falconi. Dieser gut aussehende Mailänder Herr mit seinem sauber gestutzten Schnurrbärtchen besuchte regelmässig die deutsche Dame von nebenan. Blanka ist der stürmische und leidenschaftliche Charakter dieser Liaison bis heute lebhaft in Erinnerung. Falconi wachte offensichtlich mit grosser Eifersucht über seine Freundin, wozu auch ihre vormalige Karriere als Nachtclubtänzerin beigetragen haben mochte.

Dieser Herr Falconi war, wie viele Italiener, ein grosser Heuchler. Rudolf sah ihn einmal, als er einer kleinen Touristengruppe das alte Hotel zeigte, in dem Giuseppe Verdi gewohnt hatte. Da kam auf einmal Falconi daher, ganz grossbürgerliche Würde in seinem schweren Lodenmantel, einem dunkelgrünen Filzhut, mit seiner Gattin in ihrem wertvollen Pelz und mit ihrem stolzen Lächeln. Er trug sogar ihre Einkaufspakete. Und als er Rudolf auf der anderen Strassenseite bemerkte, schaute er rasch weg.

Niemand wusste so recht, womit er seinen Lebensunterhalt verdiente. Offensichtlich handelte er mit vielen Dingen, «erlaubten und unerlaubten», wie Rudolf zu wissen glaubte. Jedoch – wer kümmerte sich in Kriegs- und Notzeiten schon um derartige Kleinigkeiten?

Dieser Signor Falconi hatte ein Bauernhaus in den reizvollen Bergen oberhalb von Bergamo geerbt, einer Stadt, die recht nahe bei Mailand liegt. Dort verbrachte er manchmal einen Kurzurlaub, allerdings nur in den sonnigen und warmen Monaten des Jahres. Da die Wohnung der Deutschen und ihrer Tochter beim Bombenangriff ebenfalls zerstört worden war (die beiden waren glücklicherweise an jenem Abend ausgegangen), hatte Falconi ihr vorgeschlagen, in das Bauernhaus zu ziehen. Sie hatte sich jedoch geweigert. Für ihren Geschmack war es da oben viel zu kalt und einsam. Stattdessen mietete sie sich eine kleine Wohnung ganz in der Nähe und hinterliess Bertha ihre neue Anschrift. Sie hatte Blankas Mutter zum Kaffeetrinken eingeladen und schwatzte über «dieses Ekel, das mich in eine verschneite Hütte in den Bergen verfrachten will».

Jedenfalls besuchte Signor Falconi kurz darauf Rudolf, dessen Adresse er irgendwoher kannte. Er gab den kühlen, überlegenen Geschäftsmann und sah Rudolf starr an, so wie man vielleicht ein Gemälde oder ein Photo ansieht. Dann aber fragte er, was denn mit den Selingers passiert sei.

Was für eine dämliche Frage, dachte Rudolf. Als wenn er das über seine Freundin nicht schon längst wüsste! Aber damit war auch klar, dass der Italiener nicht ohne Hintergedanken gekommen war. Er erklärte ihm ihre schwierige Lage, und Signor Falconi meinte in gespielter Spontaneität: «Warum nutzen Sie denn nicht meinen Hof in den Alpen? Zumindest für die nächsten Wochen brauche ich ihn nicht. Da oben ist es zwar reichlich kühl, dafür aber ruhig und sicher.»

Rudolf hatte fast geahnt, dass der Italiener gekommen war, um seine Hilfe anzubieten. Er hatte das wohl nur nicht gleich zeigen wollen. Er dankte ihm aufrichtig, war sich jedoch noch nicht ganz sicher, da er nicht wusste, ob die Selingers denn solch ein Angebot annehmen würden – weit draussen auf dem Land, weg aus Mailand, hoch in den Bergen, in Eis und Schnee ... Er bat Signor Falconi um seine Telefonnummer und um ein wenig Geduld.

Als man bei den Selingers diese Idee erörterte, waren die Meinungen wie üblich geteilt. Alle aber wollten aus Mailand verschwinden – zumindest zeitweise. Der Schock des Bombenangriffs sass noch immer tief. Und weil es auf die Schnelle keine andere Lösung gab, wurde der Vorschlag Falconis schliesslich angenommen. Rudolf gab ihm telefonisch Bescheid und bedankte sich erneut. Nur Zhenka wollte in der Stadt bleiben. Sie war noch nicht bereit, ihr Modeatelier aufzugeben.

Rudolf machte seine Morgenwäsche, rasierte sich und zog sich an. Er nahm seinen Mantel vom Haken und ging über die Treppe nach unten. Als er durch die Eingangstür trat, regnete es, ein feiner kalter Regen, der wie ein Vorhang aus winzigen Kristallkügelchen herunterrieselte. Mailänder Mistwetter, dachte er. Er schlug den Mantelkragen hoch, griff Koffer samt Aktentasche und eilte zur nächsten Strassenbahnhaltestelle. Am Hauptbahnhof traf er Bertha, Blanka und Otto.

Sie nahmen den Zug nach Bergamo. Von dort aus brachte sie ein altersschwacher Bus zu dem Dorf, in dem Falconis Haus lag. «Villa d'Ogna», hatte auf einem ausgebleichenen Ortsschild etwas grossspurig gestanden. Aus dem Regen war inzwischen ein nasser Schnee geworden. Die feuchte Kälte liess sie zittern und sich noch tiefer in ihre Mäntel vergraben. Falconis Haus war nicht weit von der Bushaltestelle entfernt, aber als sie dort ankamen, waren sie bis auf die Knochen durchnässt.

Die Bauersfrau von nebenan hiess sie willkommen und händigte ihnen den Schlüssel aus. Als sie das Haus betraten und die Fensterläden öffneten, waren Blanka und Rudolf angenehm überrascht. Das Haus war recht gross, und es gab für sie beide ein abgetrenntes Zimmer. Alles war ordentlich gepflegt, gut möbliert und eingerichtet. Es gab sogar einen Bücherschrank und ein Radio.

So weit, so gut – aber hier oben war es schrecklich kalt! Der Frost des frühen Winters war in die Steinwände eingesickert und würde erst im April oder im Mai wieder verschwinden. Für das gesamte Haus gab es nur einen offenen Kamin und dazu den holzgefeuerten Ofen in der geräumigen Küche. Gott sei Dank fand sich in einem Verschlag gleich neben der Haustür jede Menge trockenes Brennholz. Otto schleppte einen Arm voll Scheite in den Wohnraum, und Rudolf entfachte ein prächtig prasselndes Feuer. Als dies geschafft war, verteilten Bertha und Blanka alle verfügbaren Decken, Laken und Kopfkissen über den Boden. «Das muss für diese Nacht reichen!», verkündeten sie.

Später ging Bertha in die Küche und bereitete einen grossen Topf einfacher Nudelsuppe zu. Mehr gab es nicht zum Abendessen. Aber die Suppe dampfte, war warm – und das war unter diesen Umständen am allerwichtigsten. Als das Bettzeug nicht mehr gar so klamm war, war es Zeit zum Schlafengehen. Während der Nacht stand Rudolf noch ein- oder zweimal auf und legte ein paar Scheite auf die Glut.

Über Nacht hatten sich die Schneewolken verzogen. Als sie die Fensterläden öffneten, machte sich ein strahlender Sonnenschein über den Bergspitzen breit. Sie eilten zum Fenster und waren begeistert über das, was sie sahen: bewaldete Hügel, viel Schnee auf den höheren Bergen, ein tiefblauer Winterhimmel und ringsherum absoluter Frieden. Wenn es nicht so lausig kalt gewesen wäre, hätte man sich wie im Wintersport gefühlt.

«Wir müssen sofort etwas gegen die Kälte tun!», meinte Rudolf. «Die Bauern wissen doch, wie man ein Haus den Winter über warmhält. Und was die können, können wir auch!» Er schaute bei dem Bauern von nebenan vorbei und fragte ihn, wie er und seine Familie denn die kalte Jahreszeit hier oben überstünden.

Der Nachbar lächelte und begleitete Rudolf zu Falconis Haus. «Ich zeig's dir, mein Freund», bemerkte er in dem melodiosen Dialekt seiner Heimat. Unter der Kellertreppe, die in den Lageraum hinunterführte, holte er einige fremdartige Gegenstände hervor: Töpfe aus Steingut, die in ovalen Holzgestellen hingen. «Das wird euch helfen.»

«Aber was ist denn das?», fragte Rudolf leicht ungläubig.

«Das nennen wir ‚prete‘«, erwiderte der Bauer. «Du packst die Glut aus dem Kamin in die Töpfe – aber vorsichtig, bitte! Dann hängst du die Töpfe in die Gestelle und stellst das Ganze sorgsam unter die Bettdecken. Glaube mir, die Betten werden auf diese Weise angenehm warm, bevor ihr schlafen geht. Übrigens – über Tag kannst du sie zum Fingerwärmen nutzen.»

Natürlich hatte der Nachbar Recht. Er sprach immerhin aus langer Erfahrung. Falconis Gäste gewöhnten sich rasch an diese sonderbaren Wärmapparate, eine sehr sinnvolle Anpassung des Wärmflaschenprinzips. Und sie lachten über den Namen der Dinge: «Prete», was auf Italienisch «Priester» heisst. Nun, vielleicht hatten ja die Nonnen diesen passenden Namen vor langer Zeit er-

funden. Oder die Bauern waren darauf gekommen, als sie sich einmal über die Eigenarten des klerikalen Lebens amüsierten.

Trotz der friedlichen Atmosphäre gab es dringende Dinge zu erledigen. Als sie sich einigermaßen häuslich eingerichtet und die ersten Einkäufe im Dorfladen getätigt hatten, forderte Blankas Mutter dazu auf, nach Mailand zurückzugehen und sich in den Ruinen des zerstörten Hauses umzusehen. «Man wird ganz sicher die Trümmer durchsuchen. Und dann wird man auch nach wertvollen Überbleibseln forschen!»

Dieser Hinweis war richtig, denn so pflegte man vorzugehen, wenn die Bomben ein Haus zerstört hatten. Und so fuhren Rudolf und Bertha am nächsten Morgen per Bus und Bahn in die Hauptstadt der Lombardei.

Als die beiden gegen Mittag an der Via Alberta da Giussano ankamen, hatte man die Toten längst ins Leichenschauhaus gebracht. Im linken Flügel des Hauses, wo die Selingers gewohnt hatten, hatte niemand unter den Trümmern überlebt. Und jetzt durchsuchte der Aufräumtrupp das Gelände. «Sie haben sehr sorgfältig gearbeitet, wie ein Archäologenteam», erinnerte sich Rudolf später. Am ersten Tag fanden sie jedoch nichts, was den Selingers gehört hatte.

Etwa um halb fünf Uhr am Nachmittag hörte der Trupp mit der Suche auf. Es war zu dunkel, um weiterzumachen. Bertha und Rudolf erwischten gerade noch den letzten Bus nach Villa d'Ogna. Auf sie wartete eine kurze Nacht, denn sie wollten sich am nächsten Morgen wieder frühzeitig auf den Weg machen, um Mailand rechtzeitig zu erreichen.

An diesem zweiten Tag hatte der Aufräumtrupp mehr Glück. Zunächst fanden sie ein Grammophon, das Rudolf Blanka gerade erst ein paar Wochen zuvor geschenkt hatte. Es war so gut wie unversehrt! Es war unter einem Balken zu liegen gekommen und

so geschützt worden. Rudolf beschloss, das Gerät mit in die Berge zu nehmen, obwohl es dort oben keine einzige Schallplatte gab. Aber vielleicht konnte man es ja später gegen etwas Praktisches ein tauschen. Und dann – viel, viel wertvoller! – fand der Trupp einen Karton mit ein paar neuen Seidenstrümpfen, die Blanka gehörten. Alles andere aber war endgültig zerstört.

Über die nächsten Wochen verlief das Leben in den Bergamasker Alpen sehr ruhig. Rudolf fuhr von Zeit zu Zeit in sein Mansardenzimmerchen nach Mailand, um sich als Touristenführer ein wenig Geld zu verdienen und notwendige Einkäufe zu tätigen. Die anderen aber rührten sich nicht vom Fleck. Im Haus hatten sie alte Stiefel gefunden – genau das richtige Schuhwerk für lange Spaziergänge in den umliegenden Hügeln. Die Frauen sorgten dafür, dass das Bauernhaus in Ordnung blieb. Und nachmittags hielten sie für gewöhnlich ein Schwätzchen mit einer der Frauen aus der Nachbarschaft. Die langen Abende wurden vor dem Radio, beim Kartenspiel oder mit einem der Bücher aus Signor Falconis kleiner Bibliothek verbracht.

Der 6. Dezember 1942 brachte ungewöhnlich warmes und sonniges Wetter mit sich – es war Blankas 18. Geburtstag. Sie erzählt: «Mutter hatte ein gutes Mittagessen vorbereitet. Sie hatte sogar Fleisch für einen richtigen Braten ergattert. Und Rudolf überraschte mich mit zwei ganz besonderen Geburtstagsgeschenken: Er überreichte mir die letzten Rosen des Jahres – mitten im Dezember! Die hatte er im Vorgarten eines der Nachbarn gesehen. Dessen Frau konnte seinem Charme nicht widerstehen und hatte sie ihm als Geschenk mitgegeben. Und dann hatte er auch noch ein paar Schallplatten aus Mailand mitgebracht, Overtüren und Arien aus berühmten Opern. Es ist kaum zu glauben, aber nach einem bisschen Säubern und Reparieren hat auch das Grammophon wieder einigermaßen funktioniert.»

Nachmittags schaute die Nachbarin (die mit den Rosen) vorbei, gratulierte Blanka und liess eine Tüte mit einem Dutzend frischer Eier da. Jetzt hatten sie alle Zutaten für den berühmten «Kaiserschmarren» zusammen, einen Nachtschmarren aus ihrer Zagreber Zeit. Bertha bekam ihn prächtig hin, und so gab es am Abend wieder einmal ein Festessen.

Später sassen sie dann noch rund um das glühende Herdfeuer. Jedermann war zufrieden und dankbar. Ja, gewiss, es war die Zeit des Exils. Es war ein raues, einigermaßen einsames und sehr einfaches Leben. Aber es war ein Leben in Würde und mit vielen Anzeichen von Mitmenschlichkeit! Rudolf und Blanka wussten so gut wie nichts über das, was um sie herum mit ihren jüdischen Schicksalsgenossen geschah. Der Busfahrer hatte einmal angedeutet, dass es in den noch höher gelegenen Dörfern festgehaltene Juden gebe. Offenbar hatten die italienischen Behörden in Split und anderen Orten der dalmatinischen Küste Hunderte von jüdischen Flüchtlingen aus Kroatien und Serbien aufgegriffen und sie, über den gesamten Alpenraum verteilt, in die Internierung geschickt.

Die Selingers und Rudolf hüteten sich, nach Einzelheiten zu fragen. Weder der Busfahrer noch die Nachbarn in ihrem Dörfchen wussten, dass sie Juden waren. Sie galten als Slowenen, die bei einem Luftangriff in Mailand alles verloren hatten. Und genau das besagten ja auch ihre Papiere, oder etwa nicht?

1943 (bis zum Sturz Mussolinis)

Deutschland

Im Januar räumt das Afrikakorps unter Rommels Oberbefehl Tunis.

Der Oberbefehlshaber der sowjetischen Streitkräfte in Stalingrad

fordert die deutsche 6. Armee zur Kapitulation auf Hitler widersetzt sich starrsinnig einer derartigen Entscheidung. Im Februar jedoch müssen sich die deutschen, italienischen und rumänischen Truppen ergeben. Fast 150'000 Soldaten und 24 Generäle gehen in Gefangenschaft.

In Deutschland müssen die Oberschüler in Luftabwehreinheiten Dienst tun. Reichspropagandaminister Goebbels ruft zum ersten Mal den «totalen Krieg» aus. In München wird die Widerstandsgruppe der «Weissen Rose» enttarnt und vernichtet.

Hitler trifft im April seine Verbündeten – Italiens Mussolini, Rumäniens Antonescu, Ungarns Horthy, Norwegens Quisling und Kroatiens Pavelic.

Im Mai kapitulieren die Streitkräfte der «Achse» in Afrika. Rund 100'000 deutsche und italienische Soldaten werden gefangen genommen.

Im Juni ordnet Himmler, der Führer der SS, die «Liquidierung» aller bestehenden Ghettos in Polen und den besetzten Gebieten der Sowjetunion an.

Italien

Zu Beginn des Jahres zwingt die militärische Krise Mussolini dazu, seine Regierung und die militärische Führungsspitze umzubilden. Es kommt immer wieder zu schweren Bombenangriffen auf italienische Städte und Häfen.

Bei dem Treffen im April versucht der «Duce», Hitler zum Abschluss eines «Kompromissfriedens» mit Stalin zu bewegen – ohne Erfolg. Im Juni erobern die Alliierten die Inseln Pantelleria, Linosa und Lampedusa und damit erstmals italienisches Territorium.

Antonescu versucht vergeblich, Mussolini für einen Sonderfrieden mit den westlichen Alliierten zu gewinnen. Im Juli landen deren Streitkräfte auf Sizilien. Nur wenige Tage später kommt es zum ersten Bombenangriff auf die Industriebezirke Roms.

Am 25. Juli wird Mussolini abgesetzt und festgenommen. Feldmarschall Badoglio bildet eine neue Regierung. König Vittorio Emanuele II. wird Oberbefehlshaber der italienischen Streitkräfte.

Kroatien

Jugoslawische Partisanen befreien Split an der Adriakiiste und greifen Fiume an. Kurz darauf wird Split von deutschen Truppen zurückerobert. Die Partisanen beherrschen aber wachsende Teile des ländlichen Kroatien.

Im Mai werden über 2'000 kroatische Juden vom Konzentrationslager Jasenovac aus in die Vernichtungslager im Osten deportiert.

Das jüdische Volk

Im Januar führen systematische Deportationen zu einem allgemeinen Aufstand im Warschauer Ghetto. Die Ghettos von Krakau und Uviv werden im März und im Juni «liquidiert».

Der Aufstand in Warschau im April und Mai wird durch starke SS-Einheiten brutal niedergeschlagen. 70'000 Juden kommen dabei ums Leben. Nachdem sie sich ergeben haben, werden 7'000 Überlebende auf der Stelle erschossen. Die Übrigen werden in die Vernichtungslager verschleppt.

Die Deportation von bulgarischen, makedonischen und griechischen Juden beginnt im März mit der Errichtung des Ghettos von Thessaloniki.

Das Jahr 1943 begann mit Rudolfs 23. Geburtstag am 2. Januar. Diesmal gab es keine Geburtstagsfeier. Er war nach Mailand gefahren, um eine vielversprechende Gruppe kroatischer Touristen zu betreuen und kam erst am späten Abend wieder zurück. Es war also ein ruhiger Jahresbeginn.

Eines der schwierigsten Probleme in Exil und Versteck war es, an einigemassen regelmässige und zuverlässige Informationen zu kommen oder mit dem Rest der Familie zu kommunizieren. Es mussten Briefe an Zhivko und Mirko geschrieben werden, die in ihren jeweiligen Gefangenenlagern einen harten Winter zu über-

stehen hatten. Diese Briefe mussten über das Rote Kreuz geschickt werden, und Rudolf brachte sie zum Mailänder Büro der Organisation. Ab und zu konnte er dort auch einen Brief der beiden Gefangenen in Empfang nehmen. Offenbar durften sie nicht regelmässig schreiben.

Aus ihrem Dorf konnten Rudolf und die Selingers weder Briefe noch Päckchen versenden. Es war besser, diese Anschrift nicht zu verraten. Bertha hatte sie allerdings in einem Brief erwähnt. Sie hatte die Hoffnung, dass dieser Hinweis unkontrolliert bleiben würde. Und Zhenka hatte von Mailand aus das Gleiche getan.

Zeitungen waren in den Bergdörfern rund um Bergamo nicht zu haben, und wenn Rudolf schon einmal eine aus Mailand mitbrachte, musste die eigentliche Information unter einem Berg aus Propaganda ausgegraben werden. Immerhin erfuhren sie, dass die Deutschen und Italiener in Russland und Afrika unter erheblichen Schwierigkeiten litten. Fakten und Einzelheiten wurden aber nicht angeboten – nur eine schwer erträgliche Schönfärberei.

Gott sei Dank gab es das Radio! Der Rundfunk war die einzig verlässliche Informationsquelle, die einzige Verbindung mit der Welt da draussen. Die Empfangsqualität von Herrn Falconis alttümlichem Gerät war zwar miserabel, aber immerhin konnten Rudolf und Blanka den schweizerischen Langwellensender Monte Ceneri hören, der auf Italienisch sendete. Vor allem aber gab es die BBC aus London mit ihren deutsch- und englischsprachigen Programmen. So versammelten sie sich denn fast jeden Abend vor dem Radio und warteten ungeduldig auf den dumpfen Klang der Kesselpauken, die die berühmten Eröffnungstakte von Beethovens Fünfter Symphonie intonierten.

Über die BBC erfuhren sie, was in Stalingrad wirklich passiert war. Die italienischen Zeitungen berichteten über diese verheerende Niederlage der «Achsenmächte» und der Deutschen im Be-

sonderen erst einige Tage später. Und selbst da verschwiegen man den Lesern wichtige Tatsachen, wie zum Beispiel die Anzahl der getöteten, verwundeten und in Gefangenschaft geratenen Soldaten, von den strategischen Auswirkungen dieses Debakels ganz zu schweigen. Stalingrad, wo es ja auch italienisches Militär getroffen hatte, passte so ganz und gar nicht in die Propaganda der «Sieger». Aber jedermann wusste irgendwie Bescheid, selbst der Busfahrer. Alle Italiener, die es konnten, hörten Monte Ceneri. Und wenn das Abhören von Auslandssendern auch streng verboten war – wer kümmerte sich schon darum? In ihrem Dörfchen gab es nicht einmal einen Polizisten.

Soweit er es bei seinen Besuchen in Mailand beobachten konnte, stellte Rudolf einen deutlichen Umschwung auch in der öffentlichen Meinung fest. Die Atmosphäre in der Stadt kam einer allgemeinen Verzweiflung nahe. Es gab zu viele Bombenangriffe, die Versorgungslage hatte sich spürbar verschlechtert, und es gab immer mehr Mütter, die das Verschwinden oder den Tod ihrer Söhne an der Front zu beklagen hatten. Fast niemand glaubte mehr an den Sieg. Wenn auch die Mailänder Bürger es nicht wagten, auf die Strasse zu gehen, um ein Ende des Krieges zu fordern, so hofften sie es doch alle. Und die faschistischen Würdenträger versteckten sich in ihren Büros, von wo aus sich so manch einer in aller Verschwiegenheit eine Rückversicherungsposition aufbaute.

Blanka und Rudolf erinnerten sich nicht an einzelne BBC-Programme. Sie konzentrierten sich auf die Nachrichtensendungen; das war Drama genug. Sie waren noch nicht voll in den Bann der Swingmusik geraten, so dass sie häufig italienische Sender hörten, die klassische Musik brachten. Vielleicht aber haben sie die ausgezeichneten Berichte und Kommentare von Lindley Fraser gehört, der in seiner persönlichen Neujahrsbotschaft am 1. Januar 1943 sagte: «Der Sieg, den Hitler so stolz verkündet, das ist sein

Sieg über die Juden – hilflose Männer, Frauen und Kinder überall in Europa, die durch seine fünfhunderttausend, Spiessgesellen nur deshalb verschleppt, gefoltert und umgebracht werden, weil sie der jüdischen Rasse angehören.»

Seit einiger Zeit waren sie über die Existenz von Konzentrationslagern in Deutschland und in den von den Nazis beherrschten Teilen Europas unterrichtet. Sie wussten um das Leiden ihrer jüdischen Brüder und Schwestern, sie wussten um deutsche Grausamkeiten und waren ja selbst Zeugen der Blutrünstigkeit der Ustasha gewesen. Aber von der schändlichen «Wannsee-Konferenz», mit der die Politik der so genannten Endlösung ihren Anfang nahm, konnten sie nichts wissen. Über den systematischen Versuch, das europäische Judentum vollständig zu vernichten, waren sie nicht informiert. Und die Namen Auschwitz, Sobibor, Belzec oder Treblinka hätten ihnen nichts gesagt.

Gewiss, auch der Terror, den sie persönlich beobachtet oder über Dritte zugetragen bekommen hatten, war blutig und fürchterlich gewesen. Aber das war der individuelle Terror von Kriminellen, die sehr häufig dem kroatischen Lumpenproletariat entstammten. Die Maske des bürokratischen, anonymen Terrors, die hatten sie nicht zu sehen bekommen. Das kalte und tödliche System hinter dieser Maske war ihnen unbekannt. Und so merkwürdig es erscheinen mag, diese Unkenntnis half ihnen, auszuhalten und zu überleben. Es ist viel, viel leichter, das Licht der Hoffnung am Leben zu halten, wenn die Bedrohung ein Gesicht trägt – auch wenn es ein widerwärtiges ist.

EINE EINZIGARTIGE HOCHZEIT

Ende Januar brachte Rudolf Zhenka aus Mailand mit in die Berge. Sie hatte dem ständigen Druck ohne den Beistand ihrer Familie nicht mehr standgehalten. Und um die Mitte des folgenden Monats änderten sich die Verhältnisse grundlegend. Mit dem ruhigen Leben war es plötzlich zu Ende.

«Es tut mir schrecklich Leid, aber ab Ende des Monats brauche ich mein Haus wieder.» Signor Falconi, der überraschend auftaucht war, sah eindeutig unglücklich aus, wie er so an seinem Tee nippte.

Rudolf fragte höflich: «Aber können wir nicht vielleicht noch ein paar Wochen bleiben? Wir werden Zeit brauchen, um eine Ausweidlösung zu finden.»

Der Italiener schüttelte den Kopf. Er hatte bereits erklärt, dass seine deutsche Freundin die Bombenangriffe endgültig satt hatte. Sie war jetzt bereit, mit ihm und ihrer Tochter aufs Land zu ziehen.

«Also gut, wir danken Ihnen für alles, was Sie für uns getan haben», warf Bertha ein. «Wir werden in spätestens vierzehn Tagen das Haus verlassen. So bekomme ich wenigstens wieder einmal ein paar Schaufenster zu sehen.» Bertha bemühte sich, das Gespräch mit einer lockeren Note zu beenden. Aber ihr angespanntes Gesicht und ihre traurigen Augen verrieten sie. Sie war verzweifelt, nicht erleichtert.

Ihr Gesprächspartner weigerte sich rundheraus, für die Wochen, in denen sie seine Gastfreundschaft genossen hatten, irgendeine Bezahlung anzunehmen. Nur das Grammophon und die wenigen Schallplatten war er bereit anzunehmen. Rudolf wollte sie nicht mit sich herumschleppen.

Als Herr Falconi gegangen war, wurde Familienrat abgehalten. Man musste Pläne schmieden, und zwar rasch. Sie wussten alle: Eine unmittelbare Lösung würde es wahrscheinlich nur in Mai-

land geben. Aber selbst da war es jetzt eindeutig schwieriger, einen Unterschlupf zu finden. Während der letzten Monate waren viele Wohnungen zerstört worden. Andere waren fest verschlossen, weil die Eigentümer es vorgezogen hatten, an die Seen oder in die Berge zu ziehen.

Am nächsten Morgen fuhr Rudolf in die Stadt. Da er einige Tage bleiben musste, suchte er mal wieder seine Dachkammer auf. Die hatte er nie aufgegeben. Wenn er über seiner Arbeit den letzten Zug nach Bergamo verpasst hatte, hatte er mehrfach dort übernachtet.

Er suchte die ihm wohl bekannten Cafés und Bars rund um den Hauptbahnhof auf. Viele Ratschläge bekam er zu hören – die meisten waren ziemlich pessimistisch –, aber auch einige Adressen, die er unverzüglich abklapperte. Er musste an viele Türen klopfen, bis er zu guter Letzt doch eine Lösung fand: Ein in Mailand lebender Franzose erklärte sich bereit, die Selingers in seinem Haus aufzunehmen, das bereits durch eine andere Flüchtlingsfamilie bevölkert war. Die Wohnung, die er zu vermieten hatte, war winzig. Otto würde auf einer klapprigen Couch im Wohnzimmer nächtigen müssen. Bertha, Zhenka und Blanka mussten sich das einzige Schlafzimmer teilen.

Als sie in den Bergamasker Alpen angekommen waren, hatte es geschneit. Und es schneite wieder, als sie Villa d'Ogna verliessen. Die höheren Hügel und die Berge selbst hatten sich hinter einer dichten Wolkenschicht versteckt. Schade! Rudolf und Blanka hätten sich nur allzu gern von ihnen verabschiedet. Im Bus teilten sie einen kleinen Kuchen unter sich auf. Den hatte ihre Nachbarin noch schnell gebacken, als sie von ihrer Abreise erfuhr. Der Busfahrer half ihnen mit dem Gepäck auf dem rutschigen Kopfsteinpflaster des Bahnhofsvorplatzes in Bergamo. Der Schneefall der letzten Nacht ging allmählich in Regen über.

Als sie in Mailand ankamen, regnete es dort ebenfalls. In den

Wintermonaten kann die lombardische Hauptstadt ungewöhnlich grau und hässlich sein. Zuweilen wirkt sie dann geradezu feindselig. Und an jenem Tag tat sie ihr Bestes, um ihrem Ruf gerecht zu werden. Die Flüchtlinge wussten, dass die vor ihnen liegende Zeit wesentlich rauer sein würde, als es die Wochen auf dem Lande gewesen waren. Sie griffen sich ihre Koffer und machten sich auf das nächste Stück eines langen, ungewissen Weges.

Anfang März lud Rudolf «seine» Blanka zu einem einfachen Abendessen in ein ebenso einfaches Restaurant ein. Während der Zeit seit ihrer Rückkehr hatten die beiden versucht, so viel und so eng wie möglich zusammenzusein. Aber wie sollten sie das unter diesen Umständen aufrechterhalten? Sie hatten so gut wie überhaupt kein Privatleben, was die Entbehrungen und Widrigkeiten des Exils merklich verschlimmerte. Und ein preiswertes Essen gehörte zu den wenigen Zerstreungen, die man sich leisten konnte.

Es gab – was sonst? – Pasta, Salat und ein Glas Rotwein. Als sie mit dem Essen fertig waren, griff Rudolf plötzlich über den Tisch und nahm Blankas Hände. Die schaute ihn einigermassen erstaunt an. Er sah ernst, besonnen und sehr entschlossen aus.

«Bitte, hör mir zu, mein Schatz! Es gibt da etwas, was ich dir schon seit einiger Zeit sagen wollte», sagte er. «So wie bisher kann es mit uns nicht weitergehen. Das alles ist ja nicht mehr zum Aushalten! Und was soll eigentlich passieren, wenn wir wieder einmal das Versteck wechseln müssen? Es könnte dann noch schwieriger werden, eine Unterkunft für die gesamte Gruppe zu finden.»

«Ich weiss, ich weiss», antwortete Blanka. Sie hatte nicht die leiseste Ahnung, worauf er eigentlich hinauswollte. «Aber ich sehe nicht, was wir daran ändern könnten ...»

«Bitte, lass mich zu Ende sprechen», drängte er sie. «Es gibt noch einen anderen, viel wichtigeren Punkt. Ich will mit dir le-

ben!» Er schluckte, bevor er hinzufügte: «Wir sollten heiraten. Das ist der einzige Weg, ein Leben für uns zu führen.»

Blanka hatte es den Atem geraubt. Sie liebte Rudolf und sie liebte ihn innig. Ihr Gefühl drängte sie dazu, ihm um den Hals zu fallen und zu sagen: Ja, ja, lass uns genau das tun! Ihr Verstand aber riet ihr anders. Jetzt schon heiraten – so früh? Sie war doch erst 18 und noch nicht einmal volljährig! Was sollte denn aus ihrer Mutter und ihrem Bruder werden? Abgesehen davon sind alle jungen Frauen ein bisschen eitel, wenn es ums Heiraten geht, und ein etwas förmlicherer Antrag hätte es schon sein dürfen. Sie wollte gerade anfangen zu argumentieren, als es mit aufgeregter Stimme aus ihr herausrutschte: «Rudolf, kannst du denn nicht aufpassen? Du hast einen grossen Fleck auf dem Hemd!»

Rudolf lachte. Er nahm sein Taschentuch, schüttete ein wenig Wasser darüber, säuberte sein Hemd und sagte dann scherzhaft: «Ja, mein Herz, jetzt wird es höchste Zeit für eine Hochzeit. Du fängst ja schon an, mich zu bevormunden!» Und dann wischte er all ihre Einwände beiseite, bevor sie sie überhaupt vorbringen konnte: «Blanka, wir lieben uns doch. Ist es dann nicht natürlich, eines Tages zu heiraten? Und warum sollten wir denn mit diesem Tag noch lange warten? Volljährig wirst du eh erst in drei Jahren. Wer weiss schon, was bis dahin alles passiert? Wir schaffen es vielleicht gar nicht bis dahin!»

Als Blanka schliesslich fragte: «Ja, aber was soll dann aus meiner Familie werden?», wusste er, dass er auf der Gewinnerstrasse war.

«Die werden wir niemals im Stich lassen», versicherte er ihr. «Ich will doch nur, dass wir Platz und Zeit für uns selber haben. Wir werden sicherlich immer – wenn es eben geht – in derselben Wohnung oder gleich in der Nähe von deiner Familie leben. Darauf kannst du dich verlassen!»

Sie diskutierte noch ein wenig herum. Dann aber kam sie um den Tisch und küsste ihn. Ihre Heirat war beschlossene Sache.

Erst als sie das Restaurant verliessen, kam ihr die offensichtlichste aller Fragen in den Sinn. «Und wie wollen wir eigentlich heiraten? Wir können doch nicht einfach in der Synagoge aufkreuzen, oder?»

«Natürlich können wir das nicht», antwortete Rudolf mit verschmitztem Lächeln. «Für fast alle Leute, die uns kennen, sind wir ja keine Juden, sondern ganz normale Slowenen. Das heisst, dass uns beinahe jeder für Christen hält. Das führt zu einer einfachen Schlussfolgerung: Wir werden in einer Kirche heiraten, und zwar nach katholischem Ritus.»

Blanka tippte sich an die Stirn und sah ihn ungläubig an. Rudolf liess sich jedoch nicht im Geringsten beirren und fügte hinzu: «Erinnere dich an das, was ich dir schon früher gesagt habe. Wir müssen das Spiel nach den verrückten Regeln der anderen spielen. Wir wollen zusammen überleben – nur das zählt, sonst gar nichts.»

Blanka war noch immer verwirrt. Sie glaubte zunächst, dass er nur Spass machte. Aber als sie in seine Augen sah, wusste sie, dass es ihm völlig ernst mit seinem Vorschlag war. Da fing sie an zu kichern und schliesslich zu lachen: «Das ist ja alles völlig absurd. Aber – so wollen wir es machen. Da gibt es schliesslich ein altes Sprichwort: ‚Wenn du in Mailand bist, dann benimm dich wie ein Mailänder. Aber eins musst du mir ganz fest versprechen: Wenn dieser ganze Mist vorbei ist, dann heiraten wir noch einmal. Und dann auf unsere gute alte Art!«

«Versprochen», nickte Rudolf und grinste. Zärtlich legte er seinen Arm um ihre Schulter, und sie schlenderten zur nächsten Strassenbahnhaltestelle.

Als nächstes mussten sie Bertha überzeugen. Zu ihrer grossen Überraschung stellte sich das als ziemlich einfach heraus. Blankas Mutter gab sich keinen Täuschungen über die augenblickliche Lage hin. Sie wusste nicht, ob, wann und wo sie ihren Mann wiedersehen würde. Und auch der Rest der Familie lebte in einer

drängenden, nagenden Ungewissheit. Zudem hatte sie Rudolf in der Zwischenzeit wirklich liebgewonnen. Mit seinem Verstand würde er auch ein zusätzliches Stück Sicherheit für alle bedeuten. Das zählte fast mehr als alles andere. Und ausserdem schienen sich die beiden wirklich zu lieben. Wenn eine Mutter davon erst einmal überzeugt ist – wie kann sie dann noch nein sagen? Bertha liess alles Zögern und gab ihre Zustimmung. Diese musste auch schriftlich erfolgen, da ihre Tochter ja längst noch nicht volljährig war.

Eine einzige Glocke tönte vom Turm der Kirche SS.MM. Nabore e Felice, als die beiden Neuvermählten am Nachmittag des 27. März 1943 durch das Portal nach draussen schritten. Sie wurden von nur wenigen Freunden und Verwandten begleitet, aber alle machten ein glückliches Gesicht. Blanka strahlte, die Frauen hatten die Tränen der Rührung wieder abgewischt, und die Männer bemühten sich vergeblich, wieder lässig dreinzuschauen. Was der Glockenklang anzeigte: Rudolf und Blanka waren mit dem Segen der katholischen Kirche verehelicht worden!

Die Hochzeitszeremonie selbst musste in einer ganz eigenartigen Weise arrangiert werden. Monsieur Giolly, der Eigentümer des Mietshauses, in dem Blanka lebte, hatte einen Bruder, der in der nahegelegenen Kirche als Priester wirkte. Dieser Gottesmann stellte nicht viele Fragen, obwohl er mutmassen musste, dass es mit dem Heiratsbegehren von Giovanni Kandeli und Blanka Selinger etwas Merkwürdiges auf sich hatte. Das einzige Dokument, das er sehen wollte, war Berthas schriftliche Einwilligung.

SS.MM. Nabore e Felice war nicht gerade überfüllt gewesen. Anwesend waren nur der Priester und sein Bruder, das Brautpaar, Bertha Selinger, Zhenka, Otto und Alfredo Garuffi, mittlerweile ein Freund der Familie. Er fungierte auch als Trauzeuge. Es gab weder Blumenschmuck noch Orgelmusik, keine Brautjungfern und auch keine Freunde, die Reis warfen oder auf andere Weise

gratulierten. Aber ein Tag der Freude war es trotzdem. Blanka und Rudolf erhielten eine Heiratsurkunde sowie ein Büchlein – «ricordo di nozze» genannt – mit guten Ratschlägen für eine christliche Eheführung. Geschenke gab es ebenfalls keine; aber Tante Zhenka hatte ein wunderhübsches helles Kleid für Blanka geschneidert – komplett mit einem kleinen Pelzkragen.

Als sie die Treppe vor der Kirche hinunterschritten, verkündete Rudolf überraschend: «Und jetzt gönnen wir uns ein richtig schönes Hochzeitsessen!»

Die kleine Festgesellschaft traute ihren Ohren nicht: Er hatte doch tatsächlich einen Tisch im «Savini» reserviert, einem der besten Restaurants der Stadt! Das lag (und liegt immer noch) in der berühmten «Galleria» gleich neben dem Dom.

Bertha war deshalb ein wenig besorgt. Das war wieder einmal typisch für Rudolf, der das Angeben einfach nicht lassen konnte! Was würde passieren, wenn sie dort zufällig jemand erkannte?

Rudolf aber blieb völlig unbeeindruckt. «Regt euch nicht auf», beruhigte er die Umstehenden, «unser Freund Alfredo wird in seiner prächtigen Uniform als Schutz für uns alle dienen.»

Und wirklich – das Hochzeitsessen war friedlich, fröhlich und blieb völlig ungestört. Blanka erinnert sich bis heute an den köstlichen safrangelben «Risotto alla Savini». Und zur besonderen Freude von Signor Garuffi gab es sogar einen guten Barolo.

Als sie sich später ihren Bekannten unter den Flüchtlingen als Ehepaar präsentierten und diskrete Hinweise auf die Besonderheiten dieser Hochzeit gaben, lachten alle. Sie verstanden nur allzu gut. Von einer solchen List aber hatte noch niemand gehört. Und es scheint auch so zu sein, dass es in den Kriegsjahren in Italien kaum ähnliche Fälle gegeben hat.

KEIN HOCHZEITSURLAUB IN COMO

Unter den absolut beengten Verhältnissen, in denen sie leben mussten, war an eine Hochzeitsnacht überhaupt nicht zu denken. Am nächsten Tag aber entführte Rudolf seine Blanka auf eine «Hochzeitsreise» nach Como mit seinem wunderschönen See. Dieser Ausflug sollte ein unerwartetes Ende nehmen.

Als sie am späten Vormittag in Como ankamen, suchten sie ein gutes Hotel auf und fragten nach einem Zimmer mit Seeblick. Beide waren ein wenig aufgeregt. Ihre erste gemeinsame Reise!

Der Empfangschef, ein älterer Herr in würdevoller Conciergeuniform, blickte in sein grosses Gäste- und Zimmerregister. Ja, er habe da ein schönes Zimmer, und der Blick auf die Seepromenade sei auch wirklich prachtvoll. Er bat sie nur um ein wenig Geduld, weil das Zimmer noch nicht hergerichtet war. Warum sie in der Zwischenzeit nicht einen kleinen Spaziergang am Seeufer unternehmen wollten? Oder wollten sie lieber warten und so lange einen Kaffee auf Kosten des Hauses trinken? Ach ja, ihre Ausweispapiere müssten sie ihm für kurze Zeit überlassen, wie das in allen italienischen Hotels eben vorgeschrieben sei. Und ihren Koffer würde er so lange im Gepäckraum abstellen.

Die beiden Neuvermählten entschieden sich für einen Bummel am lichtüberfluteten Seeufer. Es war einer jener Tage, an denen sich der Frühling endgültig durchsetzt, den Himmel blank putzt und das Wasser des Sees leuchtend grün erscheinen lässt.

Die Kellner in den Lokalen an der Promenade hatten die Stühle herausgestellt – in den Schatten unter den Bäumen, die sich mit den ersten zarten Blättern geschmückt hatten. Die weissen Ausflugsdampfer waren wieder in Betrieb genommen worden, und am nahen Konzertpavillon wurde für den Nachmittag das erste

Kurkonzert der Saison angekündigt. Alles in allem also die perfekte Atmosphäre für die beiden Hochzeitsreisenden. Sie genossen das alles Hand in Hand und waren für einen Augenblick wunschlos glücklich.

Als sie aber nach dem Mittagessen zurück ins Hotel kamen, nahm sie der Empfangschef sofort beiseite. «Die Polizei ist hinter euch her!», sagte er aufgeregt. «Sie müssen sofort verschwinden!»

Rudolf war wütend. «Warum denn das? Wir sind doch ganz normale Hotelgäste bei Ihnen!»

«Das mag schon sein, aber nun hören Sie mir einmal ganz genau zu, junger Mann. Hier kommt jeden Tag ein Polizeibeamter vorbei, um die Papiere der Neuankömmlinge zu überprüfen. Der hat mir schon einmal erzählt, dass sich viele illegale Einwanderer hierher verirren. Was er dann tut: Er vergleicht die Namen unserer Gäste mit denen auf einer dicken Liste, die er bei sich führt. Und dieser Polizist hat gestutzt, als er Ihre Namen gesehen hat. Er hat die Papiere nicht mitgenommen, mich aber angewiesen, ihn sofort nach Ihrer Rückkehr zu benachrichtigen.»

Blanka und Rudolf konnten sich zunächst auf die ganze Geschichte überhaupt keinen Reim machen. Dann aber übernahm Blanka die Initiative. Sie bedankte sich höflich beim Concierge und bat um die Papiere sowie das Gepäck. Als der Italiener mit dem Koffer zurückkam, meinte er, wobei ihm Sympathie und Mitgefühl deutlich anzumerken waren: «Welches Pech für Sie – wirklich jammerschade! Das Einzige, was ich tun kann, ist, den Polizeibeamten zu beschwindeln. Ich werde ihm erzählen, dass Sie zurückgekommen sind und sofort nach Ihren Sachen gefragt haben, weil Ihnen etwas Wichtiges dazwischengekommen ist. Warum die Polizei hinter Ihnen her ist, will ich gar nicht wissen. Aber – Sie sind nette junge Leute und haben eine solche Behandlung nicht verdient. Also dann, jetzt gönnen Sie sich noch einen Kaffee. Ich lade Sie gern ein. Dann sollten Sie aber sofort gehen.»

Die beiden akzeptieren die Einladung und nahmen in der verwaisten Hotelbar Platz, wo ihnen der Empfangschef persönlich einen doppelten Espresso servierte. Als er sie wieder allein liess, bemerkte eine sichtlich entnervte Blanka: «Ich glaube, dass ich die Erklärung gefunden habe. Das Ganze muss noch mit deiner Dummheit aus Pavia Zusammenhängen.»

Ein kleinlauter Rudolf mochte ihr nicht widersprechen. «Ich fürchte, dass du Recht haben könntest. Was für ein Idiot bin ich doch damals gewesen! Noch schlimmer: Wir wissen jetzt, dass uns unsere Papiere niemals vollständig schützen werden. Aber», fügte er mit einem gequälten Lächeln hinzu, «wir sollten uns dadurch den Tag nicht völlig verderben lassen.»

Und das taten sie auch nicht. Überall gab es schliesslich Privatquartiere, die Zimmer zu vermieten hatten. Und als sie ein besonders hübsches gefunden hatten, fragte die Hauswirtin nicht einmal nach ihren Dokumenten. Offensichtlich wollten viele Italiener ein bisschen Geld nebenher verdienen und waren deshalb bereit, die Vorschriften zu vergessen oder zu dehnen. Nach zwei Tagen, über die die beiden nicht reden wollen, kehrten sie nach Mailand zurück.

DIE ODYSSEE GEHT WEITER

DESENZA NO DEL GARDA

Zwei Wochen waren vergangen. Rudolf besuchte seine Frau. Er traf sie in der winzigen Küche ihrer Wohnung an, wo sie mit ihrer Mutter und Tante Zhenka sass. Bertha wusste, dass die beiden Neuvermählten Mailand wieder verlassen wollten, um sich anderswo ein neues Leben aufzubauen. Sie war aber überzeugt, dass sie, ihre Schwester und ihr Sohn nicht hierbleiben, sondern mit den beiden mitkommen sollten. Wenn auch die Anonymität der Grossstadt ihre Vorteile hatte, so war die Wohnung doch arg klein. Und dann der ewige Bombenalarm, der ihnen mächtig auf die Nerven ging.

«Ich habe etwas Hübsches für uns gefunden!», kündigte Rudolf mit dem fröhlichen Grinsen an, das für ihn so typisch war.

Bertha stellte ihre Kaffeetasse auf den Tisch zurück und fragte ohne ein Anzeichen der Überraschung: «Aha! Wohin soll es denn jetzt gehen?»

«Ich habe von einer kleinen Stadt gehört, die Desenzano del Garda heisst – direkt am Ufer des gleichnamigen Sees», erwiderte Rudolf. «Die Leute am Gardasee sind sehr auf den Fremdenverkehr angewiesen, und Fremde kommen kaum noch. Ich schätze, dass wir dort leicht an freie Zimmer kommen können. Man hat mir gesagt, dass das Städtchen ruhig und schön ist. Und Luftangriffe wird es dort auch nicht geben.»

«Das hört sich gut an», bemerkte Bertha. «Aber – können wir dort zusammenbleiben oder zumindest in der Nähe wohnen?»

«Das wird sich zeigen», gab Rudolf zurück. «Ich bin ja noch

nicht da gewesen. Wir müssen eben unser Glück versuchen.»

Damit war eine Frage beantwortet. Eine andere aber blieb offen, und auf die kam Blanka zu sprechen: «Und was wird dann aus deiner Arbeit? Die Touristen hier in Mailand werden ja nicht auf dich warten!»

«Ganz gewiss nicht. Aber man kann nicht alles haben auf der Welt», lächelte Rudolf. «Meine Arbeit hier werde ich dann wohl aufgeben müssen. Mit meinem Partner Drago habe ich schon gesprochen. Er glaubt, dass er einen passenden Nachfolger finden kann.»

«Und das Geld?», beharrte Blanka.

Rudolf blieb ruhig: «Für eine gewisse Zeit müssen wir eben von unseren Ersparnissen leben. In der letzten Zeit habe ich ein wenig auf die Seite gelegt. Wer weiss – vielleicht gibt es auch dort für mich etwas zu tun.»

Bertha lachte: «Sicherlich nicht wieder mit Touristen, denn die kommen ja nicht mehr, wie du eben gesagt hast. Trotzdem – ich finde das alles in Ordnung. Wenn wir unser Geld zusammenlegen, müsste es zum Überleben reichen. Lasst uns also losziehen!»

Am nächsten Morgen packten sie wieder einmal ihre Koffer. Das war mittlerweile schon zur Routine geworden. Wie so viele ihrer Schicksalsgenossen mussten Rudolf und Blanka ständig ihren Aufenthaltsort wechseln – wie eine seltsame Mischung aus Fliegendem Holländer und Ahasver, dem ewig wandernden Juden. Ewig auf Achse sein, das war schon ermüdend. Es war ja nicht wie auf einer langen Reise, bei der man ständig neue Ziele anpeilt, aber auch immer wieder irgendwo ankommt. Als Flüchtling reist man, ohne jemals wirklich anzukommen. Jedoch: Was sonst hätten sie tun sollen?

Sie nahmen einen Zug von Mailand nach Venedig, der in Desenzano hielt. Als sie sich auf dem Bahnhofsvorplatz umsahen, konnte Blanka sich nicht zurückhalten. «Wie toll das hier ist!»

rief sie aus. Und Desenzano del Garda war wirklich ein schöner Ort.

Am südlichen Ufer des Gardasees gelegen, bestand das Städtchen hauptsächlich aus einer eindrucksvollen Burg, einer kleinen Altstadt, Dutzenden von Pensionen und einigen bescheidenen, unauffälligen Hotels. Ausserdem waren der Bahnhof und die zentrale Bushaltestelle für alle Orte in der Nachbarschaft passend gelegen. Das alles sah wirklich vielversprechend aus.

Rudolf liess die Frauen im Wartesaal des Bahnhofs zurück. Er nahm Otto mit sich, und sie gingen zu dem verlassen liegenden Fremdenverkehrsbüro, wo sie nach verfügbaren Privatquartieren fragten. Eine verschlafen wirkende Angestellte betrachtete sie gleichgültig unter schweren Augenlidern. Sie wusste natürlich, dass es viele freie Adressen gab. Sie kannte sie. Und sie wusste auch, dass ihre Besucher das wussten. Aber man muss doch ein kleines Spielchen spielen, oder etwa nicht? So blickte sie denn angestrengt und aufreizend langsam in einen Aktenordner auf ihrem Schreibtisch und bemerkte: «Ich muss erst einmal anrufen. Könnten Sie bitte in einer halben Stunde wiederkommen? Ich werde sehen, was ich für Sie tun kann.»

Rudolf war gut gelaunt und bereit, das Spiel mitzuspielen. Er gab Otto einen Klaps auf die Schulter, und sie verliessen das Büro. Zur vereinbarten Zeit kam er mit der gesamten Familie im Schlepptau zurück. Die Frau hinter dem Schreibtisch beäugte aufmerksam ihre schäbigen, abgewetzten Koffer.

«Wir sind in Mailand ausgebombt worden», sagte Rudolf lakonisch. Das erklärte offenbar alles.

«Diese verdammten Luftangriffe», meinte die Frau. «Aber wir haben es ja auch nicht anders verdient. Warum mussten wir uns auch die falschen Freunde aussuchen? Ausserdem habe ich etwas wirklich Schönes für Sie gefunden.» Sie gab ihnen eine Adresse.

Dort angekommen, fanden sie eine geräumige Erdgeschosswohnung in einer alten, völlig mit Efeu zugewachsenen Villa samt Terrasse und Garten. Ihre Gastgeberin, eine sich betont würdig gebende Witwe, war nur allzu froh, endlich wieder Kundenschaft zu haben. Schmuckstück der Wohnung war ein grosser Wintergarten. Grosse Fenster boten zwischen den Efeuranken eine weite Aussicht auf den blauen See und die umliegenden Berggipfel. Und für die jungen Eheleute fand sich sogar ein eigenes Zimmer. Die Gäste durften die Küche benutzen. Das Bad und alle sanitären Einrichtungen waren in einwandfreiem Zustand. Das Ganze dann auch noch zu einem sehr anständigen Preis – fast zu schön, um wahr zu sein!

Und so nahmen denn Rudolf und Blanka ihr Flüchtlingsleben in Desenzano wieder auf. Sie liebten sich, waren beisammen, und wenn es denn schon Langeweile war, dann war es zumindest Langeweile im Sonnenschein. Sie freuten sich an ihren langen Spaziergängen entlang des Seeufers, die fast immer in einem der Strandcafés abgeschlossen wurden. Sie erlebten bewundernd einen Frühling, der seinen Siegeszug durch Pinienalleen, Olivenhaine, Gärten, Felder und Berge angetreten hatte. Überall blühte es; der Sommer mit seiner Hitze und seinem Staub hatte noch nicht eingesetzt. Zum Schwimmen war das Wasser des Sees zwar noch zu kalt, aber für eine Handvoll Lire konnte man ein kleines Boot mieten und ein paar Kilometer herunterpaddeln. Alles war hübsch und friedlich. Sie konnten nicht wissen, dass die Faschisten nur wenige Monate später Desenzano del Garda zum Sitz ihres berühmten «Rasseninspektorats» machen würden, einer Behörde, die sich dann bemühte, alle antijüdischen Massnahmen zu koordinieren.

Wenn Bertha ihre Tochter in alle Pflichten und Tätigkeiten einer ordentlichen Hausfrau einführte, so war das mehr als nur Zeitvertreib. Offen gesagt hielt Blanka von alledem nur recht wenig. Was

sie einigermaßen mochte, waren Kochen und Backen. Besonders stolz war sie, als es ihr nach mehreren Anläufen gelang, einen guten Palatschinken zu machen, jenen berühmten österreichischen Pfannkuchen, der mit Marillenmarmelade oder anderen süßen Köstlichkeiten gefüllt wird. Insgesamt war sie aber davon überzeugt, dass es ihrem Bruder Otto in Desenzano viel besser ging als ihr.

Otto, mittlerweile fast 14 Jahre alt, ging zu den Fischern an den See. Er sah sich bei ihnen vieles ab und stellte sich als ausgesprochen talentiert heraus. Natürlich zahlte ihm niemand Geld für seine Arbeit, aber wenn er nach Hause kam, brachte er meist einen frisch gefangenen Fisch mit. Das verhalf der Familie zu einem leckeren Abendessen und trug auch noch dazu bei, die Kasse zu schonen.

Mit den Leuten in Desenzano hatten die Flüchtlinge aus Mailand auch sonst einen ganz normalen und entspannten Umgang. Die Hauswirtin, der Postbote, die Ladenbesitzer und ganz besonders die Fischer waren immer zu einem kleinen Schwätzchen bereit. Niemand kümmerte sich darum, woher sie kamen und wer sie eigentlich waren. Die alte italienische Tradition grosszügiger Gastfreundschaft bewährte sich immer wieder. Und in Touristenorten sind die Menschen an Fremde ja sowieso gewöhnt. Es gab Augenblicke, da fühlten sich Rudolf und Blanka in Desenzano beinahe zu Hause.

Dennoch, und obwohl man es kaum erklären kann: Unter der friedlichen Oberfläche war die alte Unsicherheit immer noch spürbar. Die Ruhe, in der sie lebten, war trügerisch. Die äusseren Umstände konnten sich jeden Tag total verändern. Es konnten Leute auftauchen, die sie aus Mailand oder Ljubljana her kannten; Informanten und Zuträger konnten sich überall herumtreiben. «Im Geiste waren unsere Koffer stets gepackt», hat es Rudolf erklärt.

Die Lage war schizophren, und die daraus resultierende Spannung erzeugte eine andauernde Nervosität.

Wenn es da draussen einen mächtigen Feind gibt und man ihm nicht offen entgegentreten kann, dann will man ihm instinktiv so fern wie möglich bleiben. Man kann es deshalb als einen menschlich, allzu menschlichen Instinkt sehen – Rudolf, Blanka und der Rest der Familie fühlten sich an den friedlichen Ufern des Gardasees irgendwie unsicher. Rein psychologisch gesehen waren ihnen die österreichischen Gebiete Nazi-Deutschlands und auch Kroatien noch immer zu nah. Sie wollten in eine südlichere Gegend Italiens ausweichen.

Und deshalb entschlossen sie sich zu einem erneuten Ortswechsel – nur ein paar Wochen, nachdem sie in Desenzano angekommen waren. Das war allerdings leichter gesagt als getan. Wenn sie Mailand und Norditalien verlassen wollten, dann brauchten sie professionelle Hilfe. Rudolf ging für einige Tage nach Mailand, um herauszufinden, ob eine solche Hilfe aufzutreiben war.

ROTTER & MELAMET

Rotter war ein kleines, dünnes Männchen, ungefähr 50 Jahre alt, mit einem weich gelockten grauen Haarschopf, aufmerksamen Augen und einem distanzierten Verhalten. Zu seinem dunklen Anzug trug er eine dunkelblaue Krawatte mit roten Punkten. Diese Punkte begannen vor Rudolfs Augen zu tanzen, während er auf der anderen Seite des Tisches sass und den Mann betrachtete, der ihnen helfen sollte.

Als er seinen Wunsch vorgetragen hatte, stand Rotter auf und ging mit kurzen, elegant wirkenden Schritten im Büro auf und ab.

Dann setzte er sich wieder, griff nach einem Federhalter und kratzte sich damit umständlich am Ohrläppchen. Sein Lächeln war das einer Katze, aber Rudolf mochte Katzen ... Der zieht eine ganz schöne Schau ab, dachte er. Aber diese Schau war noch nicht vorüber. Ganz langsam stopfte Rotter sich seine Pfeife und griff nach einer Schachtel mit Wachshölzern. Er versuchte, die Pfeife sorgfältig anzuzünden und verbrannte sich dabei fast die Finger.

Rudolf sah beifällig zu. Pfeifenraucher, so sagte man, sind zuverlässige Menschen. Rotter zündete sich die Pfeife erneut an. Er hielt das noch brennende Zündholz in die Luft und beobachtete, wie sich die Flamme langsam seinen Fingern näherte. Dann blies er es sorgfältig aus, liess es in den Aschenbecher fallen und rüusperte sich: «Nun, Herr Kandeli, wie sind Sie auf mich gekommen und warum glauben Sie, dass ich Ihnen helfen kann?»

Rudolf erzählte ihm die Geschichte so, wie er sie von anderen Emigranten gehört hatte: Herr Rotter und Herr Melamet, oder «Rotter & Melamet», wie sie von jenen Flüchtlingen spasseshalber genannt wurden, schienen ein ganz bemerkenswertes Pärchen zu sein. Rotter war ein Slowene mit vielen Aktivitäten, von denen einige durchaus zweifelhaft erschienen (diesen Teil der Geschichte liess Rudolf selbstverständlich unerwähnt). Er stand sogar im Verdacht, sowohl mit dem deutschen als auch mit dem italienischen Geheimdienst in Verbindung zu stehen. Andererseits hatte er wiederholt jüdischen Flüchtlingen nach Kräften geholfen – und er hatte es zu anständigen Preisen getan. War das seine ganz persönliche Rückversicherungspolice oder lag hier ganz einfach ein Fall von Persönlichkeitsspaltung vor? Niemand wusste es und niemand wollte es wissen.

Melamet wiederum war ein jüdischer Geschäftsmann unbekannter Herkunft. Er hatte einen Grosshandel mit einer ganzen Reihe von Erzeugnissen aufgezogen. Irgendwie war es ihm ge-

lungen, als Nicht-Jude durchzugehen – mit einwandfreien Papieren, wie sich versteht. Es gab Gerüchte, nach denen Melamet für viel Geld den Status eines «Ehrenariers» erworben hatte, eine der absurden, aber profitablen Erfindungen von Ante Pavelics Ustasha. Aber auch hier galt: Niemand wusste es, und niemand wollte es wissen.

«Rotter & Melamet» bereisten das ganze Land. Sie schienen alles zu wissen und jeden zu kennen. Sie wussten, wo die Luft einigermassen rein war. Und sie wussten, woher sie für ihre Kunden eine Aufenthaltserlaubnis oder ähnliche Dokumente bekamen. Die anderen Emigranten hatten Rudolf Rotters Anschrift gegeben, und deshalb sass er jetzt hier, um für seine Familie und sich selbst ein einigermassen sicheres Versteck zu finden.

Rotter hatte schweigend zugehört. Dann wiederholte er die gesamte Zeremonie: Aufstehen, im Büro herumlaufen, wieder hinsetzen, Pfeife stopfen, Zündhölzer nehmen, Pfeife anzünden, sprechen: «Nun, Herr Kandeli, es ist schade, dass mein Partner Melamet heute nicht hier ist. Dem hätte Ihre Erzählung genauso viel Spass gemacht wie mir. Aber er ist in geschäftlichen Angelegenheiten unterwegs ...» Wieder hatte er Probleme mit seiner Pfeife. Er musste sie erneut anzünden, bevor er fortfahren konnte: «Was Sie da gehört haben, Herr Kandeli, ist nicht ganz falsch. Einzelheiten aber möchte ich Ihnen ersparen. Wenn ich die Lage richtig einschätze, werden Sie für Ihre Familie auf längere Zeit Hilfe brauchen. Ich möchte eine solide und langfristige Beziehung mit Ihnen aufbauen. Und deshalb kostet Sie mein erster Ratsschlag nichts ...»

Mein Gott, dachte Rudolf, wir sind mitten im Krieg, werden verfolgt, und dieser Kerl redet wie eine Mischung aus Hausarzt und Möbelverkäufer! Er verbiss sich jeden Kommentar und beschränkte sich darauf zu fragen: «Und was wäre Ihr Rat, Herr Rotter?»

Rotter lächelte leicht und sagte: «Ich schlage vor, dass Ihre

Leute und Sie an die toskanische Küste gehen, in das Gebiet von Viareggio, um es genau zu sagen.» Dann legte er seine Gründe dar. Das gesamte Küstengebiet rund um Viareggio wurde durch die italienische Kriegsmarine genutzt und war zu einer Art militärischem Sperrgebiet erklärt worden. Für normalen Fremdenverkehr war es so gut wie verschlossen. Die Hotels und Pensionen waren fast leer, was viele verfügbare Zimmer zu Niedrigpreisen für die bedeutete, die inoffiziell kamen. Und Rotter mutmasste, dass den Selingers und auch Rudolf allmählich das Geld ausging. Es war also höchste Zeit, die Ausgaben zu senken. Was aber noch wichtiger war: Genau unter den Kanonen der Kriegsschiffe zu leben, das war die beste verfügbare Wahl. Wer würde sie schon ausgerechnet an einem derartigen Platz vermuten und verdächtigen?

Rudolf war damals noch Nichtraucher. Sonst hätte er sich jetzt auch eine Zigarette oder Pfeife in der gleichen umständlichen Weise angezündet, wie Rotter es zuvor getan hatte. Er dachte nach und kam zu dem Schluss, dass die von dem Slowenen dargelegten Gründe überzeugend waren. An die «toskanische Riviera» zu ziehen, war in der Tat eine verführerische Idee. «Ich danke Ihnen sehr, Herr Rotter», sagte er. «Ihr Rat ist für mich sehr wertvoll gewesen. Ich glaube, wir werden ihn befolgen.»

«Genau das sollten Sie auch tun, junger Mann», erwiderte Rotter. «Sie haben ja meine Anschrift. Wann immer Sie später unsere Hilfe wieder benötigen – wenden Sie sich an mich oder an meinen Partner.» Wieder lächelte er sein dünnes Lächeln und fügte hinzu: «Auch wenn der nächste Rat dann nicht mehr gratis sein wird.»

Übrigens: Rudolf hat sich kurz darauf seine erste Pfeife gekauft.

EIN GROSSES GESCHÄFT UND LIDO DI CAMAIORE

Als Rudolf nach Desenzano zurückgekehrt war und über sein Gespräch mit Rotter berichtet hatte, stimmte Bertha sofort zu. Auch sie hatte schon von «Rotter & Melamet» gehört, und wenn das deren Rat war, dann war er wahrscheinlich gut. Sie würden also an die toskanische Küste gehen. Blanka und Rudolf beschlossen jedoch, sich vor dem endgültigen Umzug die Gegend dort unten erst einmal in Ruhe anzusehen. Der nächste Aufenthalt sollte schon etwas länger dauern und nicht nur ein paar Wochen währen.

Frühmorgens reisten sie nach Mailand. Dort nahmen sie den Schnellzug Richtung Rom und stiegen in Florenz aus. Leider hatten sie überhaupt keine Zeit, die Wunder dieser einmaligen Stadt zu bestaunen. Ein weiterer Zug brachte sie nach Lucca, wo sie die Nacht verbringen mussten. Sie buchten ein Doppelzimmer in einem guten Hotel – diesmal ohne irgendwelche Probleme. Offenbar wurde Rudolf nur im Gebiet von Mailand gesucht. Lucca – eine Stadt, die mit ihrem Dom, der prächtigen Kirche San Martino, der hoch verehrten Christusfigur, dem wundervollen Grabmal der Heiligen Ilaria und dem hübschen Spaziergang über die alten Wallanlagen eine Besichtigung schon wert war. Und die unternahmen sie dann auch sofort.

Im Hotelrestaurant assen sie spät zu Abend. Danach lud Rudolf seine Frau noch in die kleine Bar ein. Trotz der langen Reise und des Stadtrundgangs waren sie überhaupt nicht müde. Und ausserdem – sogar in Kriegszeiten sollte man sich eine Grappa oder einen guten Wermut nicht verwehren. Am Tischchen nebenan sass ein älterer, sehr eleganter Herr und genoss seinen Rotwein. Während des Tages war es ziemlich warm gewesen, aber trotzdem trug er einen dunklen Anzug mit Weste und ein hoch geschlossenes blaues Hemd, das sehr gut zu seinen sorgfältig gekämmten weis-

sen Haaren passte. Kurz darauf verwickelte er Blanka und Rudolf in ein lebhaftes Gespräch, wie es in Bars schon mal vorkommt.

Der Mann stellte sich als Signor Galani vor, «Commendatore Galani», wie ihn der Barmann respektvoll titulierte. Galani erzählte ihnen, dass er Witwer sei. Er lebte in Lucca und liebte es, seine Abende hier in der Hotelbar zu verbringen, wenn er nicht gerade Geschäftspartner oder Freunde ausführen musste. Als sie dann über ihre jeweiligen Aktivitäten sprachen (Rudolf gab zu, dass er dabei ein wenig übertrieben hat), stellte sich heraus, dass Galani der Inhaber der Firma Cuccerie Lucchesi war. Das war ein weithin bekanntes Unternehmen für Woll- und Seidengarne. Galani lud sie auf einen weiteren Drink ein.

Blanka muss ihm ausnehmend gut gefallen haben, denn er schlug ihr vor, die Firma zu besuchen und gleich eine Auswahl seiner Produkte mitzunehmen. «Die Geschäfte laufen an sich ganz gut», meinte er. «Gute Garne sind selbst in schwierigen Zeiten immer gefragt. Aber», fügte er mit einem überzeugend wirkenden Seufzer hinzu, «ich könnte viel mehr Geld verdienen, wenn ich auch innerhalb Italiens anbieten dürfte.»

«Wie ist denn das zu verstehen?», fragte Rudolf neugierig.

Der Geschäftsmann erklärte: «Nun, Sie müssen wissen, dass einige kleine Fabriken rund um Lucca für mich arbeiten. Sie produzieren nur Garne von allerbesten Qualität. Ich muss das alles aber nach Deutschland oder Slowenien oder Ungarn exportieren. Rom braucht wohl Devisen oder wird von Deutschland unter Druck gesetzt. Das ist ja schön und gut, aber meine Kunden in diesen Ländern zahlen schlecht und spät. Wenn ich innerhalb unseres Landes verkaufen dürfte, würden sich viel bessere Preise erzielen lassen.»

An diesem Punkt der Unterhaltung hatte Rudolf einen seiner verrückteren Einfälle. «Ich habe Ihnen ja über meine Tätigkeit als Touristenführer in Mailand erzählt», bemerkte er. «Da habe ich

doch gute Kontakte mit einigen Bekleidungsfabriken, unter anderem mit der Firma Kruse. An sich müssten die doch gerade an Qualitätsgarnen von Ihnen interessiert sein. Vielleicht kann ich Ihnen mit meinen Verbindungen helfen?»

«Das bezweifle ich stark. Die würden sich hüten, etwas Unerlaubtes zu tun», erwiderte Galani.

«Aber – wir können es ja einmal versuchen. Lassen Sie uns also herausfinden, ob das Ganze geht und wie.»

Als die beiden Männer Rudolfs Idee ein wenig hin- und hergewälzt hatten, fragte Rudolf erwartungsvoll: «Wenn ich Ihnen helfen könnte, was würde denn dann für meine Vermittlung herauspringen?»

«Zehn Prozent vom Reingewinn», schlug der Italiener vor.

«Zwanzig Prozent», lautete Rudolfs Gegenvorschlag. In den letzten Jahren hatte er die Grundregeln der Verhandlungskunst beherrschen gelernt.

Am Ende, und wie zu erwarten war, einigten sie sich auf 15 Prozent.

«Wir wollen sehen, was ich für Sie tun kann», meinte Rudolf.

Galani lud sie zu einem letzten Glas Rotwein ein. Als der Kellner die Flasche brachte, öffnete sie ihr neuer Partner höchstpersönlich und füllte die Gläser bis zum Rand. Er hob sein Glas, liess den Duft des Chianti auf sich wirken und sagte: «Auf gute Geschäfte und eine verlässliche Freundschaft. Zum Wohle!»

Rudolf und Blanka erwiderten den Trinkspruch und nippten an ihren Gläsern, während Galani das seine in vollen Zügen leerte. Blanka musste leicht kichern, als sie sah, dass der Italiener sein Glas maniert, mit abgespreiztem kleinem Finger hielt. Zum Abschluss bedankte sich Rudolf für die freundliche Einladung, und Blanka und er verabschiedeten sich. Signor Galani gab ihnen seine Visitenkarte und winkte ihnen freundlich hinterher.

Der Bus brachte sie am nächsten Morgen an das nahe gelegene Meer. Sie wollten Viareggio und das benachbarte Lido di Camaiore besuchen, die beiden berühmtesten Badeorte an der Küste westlich von Lucca. Sie waren sofort begeistert: Das war wirklich eine Gegend für einen längeren Aufenthalt! Das Mittelmeer erinnerte sie an ihre unvergesslichen Sommerferien an der Adria, die baumgeschmückte Promenade mit ihren Jugendstilhäusern war einfach prachtvoll, und die Zimmerpreise waren in der Tat niedrig, wie sie rasch herausfanden. Hier würden sie auf jeden Fall hinziehen!

Bevor sie das aber taten, wollte Rudolf herausfinden, ob sich mit Signor Galani ein Geschäft machen liesse. Er liess Blanka nach Desenzano vorausfahren und stieg in Mailand aus. Dort besuchte er aber nicht die ihm bekannten Bekleidungsfirmen, sondern ging zu Signor Falconis Wohnung. Und als man ihm erklärte, dass der wieder einmal in den Bergen weilte, fuhr er hinauf in sein Bauernhaus. Sogar dort oben hatte der Frühling seine Herrschaft angetreten – genau die richtige Zeit für einen Kurzurlaub für den Mann mit den vielen Geschäften, seine deutsche Freundin und deren Tochter.

Rudolf setzte Falconi Galanis Probleme auseinander. Der Italiener dachte eine Weile nach, bevor er sagte: «Gut, ich glaube, dass ich Ihrem Freund aus Lucca helfen kann. Wenn ich mich aber darum kümmere, dann werde ich niemandem, auch Ihnen oder dem Commendatore nicht erzählen, wie ich das anstelle. Wenn alles geklappt hat, werde ich Sie informieren.»

Was dann folgte, war ein bemerkenswertes Geschäft. Galani verkaufte Falconi eine Menge Garne, die in grossen Kisten kamen, komplett mit Begleitpapieren für den Export. In Wirklichkeit aber brachte Falconi diese Garne bei einigen diskreten Kunden im Grossraum Mailand unter. Er behielt 15 Prozent vom Reingewinn ein, weitere 15 Prozent gingen an Rudolf, Galani

hatte immer noch ein gutes Geschäft gemacht, und alle waren hoch zufrieden. Rudolf hatte an dieser Transaktion genug verdient, um auf lange Monate den Unterhalt für die gesamte Familie bestreiten zu können. So konnten die verbliebenen Goldmünzen dort bleiben, wo sie waren: eingenäht in Berthas Pelzmantel und ein paar andere Kleidungsstücke.

Wenige Tage später zog die gesamte Truppe an die toskanische Küste um: Bertha, Zhenka, Blanka, Otto und Rudolf. Sie bezogen eine kleine Villa in Lido di Camaiore. Dieses Haus war hübsch an der kilometerlangen Promenade gelegen. Der Blick auf das Meer war traumhaft und so gut wie nicht verstellt. Es gab dort zwei Wohnungen. Die eine war für Blanka und Rudolf gedacht, und die andere bezogen die Selingers. Diese Villa gehörte einem Herrn Natalucci, einem älteren Marineoffizier, der einige Jahre zuvor wegen seiner unverhohlenen antifaschistischen Positionen entlassen worden war. Natalucci war immer schon ein erbitterter Gegner Mussolinis und seines Regimes gewesen. Kein Wunder also, dass er sich rasch mit seinen neuen Gästen anfreundete.

Die nächsten Wochen verliefen wenig ereignisreich, aber sie waren gar nicht so langweilig. Rudolf und Blanka nahmen wie in alten Zeiten ihre langen Spaziergänge über die unendlich weiten Sandstrände, über die Promenade oder in die Pineta wieder auf, einen herrlichen Pinienwald, der gleich hinter der Küste aufragte. Merkwürdigerweise gingen sie so gut wie nie schwimmen, obwohl die heisse Jahreszeit näherrückte und die Wassertemperaturen wirklich angenehm waren. Nun ja – am Mittelmeer gibt es ein altes Sprichwort: «Wenn du am Strand lebst, dann gehst du nicht ins Wasser.»

Rudolf kaufte drei gebrauchte Fahrräder – je eins für Blanka und ihn selbst sowie ein weiteres für Otto. Es machte Spass, nach Viareggio hinüberzuradeln oder die Hügel hochzustrampeln. Für

die Unerhaltung am Nachmittag und frühen Abend sorgten die wenigen noch offenen Geschäfte und Cafés. In einem der schönsten Jugendstilgebäude gab es sogar ein kleines Kino. An der Küstenpromenade mit dem Musikpavillon berauschten sich die Sänger trotz der Touristenflaute an italienischen Liedern, und die Kapelle hinter ihnen hatte alle Mühe, bei der Begleitung nicht einzuschlafen.

Alles in allem hatten sie nicht mehr so viele Kontakte mit den Einheimischen wie vorher. Rotter hatte Rudolf geraten, in dieser Hinsicht etwas vorsichtiger zu sein. So ist es nun einmal mit Flüchtlingen in einem militärischen Sperrgebiet, obwohl davon nicht viel zu spüren war. Dennoch fühlten sie sich nicht einsam. Die Familie war beisammen, man musste sich um Ottos Erziehung kümmern – und dann gab es ja immer noch Signor Natalucci mit seiner liebenswerten Frau.

Besonders die Abende am Meer waren unvergesslich. Rechtzeitig vor Sonnenuntergang pflegten sie sich auf der im Hochparterre gelegenen kleinen Terrasse einzufinden – dann wurde zu Abend gegessen. Nach dem Aufräumen wurden die Spielkarten ausgepackt, der Sonnenuntergang bewundert, geschwätzt und diskutiert. Und wenn es mal wieder einen neuen Film gab: Das Kino war gleich um die Ecke. Unter dem Strich kam Rudolf und Blanka diese Zeit wie ihre eigentliche Hochzeitsreise vor. Es sollte für eine ganze Weile die letzte Zeit sein, die ihnen Entspannung und glückliche Ruhe brachte.

Nach zwei oder drei Wochen erhielten sie willkommene Gesellschaft. Ein Herr Koritschan traf in Nataluccis Haus ein, begleitet durch seine Frau Fritzi, die aus Wien stammte. Koritschan war ein hoch gewachsener Mann mit grossen Brillengläsern, tausend Fältchen um die Augen und einem mächtigen Kahlschädel. Alles in allem sah er wie ein Universitätsprofessor aus, und Fritzi hätte für die typische Wienerin Reklame machen können. Blond, blau-

äugig, ein rundes und liebes Gesicht sowie eine zarte, aber wohlgeformte Figur. Die beiden zogen in die Zimmer unterm Dach.

Rudolf war wie von den Socken, als die Koritschans ankamen. Er kannte den Mann – einen Juden aus Zagreb! Er hatte ihn schon in seiner Jugend gekannt. Koritschan war der beste Kabarettist und Alleinunterhalter der Stadt gewesen. Rudolf und seine Eltern hatten ihm wiederholt zugejubelt. Und nun würde er ihr Nachbar sein! Es stellte sich heraus, dass auch die Koritschans in Mailand gewesen waren. Sie waren dort aus den gleichen Gründen weggegangen wie Blanka und Rudolf. Genau wie Rudolf es getan hatte, hatten auch sie sich an «Rotter & Melamet» gewandt. Rotter, dem Rudolf seine Anschrift in Lido di Camaiore geschickt hatte, hatte ihnen den jungen Mann und seine Familie wärmstens empfohlen. Ein kleiner Grund, ein ganz bisschen stolz zu sein!

Die Abende mit den Koritschans waren wirklich einmalig. Wenn die Sonne endgültig untergegangen war, hatte es sich der Mond über dem Meer hinter der Promenade bequem gemacht. In seinem Licht warfen die grossen Pinien gleich neben der Terrasse einen leichten Schatten. Das war die Zeit für Koritschan, Witze und Geschichten am laufenden Band zu erzählen. Alle um ihn herum konnten sich vor Lachen nicht halten und baten ihn um Zugaben, die sie auch bekamen. Schliesslich waren sie sein einziges Publikum! Blanka und Rudolf erinnerten sich nicht mehr an die Geschichten, die der Unterhaltungskünstler ihnen damals erzählt hat. Ihnen sind aber einige seiner Witze im Gedächtnis geblieben, und insbesondere einer, bei dem ihnen das Lachen im Halse steckenblieb: Ein deutscher Jude wird von einem Gestapooftizier verhaftet. In seinem Büro erzählt der Offizier dem Juden: «Weisst du, ich habe ein Glasauge. Wenn du errätst, welches von den beiden es ist, dann lasse ich dich laufen.» Der Jude betrachtet sein Gegenüber und sagt dann: «Es ist Ihr rechtes Au-

ge, Herr Offizier!» Der Nazi antwortet verblüfft: «Richtig, Jude. Aber sag mir eins: Wie hast du das herausgefunden?» Der Jude erwidert: «Es sieht so menschlich aus.»

Ein wenig später bezogen die Koritschans eine geräumige Wohnung in einem Haus mitten in der Pineta. Aber auch da schauten sie noch fast jeden Abend vorbei. Bertha und Fritzi kochten abwechselnd, was ebenfalls zu manch entspanntem Abend beitrug. Später haben Rudolf und Blanka die Koritschans nicht wieder gesehen. Sie sind aber sicher, dass beide überlebt haben und in die USA oder nach Kanada ausgewandert sind.

Ja, es war eine gute Zeit. Sie hätte ruhig noch länger dauern können. Aber sie tat es nicht. Wieder einmal sollte sich alles ändern – rasch und dramatisch.

1943 (nach dem Sturz Mussolinis)

Deutschland

Im Oktober rechtfertigt Himmler in seiner berüchtigten «Posener Geheimrede» vor der «SS-Elite» die Vernichtung der Juden. Die deutschen Streitkräfte auf der Halbinsel Krim werden im November eingekesselt. Die Rote Armee befreit Kiev).

Im Dezember wird die Wehrmacht auf das Westufer des Dnjepr zurückgedrängt.

Italien

Trotz aller Treueschwüre von italienischer Seite rücken deutsche Truppen ins Land ein. Im August ergibt sich Sizilien den Alliierten.

In den ersten Septembertagen landen amerikanische Verbände in Kalabrien auf dem italienischen Festland. Feldmarschall Badoglio schliesst mit ihnen am 8. September einen Waffenstillstand, woraufhin die Wehrmacht sofort mit der Invasion Italiens und der Entwaff-

nung der bislang verbündeten Soldaten beginnt. Die Regierung Badoglio und die Königsfamilie weichen nach Brindisi aus, das kurz darauf von den Alliierten besetzt wird.

Am 12. September wird Mussolini durch eine Spezialeinheit der Waffen-SS befreit. Er wird nach Wien gebracht. Zehn Tage später ruft er seine eigene Republik für den Norden und die Mitte des Landes unter dem Namen «Soziale Italienische Republik» aus. Salo am Gardasee wird zur Hauptstadt bestimmt.

Gegen Ende des Monats werden Korsika und Sardinien durch alliierte Truppen befreit, Neapel wird im Oktober eingenommen, Pescara im Dezember. Die Regierung Badoglio erklärt Deutschland den Krieg.

Jugoslawien

Partisanen greifen im Oktober Triest an und treiben die Wehrmacht ins Stadtzentrum zurück. Andere Einheiten beziehen Stellungen, die nur 40 Kilometer von Belgrad entfernt sind. Weitere Partisanenverbände dringen in die Vororte von Zagreb ein, von wo sie aber wieder vertrieben werden.

Im Dezember wird eine vorläufige Zivilverwaltung unter J. Ribar gebildet. Tito wird zum Vorsitzenden des Nationalen Verteidigungsausschusses ernannt.

Das jüdische Volk

Im August beginnen Häftlinge in Auschwitz-Birkenau einen Aufstand und zerstören die Vernichtungsmaschinerie nahezu vollständig. Bei einem ähnlichen Aufstand in Sobibor werden alle überlebenden Häftlinge von den Wachmannschaften getötet.

Das Ghetto von Wilna wird im September «liquidiert». Der dänischen Widerstandsbewegung gelingt es, die grosse Mehrzahl der noch im Lande befindlichen Juden zu retten, indem sie heimliche See Transporte ins nahe Schweden organisiert.

Im Oktober werden die ersten Juden aus Rom nach Auschwitz de-

portiert. Systematische Verschleppungen werden auch in Triest, Genua, Florenz, Mailand und anderen italienischen Städten durchgeführt.

WOCHEN DER UNSICHERHEIT

Die Nachricht von der Verhaftung Mussolinis und der Regierungsübernahme durch Marschall Badoglio verbreitete sich in Windeseile. Die Stimmung in Lido di Camaiore und an der Küste war sehr seltsam. An jenem Tag herrschte in den Strassen eine unwirkliche Ruhe, und die Cafés waren wie ausgestorben. Die Matrosen und ihre Offiziere blieben in ihren Kasernen oder an Bord ihrer Schiffe. Keiner wusste, was als Nächstes geschehen würde. Mussolini war gestürzt worden. Mit Ausnahme einer Handvoll Fanatiker bedauerte niemand seine Absetzung. Aber was würden der König und Badoglio jetzt tun? Würden sie den sinnlosen Krieg fortsetzen oder versuchen, einen Separatfrieden abzuschliessen? Und falls sie das taten, wie würden die Deutschen reagieren? Würde Hitler die Niederlage eingestehen, oder würde er seinen Truppen den Befehl geben zu intervenieren?

Am selben Abend diskutierte Rudolf den Stand der Dinge mit Signor Natalucci. Rudolf war optimistisch gestimmt. «Sie werden sehen, Natalucci», meinte er lachend, «jetzt wird alles besser werden! Vittorio Emanuele und Badoglio sind vernünftige Leute. Die wissen verdammt genau, dass dieser Krieg verloren ist. Und sie werden nicht zulassen, dass Italien in das verbrecherische System der Nazis einbezogen wird. Es wird Frieden geben, und ich werde meine Familie nach Hause zurückbringen können.»

Nun, das war Wunschdenken oder zumindest sehr voreilig. Er lag ja nicht ganz falsch. Aber es sollte noch eine lange und schreckliche Zeit ins Land gehen, bevor sich seine Träume erfüllten.

Natalucci sah die plötzliche Wendung der Dinge sehr viel skeptischer. Er kannte seine Landsleute und ihre sprichwörtliche Entscheidungsschwäche. Und er war sich auch ganz sicher, dass die Deutschen reagieren mussten. «Wir dürfen nicht vergessen», merkte er an, «dass es in den Häfen rings umher auch deutsche Kriegsschiffe gibt. Glaubst du wirklich, dass die so mir nichts dir nichts verschwinden werden?»

Es gab jedoch einen Punkt, in dem die beiden Männer völlig übereinstimmten. Es war höchste Zeit, dass der «Duce» seine Macht verloren hatte!

«Gott sei Dank werden jetzt die verfluchten Schwarzhemden aus ihren Büros verschwinden», rief Natalucci aus. «Die haben mich gefeuert. Und nun sind sie selber weg vom Fenster. Morgen werden wir einmal der Questura einen Besuch abstatten!»

Am nächsten Tag radelten Natalucci und Rudolf nach Viareggio und suchten das Polizeikommissariat auf. Das Büro des leitenden Beamten dort sah eher wie eine Kapitänskajüte aus, was für eine Stadt am Meer vielleicht auch kein Wunder war. Alles Mögliche war aus blank geputztem Messing: die Lampenfüsse, die Aschenbecher, das Schreibgerät auf dem Tisch, die Bilderrahmen und eine grosse Vase in der Raumecke. Ein dem Pensionsalter naher Polizeibeamter sass hinter einem der Schreibtische. Er war der Einzige, der anwesend war. Ein typischer Faschist, dachte Rudolf bei sich, während er ihn beobachtete. Der Offizier trug ein schwarzes Hemd, eine schwarze Blousonjacke, schwarze Reithosen steckten in ebenso schwarzen Stiefeln, und ein schwarzer Lederriemen zog sich von seiner rechten Schulter bis zu seiner linken Hüfte. Sein Balbobart war genauso schwarz wie sein Haupthaar – eng gekämmt und reichlich geölt.

Die einzige andere Farbe, die man an diesem Mann bemerken konnte, war das Gold einer faschistischen Verdienstmedaille, die er an seiner linken Brusttasche trug, genau über seinem Herzen.

Der Beamte schob Akten hin und her, als Natalucci ihn begrüßte: «Na, Nardino, wie geht es denn heute so?» Der Triumph und Sarkasmus in seiner Stimme waren kaum zu überhören. Der Angesprochene schaute kaum von den Dokumenten auf und sagte gar nichts. Er nahm einen Brieföffner und versuchte, sich damit die Fingernägel zu säubern. Er schwieg noch immer. Als er sich aber eine Zigarette anzündete, zitterte seine Hand. Und dann entdeckte Natalucci, dass das Foto Mussolinis noch immer die Wand des Büros zierte. Jetzt wurde er wirklich ärgerlich. «Ja, weisst du denn nicht, Nardino, dass die Zeiten sich geändert haben?», brüllte er. Und dann riss er das Bild herunter, zerbrach den Rahmen und zerrupfte das Foto in kleine Schnipsel. «So wird es deinem geliebten Duce und seiner kriminellen Clique auch ergehen», sagte er.

Signor Nardino nahm die Zigarette aus dem Mund und betrachtete aufmerksam die glühende Asche. In dieser Geste bestand sein gesamter Protest. Er kannte natürlich Nataluccis Geschichte ganz genau und dachte nicht im Traum daran, es auf eine Auseinandersetzung ankommen zu lassen. Er sah auch nicht gerade wie ein Streithammel aus. Rudolf und Natalucci verliessen das Haus, und der Italiener spuckte zum Abschied auf die Faschistenfahne, die immer noch über der Eingangstür wehte.

Während der nächsten Tage war eine interessante Veränderung zu beobachten. All ihre italienischen Kontakte wurden noch freundlicher, als sie es schon gewesen waren. Einige von ihnen mussten wohl die wirkliche Identität ihrer Gäste vermutet haben. Und sie waren sich sicher, dass die Regierung Badoglio mit der anti-jüdischen Politik der Faschisten aufräumen würde, so lax diese Politik auch immer gewesen sein mochte. Wenn sie genug

Geld zum Ausgeben gehabt hätten, wäre es für die Selingers, für Rudolf und die Koritchans von nun an ein wirklicher Sommerurlaub gewesen. Sie diskutierten untereinander, wie man auf die neueste Entwicklung reagieren sollte. Sollten sie die Küste verlassen und nach Mailand zurückkehren?

Am Ende aber beschlossen sie zu bleiben, wo sie waren. Solange sich Italien formal noch im Kriegszustand befand, wäre es in der Stadt zu gefährlich. Und eine Rückkehr nach Zagreb war sowieso ausgeschlossen, denn dort herrschte noch immer die Ustasha. Sie mussten einfach abwarten, wie sich die Lage weiter entwickeln würde.

Während dieser eigenartigen Wochen blieb es in Lido di Ca-maio-re absolut friedlich, trotz all des Militärs in der Umgebung. Das Langwellenprogramm des italienischen Rundfunks funktionierte nicht gut, weshalb die BBC ihre wichtigste Informationsquelle blieb. Das wiederum bedeutete, dass sie über die Entwicklungen in anderen Teilen Italiens nicht ausreichend unterrichtet waren. Sie wussten nicht, dass sich die Lebensumstände für die Juden in Italien spürbar verbessert hatten und Lager wie die in Ferramonti di Tarsia allmählich aufgelöst wurden.

Eine sehr wichtige Neuigkeit aber hatten sie mitbekommen: Die Kriegsgefangenen in italienischen Lagern sollten in Kürze freigelassen werden. Das war eine wunderbare Neuigkeit für die Selingers, ganz besonders für Zhenka. Sie bedeutete, dass ihr Mann Mirko schon bald wieder zur Familie stossen würde! Über das Internationale Rote Kreuz hatte über all die Zeit ein Minimum an Kontakt zwischen den Gefangenen und ihren Familien bestanden. Die Selingers konnten weiterhin Briefe schreiben, auch an Zhivko in seinem deutschen Kriegsgefangenenlager. Und jetzt ging Blanka zum ersten Mal auch ganz offen zum Postamt und schickte zwei Päckchen los. Es gab nach ihrer Auffassung keinen zwingenden Grund mehr, ihre Anschrift zu verbergen. Fünf Kilogramm – das war das zulässige Höchstgewicht pro Sendung. Aber

damit kann man eine Menge wichtiger Sachen und noch mehr Liebe und Hoffnung auf den Weg bringen! Ende August wurden sie darüber unterrichtet, dass Zhivko aus Osnabrück in Deutschland in ein norditalienisches Kriegsgefangenenlager verlegt worden war. Wunderbar – so konnte er auch zurückkehren! Über die ganz erstaunlichen Umstände dieser Verlegung sollten sie bald mehr erfahren.

In der Zwischenzeit hatten Rudolf und Blanka beschlossen, Rudolfs Eltern in Arezzo zu besuchen. Sie hatten sich seit vielen Monaten nicht mehr gesehen, und als Ehepaar hatten sie sich den beiden überhaupt noch nicht vorgestellt. Diese Reise stellte sich rasch als abenteuerlich und gefährlich heraus.

Auf dem Weg nach Florenz griffen am helllichten Tag britische Tiefflieger den Zug an – am Ufer des Arno bei Empoli. Badoglio hatte seinen Waffenstillstand noch nicht abgeschlossen, und so herrschte weiterhin Kriegszustand. Es gab immer noch keine nennenswerte italienische Luftabwehr, und die Soldaten, die den Zug bewachten, waren mit ihren überalterten Maschinengewehren völlig hilflos. Jedermann musste aus dem Abteil springen und Deckung suchen. «Schnell, unter den Waggon!», schrie Rudolf und half Blanka auf die Geleise. Blanka parierte. Sie legten sich flach auf den Bauch und bargen die Köpfe in ihren Armen. Um sie herum brach die Hölle los: der schrille Lärm der niedrig fliegenden Maschinen, Feuerstöße, Herumgebrülle, sinnlose Anordnungen und die Hilferufe der Verletzten. Und schliesslich, ganz plötzlich, drehten die Jagdflugzeuge ab, um zu ihren Heimatflughäfen zurückzukehren. Rudolf schaute vorsichtig unter dem Waggon hervor und sah sie nur noch als schwarze Punkte im blauen Sommerhimmel. Dann waren sie ganz verschwunden. Nur das Stöhnen der Verletzten unterbrach die Stille. Was für eine verrückte Situation, dachte er. Wir beide, Juden aus Zagreb,

kämpfen ums Überleben und sind völlig auf eurer Seite! Und dann kommt ihr, um uns umzubringen ...Und er glaubte, dass auch die meisten Italiener im Zug ganz ähnlich fühlten. Der Krieg ist nicht nur fürchterlich und sinnlos, er kann auch bizarr sein.

Einige Soldaten blieben bei den Verletzten und warteten auf die Ankunft der Krankenwagen. Der Zug, dessen Lokomotive glücklicherweise nicht getroffen worden war, setzte seine Fahrt so rasch wie möglich fort. Jagdflugzeuge lieben unbewegliche Ziele.

In Florenz mussten Blanka und Rudolf wieder den Zug wechseln. Sie hatten den Schock der letzten Stunden überwunden. Und da sie zwei Stunden totschlagen mussten, konnten sie den Bahnhof Santa Maria Novella verlassen. Nach einem Brötchen und einer Tasse Kaffee im Bahnhofsrestaurant überquerten sie die Straße, um die gleichnamige Kirche gleich gegenüber zu besuchen. Sie bewunderten die Fassade mit ihrem Marmorschmuck, die Ghirlandaiofresken und Masaccios «Dreifaltigkeit». In den Kreuzgängen des ehemaligen Klosters beeindruckten sie Paolo Uccellos Übungen in perspektivischer Malerei. Es wäre noch so viel zu sehen gewesen, aber dafür reichte die Zeit nicht. Sie versprachen sich, zurückzukommen, wenn die Umstände etwas weniger dramatisch wären.

Auf ihrem Weg nach Arezzo mussten sie noch einen Luftangriff überstehen. Der war jedoch nur sehr kurz und richtete weiter keinen Schaden an. Mit stundenlanger Verspätung trafen sie endlich in Arezzo ein, der Stadt Vasaris, Pietro Aretinos, des späten Giotto und von Rudolfs Eltern.

Cecilia, Mavro und Tante Ruzha lebten immer noch in derselben Pension, die sie nach ihrer Internierung zwei Jahre zuvor bezogen hatten. Nach einer emotionalen Begrüßung wurden Rudolf und Blanka gleich in das kleine Esszimmer geladen. Da das junge Paar

seine Ankunft per Telegramm angekündigt hatte, hatten die beiden Frauen zusammen mit der Hauswirtin ein «festliches Essen zu Ehren unserer Kinder» vorbereitet, wie Cecilia stolz verkündete.

Rudolf war verblüfft, als er auf dem Tisch eine Menorah bemerkte. Und dann erinnerte er sich: Es war ja Freitag, der Sabbat-Abend!

«Seid ihr auf eure alten Tage etwa fromm geworden?», forschte er.

Sein Vater umarmte ihn und lachte: «Das nicht gerade. Aber weil wir ja bei eurer katholischen Hochzeit nicht dabei sein konnten, dachten wir, dass ein wenig jüdische Atmosphäre nicht schaden könnte. Ein Freund hier aus Arezzo hat uns seine Menorah geliehen.»

Es folgte ein wunderschöner Abend mit gutem Essen, Glückwünschen und Trinksprüchen, an denen sich alle beteiligten, auch die anderen Gäste in der Pension. Als besondere Überraschung wurde ein «äthiopischer Kuchen» aufgetischt, eine grosse Schokoladentorte, die mit Früchten und einigen fremdartigen Federn geschmückt war. Als Blanka sich nach diesem interessanten Nachtisch erkundigte, erklärte ihr die Hauswirtin: «Bis zum Tod meines Mannes habe ich im grössten Hotel in Arezzo gearbeitet. Ab und zu helfe ich dort immer noch aus. Die wohlhabenden Familien und bis vor einigen Tagen auch die faschistischen Würdenträger gehen zum Abendessen und zu allen möglichen Festlichkeiten wie Geburtstagen oder Hochzeiten dorthin. Und in den letzten Jahren hat es immer ein grosses Fest gegeben, bei dem unser Sieg über Abessinien gefeiert wurde, weshalb dann «äthiopischer Kuchen» aufgetragen wurde – ein wahres Monster aus Schokolade. Der wurde mit Strausseneiern gebacken und mit Straussenfedern dekoriert. Seit wir aber aus Afrika rausgeflogen sind, gibt es keine Feier und auch keinen Kuchen mehr. Die Federn lagen in einer Schublade herum, und da habe ich sie mitgenommen.» Die Wirtin lachte, die Gäste lachten und irgendwer rief

dazwischen: «Auf Äthiopien!» Der Kuchen überlebte nicht lange.

Nach dem Essen sassen Blanka, Rudolf und die Kandels noch lange beisammen. Sie erzählten sich ausführlich, was in den letzten Monaten so alles passiert war, und da gab es ja viel zu erzählen. Sie schwärmten von der guten alten Zeit in Zagreb. Und sie träumten von einer gemeinsamen Zukunft, wenn der Schrecken und die Idiotie der gegenwärtigen Zeit einmal hinter ihnen liegen würden.

Ursprünglich wollten Rudolf und Blanka schon am nächsten Morgen wieder zurückfahren. Aber die Eltern bestürmten sie, wenigstens einen Tag länger zu bleiben. «Wir wollen euch doch unsere Stadt zeigen!», baten sie.

Als sie das schöne Arezzo mit Mavro als unermüdlichem Führer besichtigten, wurde Rudolf den Eindruck nicht los, dass seine Eltern sich dort wie zu Hause fühlten. Sie bewegten sich völlig normal, schienen viele Leute zu kennen und waren auch mit den Cafés wohl vertraut.

«Wie ihr sehen könnt, geht es uns hier im ‚Arrest‘ gar nicht schlecht», scherzte Mavro. «Wenn wir nur wüssten, wie es jetzt weitergeht. Man will schon vorgestern einige deutsche Soldaten gesehen haben. Wollen wir hoffen, dass alles unter Kontrolle bleibt.»

«Mavro, heute wollen wir aber nicht über unsere Sorgen reden», ermahnte ihn Cecilia. «Wir haben doch nur so wenig Zeit füreinander.»

Es kann anstrengend sein, mittelalterliche toskanische Städte im Sommer zu erkunden. Sie suchten sich deshalb ein schattiges Plätzchen und entschlossen sich zu einem frühen Mittagessen. Vorsichtig versuchte Rudolf herauszubekommen, wie es um die finanzielle Lage seiner Eltern bestellt war. Obwohl die nicht gerade rosig zu sein schien, weigerte sich Mavro rundheraus, von seinem Sohn Geld anzunehmen. «Ich freue mich für dich, dass du

ein so gutes Geschäft gemacht hast», stellte er fest. «Aber du musst ja auch noch für die Selingers sorgen.»

Rudolf wartete einen geeigneteren Augenblick ab. Der kam nach der Siesta, als sie am kühleren Spätnachmittag in das Geschäftsviertel gingen. Als Mavro Blanka in eine alte Apotheke führte, war Rudolf mit seiner Mutter allein. Er steckte ihr einfach ein Bündel Geldscheine in die Jackentasche. Cecilia lächelte, küsste ihren Sohn und sagte nichts.

Die beiden verliessen Arezzo am nächsten Morgen nach einem ausgiebigen Frühstück. Sie erreichten Lido di Camaiole ohne jeden Zwischenfall.

DAS «REICH DES BÖSEN» SCHLÄGT ZURÜCK

Am 8. September berichtete der italienische Rundfunk über den Waffenstillstand, den Badoglio mit den Alliierten vereinbart hatte – offenbar mit der vollen Zustimmung seines Königs. Zunächst herrschte eine grosse Erleichterung vor. Eine irrationale Hoffnung beherrschte alle. Selbst Rudolf, von den Frauen oder Otto ganz zu schweigen, redete sich ein, dass dies das Ende des Krieges und ihrer persönlichen Wirren bedeutete. Die Deutschen würden sich zurückziehen, und die Alliierten würden einmarschieren. Doch sie hätten besser Signor Nataluccis nüchterne Betrachtungsweise geteilt. Innerhalb eines Tages machte die Erleichterung einem Gefühl des Schocks und der Angst Platz. Das «Hitlerreich» schlug zurück, schnell, brutal und tödlich! Rasch machte die Mitteilung die Runde, dass eine ganze Division der deutschen Wehrmacht in Lucca eingerückt war. Sie hatte die dortige Garnison der Italiener entwaffnet – wenn auch erst nach einigen Scharmützeln.

Und dann wurde ein starker Verband nach Viareggio und Lido di Camaiore in Marsch gesetzt. Die deutschen Truppen kamen, um den möglichen Widerstand loyaler italienischer Einheiten zu brechen, die eines Ausbildungszentrums für Matrosen ebenso eingeschlossen wie die der Offiziere in einer der beiden Marineakademien. Seltsamerweise beherbergte die andere Akademie Kadetten der deutschen Kriegsmarine, denen nun der Befehl erteilt wurde, ihren aus Lucca anrückenden Waffenbrüdern zu helfen.

Blanka und Rudolf sind diese dramatischen Stunden gut im Gedächtnis geblieben: «Wir waren mit dem Fahrrad von Lido di Camaiore nach Viareggio gefahren, wo sich das nächste grössere Postamt befand. Es lag in dem gleichen Gebäudekomplex, in dem sich auch die italienische Commandatura eingerichtet hatte, also das örtliche Militärzentrum. Wir wollten Bekannte anrufen, jüdische Emigranten, die im nahegelegenen Bagni di Lucca sassen. Jeder wollte eben wissen, wo die Deutschen waren und was sie taten. Bevor wir eine freie Telefonleitung bekamen, hörten wir ein tiefes Grummeln – zunächst noch in der Ferne, dann aber immer näher und lauter. Das war ganz entsetzlich! Ein Italiener rannte vorbei und rief ‚die Deutschen sind da!‘ Und dann kam es zu einer starken Detonation, begleitet von einem ohrenbetäubenden Krach. Das Gebäude wurde in seinen Grundfesten durchgeschüttelt. Die Fenster klirrten, und gleich darauf war alles um uns herum in Staub gehüllt. Wir haben uns sofort auf den Boden geworfen. Das war fast so schlimm wie bei den Bombenangriffen in Mailand. Das Geschoss eines deutschen Panzers hatte die Commandatura getroffen. Wir verliessen das Postamt, so schnell wir konnten. Die italienischen Wachen vor dem Gebäudekomplex hatten sich bereits in die Büsche geschlagen.

Zwei oder drei Panzer kamen in vollem Tempo vorbeigerast. Offenbar steuerten sie den Hafen an. Und dann sahen wir die er-

sten deutschen Soldaten im Kampfanzug mit den Maschinenpistolen im Anschlag. Dieser Anblick liess uns erschauern. Wir schnappten uns die Fahrräder und radelten so rasch wie möglich nach Lido di Camaiore zurück.»

Ja – die Deutschen waren gekommen. Überall waren Soldaten, Panzer und Fahrzeuge. Die italienischen Truppen waren festgesetzt worden, ohne dass es zu einem einzigen Schusswechsel gekommen wäre. Lido di Camaiore war in der Hand des Feindes.

Die trügerische «Ferienzeit» an der toskanischen Küste endete abrupt. Rudolf und die Selingers wussten, dass sie wieder einmal verschwinden mussten. Ihre Tarnung, auch die wertvollen Papiere, waren nicht mehr viel wert. Mit diesen Dokumenten konnte man die Italiener täuschen – aber die Deutschen? Die waren aus einem anderen Holz geschnitzt...

Da es keine Möglichkeit gab, so kurzfristig Kontakt mit «Rotter & Melamet» aufzunehmen, war Natalucci der Einzige, der ihnen weiterhelfen konnte. Obwohl er selbst in Gefahr war, stieg dieser mutige Mann in einen Bus und fuhr in die nahegelegenen Hügel.

Als er zurückkam, lächelte er und sagte: «Hier habt ihr eine Anschrift in einem Ort mit dem Namen Vado. Da kenne ich einen Bauern. Er ist bereit, euch für kurze Zeit aufzunehmen, vielleicht sogar für ein paar Wochen.»

Sie beschlossen, noch einige Tage in Lido di Camaiore zu bleiben. Dann aber mussten sie wieder auf Wanderschaft gehen. Und diesmal würden sie sich richtiggehend verstecken müssen.

INS VERSTECK

EINE WUNDERBARE ÜBERRASCHUNG

Drei Tage später sassen alle auf der Terrasse und genossen einen ihrer letzten Tage an der Küste. Vor allzu neugierigen Blicken hatten sie sich mit einem der Windschirme geschützt, die die Italiener gerne am Strand nutzen. Nach einer Weile stand Bertha auf und schaute vorsichtig auf die Promenade hinunter, wo ihr ein Mann in einer zerschissenen Uniform aufgefallen war. Offenbar fragte er bei einigen Leuten, die auf den Parkbänken sassen, nach einer Adresse.

Bertha stutzte, schaute genauer hin, und schrie laut auf: «Da ist Mirko!»

Die anderen schauten sie an und verstummten. Zhenka erblasste und fing an zu zittern. Sie eilte zum Terrassengeländer, blickte auf die Promenade und rief laut: «Mirko! Mirko! Wir sind hier!»

Der Mann schaute auf, blieb stehen und winkte. Und dann rannte er, so schnell er konnte. Das tat auch Zhenka. Sie trafen sich in der Tür, umarmten sich lange und innig, weinten, weinten und lachten. Mirko war zurückgekehrt!

Auf der Terrasse ging es mit den Umarmungen weiter. Alle waren ausser sich vor Freude. Als sich die erste Erregung gelegt hatte, wurde Mirko von allen Seiten mit Fragen überschüttet.

«Nun gebt mir doch erst einmal etwas zu trinken», grinste er. Zhenka eilte in die Küche und kam mit einem grossen Glas Wein, einem Krug Wasser und ein wenig Obst zurück. Und dann erzählte Mirko seine Geschichte. Die war kaum zu glauben, aber wahr.

Wie fast alle anderen Kriegsgefangenen war er eine Woche zu-

vor aus seinem Lager in Norditalien entlassen worden. Er hatte nur ein Ziel vor Augen: so rasch wie möglich zurück zur Familie! Er hatte einen Zug nach Bologna erwischt. Von dort wollte er dann weiter nach Florenz, Lucca und Viareggio. Als er aber auf dem Bahnsteig in Bologna auf seine Verbindung wartete, hörte er von einigen Italienern, dass die Deutschen in Italien einmarschiert seien. Sein Zug nach Florenz wurde gestrichen. Da der nächste erst vier Stunden später ging, beschloss Mirko zu warten. Er döste auf einer Bank vor sich hin, als er durch laute Befehle am Nachbargleis aufgeschreckt wurde. Er öffnete die Augen. Zu seiner totalen Verblüffung sah er eine Gruppe von Soldaten in der Uniform der deutschen Militärpolizei, die das Gleis abriegelte. Kurz darauf fuhr ein langer Zug in den Bahnhof ein. Er brachte Hunderte von Wehrmachtssoldaten, die sich auf dem Bahnsteig sammelten und eine Marschformation bildeten. Und dann marschierten sie in die Stadt. Die Deutschen waren wirklich sehr schnell gekommen! Mirko wusste, dass er die Eisenbahn für seine Reise nicht mehr benutzen konnte. Die Militärpolizei würde strikt kontrollieren. Den Italienern war es ziemlich egal gewesen, ob er Jude war oder nicht. Aber was würde passieren, wenn die Deutschen das herausfanden?

Er verliess den Bahnhof, nahm eine Strassenbahn in die westlichen Vororte und machte sich zu Fuss auf den Weg. Jeden Tag wanderte er viele Stunden, nur ab und zu erwischte er für ein kurzes Stück ein Pferdefuhrwerk oder einen Lastwagen. Als er schliesslich bis Lucca geschafft hatte, war er so hundemüde, dass er es riskierte und mit seinem letzten Geld einen Fahrschein nach Viareggio löste. Was dann passierte, hätte niemand erfinden können!

Die Soldaten der deutschen Bahnhofskommandantur führten eine Kontrolle durch, wobei ihnen Mirkos Militärkleidung auffiel. «Wer sind Sie, wo kommen Sie her, und wo wollen Sie hin?», fragte ihn der kommandierende Unteroffizier.

Mirko antwortete in seinem gebrochenen Deutsch, aber mit fester Stimme: «Ich bin ein früherer jugoslawischer Soldat. Die Behörden haben mich aus meinem Gefangenenlager in Norditalien entlassen. Ich suche meine Familie. Das wird schwierig sein, denn sie sind Juden wie ich. Sie leben irgendwo in der Gegend von Viareggio.»

Der deutsche Offizier betrachtete ihn und hielt verblüfft den Atem an. Dann fragte er Mirko: «Weisst du eigentlich, was du mir da gerade erzählt hast, Jude?»

Mirko nickte. Es war ihm immer noch nicht klar geworden, was für einen kapitalen Fehler er da eben gemacht hatte.

Der Offizier sah ihn noch einmal an – und dann brüllte er vor Lachen los. «Also wirklich», japste er, «du bist der grösste Idiot, der mir in meinem Leben jemals vorgekommen ist! Da kommt ein Jude und erzählt mir in aller Offenheit seine Geschichte! Jetzt will ich dir mal was sagen: Renn so schnell du kannst zu deinem Zug nach Viareggio! Wenn du das nicht tust, muss ich dich verhaften und eine Suche nach deiner Familie einleiten.» Der Offizier drehte sich kopfschüttelnd um.

Die Patrouille zog weiter und amüsierte sich noch immer über das, was da eben geschehen war. Und ganz plötzlich dämmerte es Mirko. Das war wirklich schwachsinnig gewesen! Er lief zum letzten Waggon, versteckte sich in der hintersten Ecke eines leeren Abteils und zitterte vor Angst. Gott sei Dank – die Deutschen kamen nicht zurück, und er erreichte Viareggio.

Die Selingers und Rudolf wollten das alles zunächst nicht glauben. Er musste diese verrückte Geschichte immer wieder erzählen. Und dann wich die Spannung der Erleichterung. Alles lachte laut. Eine Flasche Wein wurde entkorkt, und der «jüdische jugoslawische Soldat» wurde mit einem herzlichen «Lechaim!» willkommen geheissen. Zhenka und Mirko bezogen die Zimmer unter dem Dach, wo die Koritschans gewohnt hatten.

Am nächsten Tag nahm Rudolf seinen Onkel mit in die Stadt und besorgte ihm erst einmal Zivilkleidung. Das konnte der Neuankömmling nicht allein bewerkstelligen, denn seine Sprachkenntnisse waren alles andere als gut, obwohl er doch mehr als zwei Jahre in einem italienischen Gefangenenlager verbracht hatte.

Ihr letzter Abend in Lido di Camaiore war herangerückt. Er hatte noch einmal einen herrlichen Sonnenuntergang mit sich gebracht. Sie betrachteten ihn vom Zimmerfenster aus, denn es war zu gefährlich geworden, auf der Terrasse zu sitzen. Als es dunkel geworden war, schaute Signor Natalucci noch einmal vorbei. Er war auf einen Abschiedsschluck gekommen. Die Stimmung war melancholisch und traurig. Und in der Tat: Sie sollten den Italiener nie wieder sehen. Als Rudolf und Blanka Lido di Camaiore später noch einmal besuchten, fanden sie das Haus in einem völlig vernachlässigten Zustand vor. Als sie bei einigen Nachbarn nach der Familie Natalucci nachfragten, erfuhren sie, dass sowohl ihr Freund von damals als auch seine Frau wenige Jahre zuvor gestorben waren. Ihr Haus sollte versteigert werden, ein reicher Mailänder wollte dort ein modernes Hotel bauen.

INTERMEZZO IN VADO UND NOCH EINE ÜBERRASCHUNG

Sie packten also wieder einmal und verliessen Lido di Camaiore am nächsten Morgen. Als Vorsichtsmaßnahme hatte sich die Gruppe geteilt. Rudolf und Blanka würden sich um Bertha kümmern, Zhenka und Mirko passten auf Otto auf. Die Sonne hatte

sich hinter grauen Wolken versteckt und ein böiger Wind hatte Regen gebracht. Ein letzter, nachdenklicher Blick auf das Mittelmeer, und dann nahmen sie verschiedene Busse – die einen am Morgen und die anderen am späteren Nachmittag. Ihr neuer Gastgeber war durch Frau Natalucci entsprechend informiert worden.

Die Busse brachten sie nach Vado, das Dorf, das ihr italienischer Freund für sie ausgesucht hatte. Vado war etwa sechs Kilometer östlich von Lido di Camaiore gelegen. Das Dorf lag anheimelnd in den grünen Hügeln am Fusse der Apuanischen Alpen. Es gab eine lange, gewundene Dorfstrasse mit ein paar Läden, die Kirche, ein kleines Rathaus und einige stattliche Häuser rund um den Hauptplatz. Um das Dorf verstreut lagen Bauernhöfe inmitten von Feldern und Gärten. «Ihr» Bauer holte sie an der Bushaltestelle ab und brachte sie zu seinem Hof, der vom Dorf nicht zu weit entfernt war, aber auch nicht zu sehr in dessen Nähe lag. Sie hatten eine nächste vorläufige Bleibe gefunden.

Vado war natürlich nur ein schwacher Abglanz dessen, was sie in Lido di Camaiore und an der Küste vorgefunden hatten. Der Bauer, Tonio Bucchi, war klein, schlank, braun gebrannt und schweigsam. Er hatte sein ganzes Leben lang hart gearbeitet, wie nicht nur seine schwieligen Hände verrieten. Seine grauen Augen schienen immer auf Beobachtung zu sein, aber sein Lächeln war freundlich, und der ganze Mann verströmte ruhige Gelassenheit. Seine Frau Maria war eine richtige italienische «Mamma» – komplett mit Schürze, einem schwarzen Kleid, fröhlichem Wesen und einem grossen Herzen. Sie brachten ihre Gäste unter, so gut es eben ging. Haus und Nebengebäude verfügten nur über den allernotwendigsten Komfort. Es gab selbstverständlich weder Heizung noch Warmwasser; aber in der Küche war ein grosser Herd, viel Brennholz und eine ganze Batterie von Kesseln. Es gab keine Matratzen, aber es gab Strohsäcke und dicke Woldecken.

Elektrisches Licht war nur im Wohnzimmer der Bucchis zu finden, in den anderen Räumen musste man sich mit Petroleumlampen behelfen. Unglücklicherweise gab es auch keine Bücher, sondern lediglich den Kalender des regionalen Bauernverbandes. Der zeigte Botticellis berühmte «Venus» in einer eher armseligen Reproduktion. Dennoch – ihre unübertroffene Schönheit war da – und damit die Erinnerung an einen grossen Maler. Blanka wurde jedes Mal ans Meer erinnert, wenn sie dieses Bild betrachtete. Zu ihrer grossen Erleichterung wollten die Bucchis nicht allzu viel Geld von ihnen haben. Der Bauer nickte jedoch dankbar, als die Männer ihm anboten, bei der Ernte zu helfen. Seine beiden Söhne dienten in der Armee «irgendwo da oben bei Venedig», und er konnte Hilfe gut gebrauchen.

Rudolf, Mirko und Otto liebten das Land auf Anhieb, die Felder, einen kleinen Weinberg und vor allem die Tiere. Und ein wenig körperliche Anstrengung würde ihnen nur gut tun! Wenn sie nach getaner Arbeit zurückkehrten, waren sie hungrig wie die Wölfe. Vor allem Otto konnte Unmengen verschlingen. Mit seinen 14 Jahren hatte er sich zu einem ansehnlichen jungen Mann entwickelt. Zu Rudolfs Begeisterung stand sogar ein altes Pferd im Stall. So konnte er ein wenig reiten, wenn auch nur auf dem Hofgelände.

Zu den Leuten im Dorf gab es praktisch keinen Kontakt. Es sollte alles vermieden werden, was Verdacht hätte erregen können, selbst wenn das bedeutete, auf den Espresso oder einen Drink in der örtlichen Bar zu verzichten. Für so einen kleinen Ort war die Gruppe einfach zu gross. Gott sei Dank gab es in Vado keine Carabinieri und auch keine Soldaten. Was sie während ihrer ersten Tage dort oben am meisten vermissten, waren irgendwelche Informationsoder Kommunikationsmöglichkeiten. Der Bauer hatte zwar ein Radio – deshalb hatte er sich auch einen Stromanschluss legen lassen – sie wagten jedoch nicht, ihn zu fragen, ob er sie die BBC hören lassen würde.

Schon nach wenigen Abenden lud sie Maria zu einem gewaltigen Pasta-Essen ein. Eine grosse Platte mit frischen Tomaten und einer Menge Wild kam dazu. Signor Bucchi teilte die italienische Leidenschaft fürs Jagen, und davon wollte er selbst in Kriegszeiten nicht lassen. September war der Beginn der Jagdsaison, und er genoss jeden Tag. Er hatte Glück gehabt und drei grosse Hasen geschossen.

Während des Essens fragte er seine Gäste zu deren grosser Überraschung: «Wollt ihr wissen, was wirklich draussen in der Welt vorgeht?» Dann drehte er sein Radio an und stellte es auf das englischsprachige Programm der BBC ein. Kurz darauf verkündeten die wohl vertrauten Kesselpauken die Nachrichtensendung. Tonio bot ihnen an, ihn während dieser Zeit im Wohnzimmer zu besuchen, so oft sie wollten. Auf diese Weise erfuhren sie, dass die alliierten Truppen in Italien auf dem Vormarsch waren, wenn es auch schrecklich langsam ging. Die Frontlinie lag immer noch weit im Süden, irgendwo zwischen Neapel im Westen und Foggia an der unteren Adriaküste.

Zwei Tage später griff sich Otto sein Fahrrad aus dem Stall. Er hatte es auf dem Gepäckständer des Busses nach Vado mitgebracht. Es war Nachmittag, und er war mit seiner Feldarbeit fertig.

«Wo willst du denn hin?», fragte ihn seine Mutter besorgt.

«Ich fahre nach Lido di Camaiore in unser altes Haus», erwiderte er. «Über eine Woche habe ich weder gebadet noch geduscht. Ich bin verschwitzt und fühle mich grässlich. Runter in die Stadt sind es nur zwanzig Minuten mit dem Rad.»

Bertha fühlte sich alles andere als wohl. Irgendwie hatte der Bengel die Schlüssel zu dem Haus an sich gebracht, die sie aus unerfindlichen Gründen bei sich behalten hatten. Sie protestierte und wies auf die Gefahren hin, denen er sich da aussetzte, aber Otto lachte nur und radelte einfach davon. Mirko und Rudolf wa-

ren noch auf einem der Felder, zu weit entfernt, als dass sie ihn hätten zurückhalten können.

Als Otto ein paar Stunden später zurückkam, sass die ganze Familie vor dem Bauernhaus und wartete ängstlich auf ihn. Otto kam stolz wie Oskar – und er war nicht allein! Eine von zwei Pferden gezogene Kutsche näherte sich dem Eingangstor des Bauernhofs. Und in der Kutsche: Otto, zwei Männer und Ottos Fahrrad. Als die Männer ausstiegen, konnte Bertha nicht glauben, was sie sah: Einer von ihnen war ihr Mann! Zhivko war wieder da! Sie rang nach Luft und wischte sich die Augen, als würde sie aus einem Traum erwachen. Aber dann nahm sie sich zusammen und rannte zu der Kutsche. Und alle anderen taten das auch.

Bertha und Zhivko umarmten sich mit Tränen in den Augen. Der Rest der Familie stand in Respekt vor diesem Augenblick schweigend dabei. Dann jedoch brach der Bann, es gab eine Menge Küsse und Umarmungen, bevor sie zum Haus zurückgingen. Otto unterbrach die gefühlsbeladene Stimmung und verkündete so lässig, wie er konnte: «Bitte, nicht zu viele Tränen! Rudolf, du bist unser Schatzmeister. Du musst erst einmal den Kutscher bezahlen!»

Und Rudolf tat genau das, ohne irgendeinen Kommentar, ohne irgendein Anzeichen von Protest. Er musste bei sich denken: Na, Otto wird aber schnell erwachsen! Und irgendwie war er stolz auf seinen Schwager.

Die erste Aufregung hatte sich gelegt, und sie setzten sich rund um den grossen Holztisch im Hof. Zhenka brachte frisches Wasser, Brot, hausgemachten Käse und Weintrauben. Jetzt war es an Zhivko, seine Geschichte zu erzählen, deren erste Hälfte sie ja mehr oder weniger kannten. Sein Reisegefährte hatte eine ruhige Ecke in einem der Ställe gefunden und war schlafen gegangen.

«Also – ihr erinnert euch noch daran, wie mich die Deutschen 1941 gefangenengenommen hatten», begann Zhivko seine Erzäh-

lung. «Sie bugsierten mich in einen Zug und brachten mich zu einem Offizierslager in der Nähe von Osnabrück.»

«Wo um Himmels willen ist das eigentlich?», wollte Otto wissen.

«Das ist in Niedersachsen, irgendwo zwischen dem Ruhrgebiet und Hannover. Gott sei Dank wurde dieses Lager von der Polizei und der Wehrmacht verwaltet und nicht von der SS oder einer anderen Nazi-Einheit.» Zhivko leerte sein Glas und fuhr fort: «Wir sind dort nicht gerade freundlich behandelt worden. Zwischen uns und den Wachmannschaften hat es eine Menge Feindseligkeit gegeben. Aber die Grundregeln der Genfer Konvention sind mehr oder weniger beachtet worden. Die Lagerverwaltung in Osnabrück wusste wahrscheinlich, dass ich ein Jude bin. Einer meiner jugoslawischen Mitgefangenen konnte ihnen das verraten haben. Ich weiss nicht, warum mich die Deutschen trotzdem genauso behandelt haben wie alle anderen auch. Vielleicht taten sie es, weil ich ein Offizier war und im Ersten Weltkrieg für die Österreicher gefochten hatte.»

Jeder am Tisch hörte gespannt zu. Nur Zhenka entschwand für einen kurzen Augenblick und kam dann mit einer grossen Rotweinflasche und Gläsern aus der Küche zurück. Sie füllte die Gläser, und alle tranken auf Zhivkos glückliche Rückkehr, bevor Blankas Vater seine Erzählung fortsetzte.

Während er in Osnabrück sass, hatte sich anderswo Erstaunliches ereignet. Viktor, Zhivkos Bruder, arbeitete nunmehr für die Firma Schenker von ihren Büros in der Schweiz aus. Die Schweizer hatten ihn mit erstklassigen Papieren versorgt, und er konnte sich überall frei bewegen, auch in Norditalien, wo er häufig in Geschäften unterwegs war. In Mailand verliebte er sich in eine junge Frau, die er jedes Mal besuchte, wenn er in der Stadt weilte. Diese Frau war die Privatsekretärin der Fürstin von Savoyen, ei-

nem Mitglied der italienischen Königsfamilie. Ausserdem amtierte die Fürstin als Präsidentin des Italienischen Roten Kreuzes.

Im Herbst 1942 fasste Viktor den Mut und bat seine Freundin um einen grossen Gefallen. Er erzählte die Geschichte seines Bruders und flehte sie an, für Zhivkos Überstellung nach Italien zu sorgen. Die Sekretärin willigte ein und trug die ganze Angelegenheit der Fürstin vor. Die war richtiggehend beeindruckt und wollte ihrer tüchtigen und loyalen Mitarbeiterin einen Gefallen tun. Sie informierte ihre Kollegen beim Deutschen Roten Kreuz und schlug vor, Zhivko in ein italienisches Gefangenenlager zu verlegen, weil er da etwas näher bei seiner Familie wäre. Erstaunlicherweise reagierten die deutschen Behörden positiv. Warum sie das taten, ist unbekannt geblieben. Sie liessen all seine Wäsche und die Uniform waschen und bügeln, händigten ihm seine persönlichen Habseligkeiten aus und setzten ihn in einen Zug Richtung Italien. Ein Feldwebel der Wehrmacht begleitete und bewachte ihn auf der Reise. An der deutschen Grenzstation auf dem Brennerpass wurde er den italienischen Behörden übergeben und in ein Kriegsgefangenenlager in die Nähe von Bergamo gebracht. Als früherer Offizier genoss er dort eine Art Vorzugsbehandlung und konnte regelmässigen Briefkontakt mit seiner Familie aufnehmen. So weit der erste, in sich schon ungewöhnliche Teil der Geschichte. Der zweite Teil aber war noch viel verrückter.

«Wie Mirko und so viele andere», fuhr Zhivko fort, «hat man mich während der kurzen Badoglio-Zeit freigesetzt, wenn auch erst in den letzten Tagen. Na ja, besser spät als gar nicht! Wie dem auch sei – nur zwei Tage nach meiner Entlassung begannen die Deutschen mit der Besetzung Nord- und Mittelitaliens. Ich hatte ja eure Anschrift und versuchte, nach Lido di Camaiore zu kommen. Das war aber sehr schwierig. Die Soldaten, die SS-Mörder und die Gestapo waren einfach überall. Und die hätten sich

nicht so korrekt benommen wie die Lagerverwaltung in Osnabrück.»

«Aber was ist eigentlich mit dem anderen Burschen, der da im Stall schläft?», warf Mirko neugierig ein.

«Das ist ein früherer jugoslawischer Soldat aus Slowenien, den die Italiener gefangengesetzt hatten. Ich habe ihn gebeten mitzukommen. Sein Italienisch ist ausgezeichnet – meins nicht. Und dann dachte ich, wir könnten uns auch sonst gegenseitig helfen.» Zhivko nahm sich ein wenig Brot und Käse. Er wischte sich den Mund mit dem Taschentuch ab und fuhr fort: «Wollt ihr wissen, wie wir an die Küste gekommen sind? Ich will es euch sagen – wir sind die ganze Strecke nach hier unten gelaufen! Wenn wir in der Nähe einer grösseren Stadt waren, haben wir uns tagsüber versteckt und sind nachts wieder aufgebrochen. Es mag ja schön sein, im Sternenschein zu wandern – aber nicht, wenn die Füsse wie verrückt brennen!» Das erinnerte ihn daran, dass er längst seine Schuhe hatte ausziehen wollen. Er tat es und erzählte dann den Rest des Abenteuers.

Von Zeit zu Zeit hatten sie glücklicherweise Unterschlupf bei Italienern gefunden. Dennoch – als sie endlich in Lido di Camaiore ankamen, waren sie völlig erschöpft. Sie erreichten das Haus, wussten aber nicht, dass die Selingers und Rudolf bereits nach Vado weitergezogen waren. Der Brief, mit dem Bertha ihm ihren Umzug angekündigt hatte, war natürlich nie bei ihm eingetroffen. Die beiden Männer klingelten, doch zunächst blieb alles still. Sie klingelten abermals, weil sie das Geräusch fliessenden Wassers durch ein offenes Fenster im ersten Stock hören konnten. Wieder keine Antwort. Sie klingelten ein drittes Mal. Und jetzt erschien ein junger Mann am Fenster, pitschnass. Das war Otto, der gerade seine Dusche nahm! Zhivko erkannte seinen Sohn sofort wieder, und als Otto fragte: «Wer ist denn da?», rief er: «Ich bin's, dein Vater!»

Otto schaute mit einem völlig unbeteiligten Gesicht herunter.

Er hatte Zhivko seit mehr als zwei Jahren nicht mehr gesehen. Für einen vierzehnjährigen Jungen ist das eine verdammt lange Zeit. Und sein Vater sah ganz anders aus als damals. Er war unrasiert, völlig abgerissen und hatte mindestens zehn Kilo Gewicht verloren. Dann aber erkannte auch der Sohn den Vater. Er brüllte: «Warte, ich komme!», zog sich eilends die Hose über, raste die Treppe hinunter, öffnete die Tür und fiel Zhivko in die Arme.

Wie man sich leicht vorstellen kann, wurde es jetzt mehr als lebendig am Tisch. Dieser Zufall war so unglaublich, dass er schon an ein Wunder grenzte! Auch Zhivko hatte das alles zuerst nicht begreifen können. So viel Glück konnte es doch gar nicht geben! Dann aber hatte er seinen Sohn gefragt: «Was ist denn mit den anderen? Wo stecken die denn?»

Otto erklärte: «Wir leben jetzt alle in einem Ort, der Vado heisst. Das ist in den Hügeln, aber gar nicht weit von hier. Es geht uns ganz gut, und Onkel Mirko ist auch bei uns. Vor Kurzem ist er aus seinem Gefangenenlager gekommen – genau wie du!»

Zhivko fühlte sich unendlich ausgelaugt. Deshalb schlug er vor: «Können wir denn nicht bis morgen hierbleiben? Mein Kamerad und ich brauchen dringend ein bisschen Ruhe. Wir können auf keinen Fall noch einen Marsch in euer Versteck hinauf machen. Das würden wir niemals schaffen.»

«Papa, das kommt überhaupt nicht infrage», erwiderte Otto trocken. «Dann würde Mama mich umbringen. Seit Wochen wartet sie nun schon auf dich. Übrigens: Wer hat denn von Marschieren gesprochen? Ihr braucht nicht zu Fuss zu gehen. Ich werde uns einen fahrbaren Untersatz besorgen.»

Er brachte die beiden Männer zu den Kutschen nahe des Rathauses. Dort bat er den erstbesten Kutscher, sie hinauf nach Vado zu bringen. Und als sein Vater fragte: «Aber hast du denn überhaupt Geld bei dir? Wir haben nämlich keins», lächelte Otto. «Das

ist doch überhaupt kein Problem. Rudolf wird das bezahlen. Der trägt genug Kleingeld mit sich herum.»

«Und so sind wir hier angekommen.» Zhivko stand auf. «Es tut mir furchtbar Leid, aber meine Batterie ist total leer. Bertha, gib mir bitte ein wenig Wasser. Ich muss mich erst einmal waschen. Und dann muss ich einfach schlafen – wenn möglich zehn Stunden lang.»

Blankas Eltern verliessen den Tisch. Zhenka räumte die Gläser und Teller beiseite, und dann gingen sie alle zu Bett.

In dieser Nacht konnte – mit Ausnahme von Zhivko – niemand so recht schlafen. Sie waren zu sehr aufgewühlt. Vado, Mirkos und Zhivkos Rückkehr – das war einfach zu viel. Aber alle fühlten sich angesichts der letzten Stunden absolut glücklich. Sie waren wieder beisammen! Was sonst zählte? Und zusammen wollten sie der Zukunft ins Auge sehen – was immer diese Zukunft bringen mochte.

Der junge Slowene verliess sie am nächsten Morgen. Er wollte in die von den alliierten Soldaten besetzte Zone gelangen und dann als Partisan nach Jugoslawien gehen.

WIEDER IN DIE BERGE

Im Spätherbst erliess Mussolinis Operettenstaat, die so genannte Italienische Soziale Republik, eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen gegen die Juden im Land. Am 30. November ordnete der Innenminister die Verhaftung und Internierung der Juden jedweder Nationalität und den Einzug ihres Vermögens an. Der Text dieser Verordnung wurde am 1. Dezember 1943 über die Zeitungen und das Radio überall verbreitet. In Verbindung mit diesen

Massnahmen wurden jede Menge Gerüchte verbreitet. Es hiess, dass Spezialeinheiten der SS Juden aufgreifen und verhaften würden, ohne die italienischen Behörden auch nur zu informieren. Dies war leider kein Gerücht, sondern eine schreckliche Tatsache. Eichmann hatte einen seiner wichtigsten Gehilfen, SS-Hauptsturmführer Theodor Dannecker, als seinen Sonderbeauftragten nach Italien geschickt. Der hatte den Befehl erhalten, die Todeschwadronen zu organisieren und zu leiten. Ein anderes Gerücht besagte, dass all denjenigen, die fremde Personen ohne einwandfreie Papiere beherbergten, schwere Bestrafungen drohten, die Todesstrafe nicht ausgeschlossen. Und aus dieser Ecke sollte sich ein grosses Problem ergeben.

Signor Bucchi hatte von diesen Gerüchten gehört, als er den Wochenmarkt in Viareggio besuchte. Als er nach Hause kam, rief er seine Gäste unverzüglich zusammen. Seine Stimme verriet Hast und Angst, als er ihnen bedeutete: «Liebe Freunde, das alles wird zu viel für uns. Die Gerüchte mögen ja falsch sein. Aber wer weiss das schon ganz genau? Es ist für meine Frau und mich eine Ehre gewesen, euch hier bei uns aufzunehmen. Aber unser Leben wollen wir dafür nun doch nicht aufs Spiel setzen!»

Zhivko antwortete für alle. «Gut, das können wir verstehen. Aber was schlägst du uns denn vor?»

«Das ist leider ganz einfach», gab der Bauer zurück. «Entweder präsentiert ihr mir narrensichere Papiere, oder ihr müsst den Hof innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden verlassen. Es tut mir wirklich Leid, aber wir möchten nicht in Schwierigkeiten kommen.»

Als die Gäste in ihre Räume zurückgekehrt waren, ergab sich wieder einmal eine erhitzte Diskussion. Das war wie in alten Zeiten in Zagreb! Wie sollten sie denn Hals über Kopf ein neues Versteck finden? Natalucci würde ihnen nicht noch einmal helfen können. War er als notorischer Antifaschist nicht auch so schon

in grosser Gefahr? Und «Rotter & Melamet» konnten sie hier aus Vado auch nicht so schnell erreichen. Sie mussten also Zeit gewinnen. Aber wie?

Am Ende wurde beschlossen, dass Blanka und Rudolf das Risiko auf sich nehmen und ins Polizeihauptquartier nach Viareggio gehen sollten. Sie sollten sich nach dem Wahrheitsgehalt all der Gerüchte erkundigen und, falls irgend möglich, eine Aufenthaltserlaubnis für Vado herausschlagen. Bertha legte eine ihrer beiden Diamantbroschen auf den Tisch – vielleicht würde das ja helfen, den zuständigen Offizier zu überzeugen.

Sie nahmen den Frühbus nach Viareggio. Es war eine kurze Fahrt von weniger als einer halben Stunde. Sie betraten das Polizeihauptquartier (das Rudolf von seinem letzten Besuch mit Natalucci ja noch in lebhafter Erinnerung hatte) und baten, vom Commandante empfangen zu werden.

Als sie in dessen Büro geführt wurden, stockte Rudolf der Atem. Wer sass da hinter dem pompösen Schreibtisch und inmitten all der Messing-Scheusslichkeiten? Commandante Nardino, derselbe Mann, den er mit Natalucci aufgesucht hatte! Und Benito Mussolini grüsste wieder von der Wand. Er schaute so bombastisch wie immer drein, aber Rudolf hatte das Gefühl, als würde er sie hinterhältig angrinsen. Ihnen rutschte das Herz in die Hose, und er griff nach der Hand seiner überraschten Frau. Jetzt war es so weit! Dieses Büro würden sie nicht mehr als freie Leute verlassen.

Wie bei Rudolf, so hatte es auch bei Nardino sofort geklickt. «Guten Morgen, meine lieben Freunde», begrüsst er sie mit einem breiten Lächeln und zog sein schwarzes Hemd glatt. «Was kann ich für Sie tun?» Und dann fügte er hinzu: «Ich sehe, dass Sie heute ohne Herrn Natalucci gekommen sind. Das nenne ich ein ausgesprochen kluges Vorgehen.»

Fieberhaft suchte Rudolf nach einer Lösung. Er fand sie, als er

Nardino in die Augen blickte. Dort entdeckte er einen Anflug von Panik, und die sah so aus, als sei sie nicht gerade neueren Datums. Irgendwie sah der Faschist verschreckt aus, und seine Augen erinnerten Rudolf an die des alten Pferdes, wenn Rudolf ihm den Sattel auflegen wollte. Und dann fiel ihm noch eine andere Merkwürdigkeit auf: Noch immer war Nardino schwarz gekleidet, vom Haar bis zu den Stiefeln. Aber er trug sein goldenes Faschistenabzeichen nicht mehr! Rudolf dachte: Dieser Mann weiss, dass er für eine verlorene Sache steht! Er weiss es und sucht wahrscheinlich nach irgendeiner Art von Rückversicherung. Am Ende könnten wir ihn in den Sack stecken! Er nahm all seinen Mut zusammen und setzte zu einer kleinen Rede an: «Signor Commandante, Sie wissen ja, dass meine Frau, meine gesamte Familie und auch ich Slowenen sind. Wir sind in Mailand ausgebombt worden und nach Lido di Camaiore gekommen, um hier Zuflucht zu finden. Mit der Rückkehr meines Schwiegervaters und meines Onkels aus dem italienischen Kriegsgefangenenlager sind unsere Schwierigkeiten noch grösser geworden. Was uns am meisten beunruhigt, ist das aggressive Vorgehen Ihrer deutschen Freunde. Die könnten uns für ich-weiss-nicht-wen halten und uns auf der Stelle verhaften. Das ist der Grund, warum wir nach Vado ins Versteck gegangen sind.»

Mit einem Winken seiner Hand bedeutete ihm der Commandante fortzufahren. Und das tat Rudolf – mit einer insgeheim zitternden Frau an seiner Seite: «Wir leben dort bei Bauern, die unsere guten Freunde geworden sind. Aber sie sind starr vor Schreck, seit sie diese Gerüchte gehört haben, denen zufolge all diejenigen, die Fremde ohne ausreichende Papiere beherbergen, mit der Todesstrafe bedroht werden. Ist an diesen Gerüchten etwas dran? Und wenn ja: Könnten Sie uns eine Aufenthaltsbescheinigung ausstellen, die uns erlauben würde, noch ein Weilchen in Vado zu bleiben? Sie können sich doch denken, dass wir Zeit brauchen, um irgendwo anders in Italien eine passende Blei-

be zu finden. Bitte lassen Sie uns bei Italienern bleiben. Wir haben absolut kein Vertrauen zu den Deutschen.»

Nardino fragte: «Sind Sie fertig?»

Als Rudolf nickte, richtete er sich hinter seinem grotesk pompösen Tisch auf und strich über seine grotesk pompöse Uniform. Dann verbarg er sein Gesicht in den Händen, um tiefes Nachdenken vor zu täuschen. Nach einer Weile hob er seine Augen und blickte Rudolf wieder an. Der dachte: Nein, das sind nicht die Augen eines erschreckten Pferdes. Das sind die Augen eines furchtsamen Kaninchens! Nardino sagte: «Was die Gesetzgebung angeht, die Sie eben erwähnt haben, so liegt mir noch keine genaue Information vor. Wie Sie habe ich darüber im Radio gehört, aber wir haben noch keine präzisen Anordnungen erhalten. Folglich kann ich all diese Gerüchte weder bestätigen noch dementieren.» Und dann fügte er mit einer Stimme hinzu, die mit tiefem Frust und grosser Erschöpfung gefüllt war: «Meine lieben Freunde, ich glaube genau zu wissen, wer Sie wirklich sind. Und wenn Sie Juden sind, dann haben Sie von mir nichts zu befürchten. Sehen Sie mich als einen einstmals überzeugten Faschisten, der jedes, aber auch jedes Vertrauen in Mussolini verloren hat. Mit antisemitischer Politik will ich nichts zu tun haben. Und die Deutschen sind auch nicht nach meinem Geschmack. Ich bin Faschist, aber ich bin auch Italiener!»

Commandante Nardino stand auf und ging zu einem Schrank, dem er einen Vordruck, einen Amtsstempel und einen Federhalter entnahm. Und dann stellte er eine Aufenthaltserlaubnis für die gesamte Familie aus. Sie galt für Vado und für einen Monat. Rudolf und Blanka bedankten sich bei ihm mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung. So würden sie zumindest ihren neunzehnten und seinen vierundzwanzigsten Geburtstag in vertrauter Umgebung feiern können. Ausserdem würde ihnen dieses Dokument ermöglichen, das nächste Versteck mit der notwendigen Sorgfalt auszu-

suchen. Und die Diamantbrosche – die hatten sie nicht einmal gebraucht! Bertha würde das ganz besonders freuen.

Tonio und Maria stimmten zu, sie noch für eine Weile zu beherbergen. Es stellte sich überdies heraus, dass sie weder von den Deutschen noch von irgendjemand anderem belästigt wurden.

Rudolf fuhr noch einmal nach Arezzo, um den nächsten Unterschlupf auszukundschaften und vorzubereiten. Er wollte nicht nur seine Eltern wiedersehen, er wollte auch näher bei ihnen sein als in der Vergangenheit. In Zeiten, die wohl deutlich schwieriger werden würden als die beiden vergangenen Jahre, würden sie vielleicht seine Hilfe benötigen. Ausserdem – und das war es, was er Blanka und ihrer Familie erzählte – würden die Berge bei Arezzo einen sicheren Platz für die Wintermonate abgeben. Warum sollten sie sich nicht dort verbergen, zumal sie die Küstengegend sowieso verlassen mussten?

Er erreichte Arezzo nach einer Reise, die noch komplizierter war als die vorherige. Diesmal gab es keine Luftangriffe, aber das italienische Eisenbahnnetz war an vielen Stellen zerstört, und die Reparaturarbeiten zogen sich endlos lange hin. Rudolf musste abwechselnd mit dem Zug und mit dem Bus fahren und viele Umwege in Kauf nehmen.

Seine Eltern und Tante Ruzha waren natürlich sehr froh, ihn wiederzusehen. Voller Freude hörten sie, dass Zhivko und Mirko wieder aufgetaucht waren. Am glücklichsten aber waren sie, als sie hörten, dass Rudolf und die Selingers in die Gegend von Arezzo kommen würden. Irgendwie würden sie alle zusammen sein – selbst wenn das nicht ganz wörtlich zu verstehen war. Ausserdem hatten auch sie wichtige Neuigkeiten zu berichten.

Nach Mussolinis «comeback» war Mavro mehrfach gewarnt

worden. Es gab jetzt eine ansehnliche deutsche Militäreinheit in der Stadt, und offenbar hatten hartgesottene Faschisten sowohl die Polizei als auch das Rathaus in der Via Sestania übernommen. Diese Leute würden ohne Zögern alle antijüdischen Massnahmen umsetzen, die sich die kranken Hirne in der Regierung Mussolinis ausgedacht hatten. Diese «Hundertzehnprozentigen» hatten in der Stadt nur wenige Anhänger. Sie hatten aber ihren eigenen schäbigen Kreuzzug begonnen. Eine Villa, die einem reichen jüdischen Kaufmann gehörte, war niedergebrannt worden. Jüdische Geschäfte waren mit Sprüchen wie «Negozio ebreo» – Judenladen – oder «Vietato agli ebrei ed ai cani» – Für Juden und Hunde untersagt – beschmiert worden. Und die gesamte Atmosphäre hatte sich ins Kalte und Abweisende gewendet. Deshalb hatten sie beschlossen, sich ein Versteck zu suchen und Arezzo zu verlassen. Sie hatten sich bereits nach einem passenden Platz umgesehen und eine kleine Wohnung in Poppi gefunden, im oberen Arnotal in der Nähe der Flussquelle. Da wollten sie in ein oder zwei Wochen hinziehen.

Tante Ruzha, die sich auf die Suche gemacht hatte, fügte hinzu: «Ich habe da auch ein ordentliches Bauernhaus weiter oben in den Bergen entdeckt, in einem Ort mit dem Namen Badia Prataglia. Das war für uns zu gross, und Mavro war es wegen seiner Herzprobleme auch zu hoch gelegen. Aber für euch würde das so richtig passend kommen!»

Rudolf war sich da nicht so sicher. Noch ein Winter auf dem Bauernhof? Oben in Villa d'Ogna in den Bergamasker Bergen war es alles andere als gemütlich gewesen. Allerdings gab es keine grosse Auswahl. Sie mussten sich eben anpassen, um zu überleben.

Am nächsten Morgen fuhren Ruzha und Rudolf mit dem Bus nach Badia Prataglia hinauf. Sie gingen zu dem Bauernhaus, das immer noch Platz hatte. Die Bauersleute waren bereit, Gäste aufzunehmen. Allerdings – sie wollten die Miete für drei Monate im

Voraus bezahlt haben, und zwar in bar. Als Rudolf einige Geldscheine auf den Tisch legte, schaute sie die Frau gierig an, griff sie und verstaute sie in den Tiefen ihrer Schürze.

Rudolf war nicht gerade angenehm berührt. Dann aber dachte er sich: Na gut, Habgier ist zumindest ein Laster, das berechenbar ist. Er verkündete: «In ein paar Tagen werde ich mit meiner ganzen Familie zurück sein.»

Er fuhr wieder nach Arezzo und verbrachte dort den Abend mit seinen Eltern, bevor er nach Vado zurückkehrte. Grosse Rauchwolken über den Industrievierteln von Florenz, Empoli und Lucca erinnerten ihn daran, dass der Krieg da draussen immer noch lauerte, auch wenn man davon direkt nichts mitbekam.

Einmal mehr wurden die Koffer gepackt (die sahen mittlerweile mehr als abgewetzt aus), man bedankte sich bei den Bucchis und nahm Abschied von dem Bauernhof, den Tieren und den Feldern. Trotz aller Beschwerlichkeiten war es in den Hügeln hinter Viareggio doch eine gute Zeit gewesen! Einmal mehr teilte sich die Familie aus Sicherheitsgründen in zwei getrennte Gruppen. Sie benutzten jedoch dieselben Züge und dieselben Busse, weil die Reise kompliziert und schwierig war.

Im Dunkel eines kalten Winterabends kamen sie in Badia Prataglia an und bezogen ihr neues Quartier. Weihnachten 1943 rückte näher und damit das Ende eines weiteren Jahres, das sie alle unter ausserordentlichen Bedingungen durchgestanden hatten: Mailand, die Hochzeit, der Comer See, Desenzano del Garda, Lido di Camaiore, die Ankunft der Deutschen und die Rückkehr von Zhivko und Mirko, Vado und jetzt Badia Prataglia. Das war in der Tat ein verrücktes Jahr gewesen. Und sie konnten sicher sein, dass das nächste auch nicht viel anders werden würde.

1944 (bis zur Befreiung Roms)

Deutschland

Im Januar erreicht die Rote Armee die polnische Ostgrenze und damit zum ersten Mal ein Gebiet, das vor dem Überfall auf die Sowjetunion 1941 von den Deutschen kontrolliert wurde. Der Belagerungsring der Wehrmacht um Leningrad wird durchbrochen. Die Luftwaffe wird in schweren Kämpfen an allen Fronten entscheidend geschlagen. Sie ist kein Element der deutschen Kriegsführung mehr.

Entgegen allen vorherigen Zusicherungen besetzen Verbände der Wehrmacht im März Ungarn, weil Hitler einen Einmarsch der Roten Armee in das Land befürchtet. Sowjetische Truppen dringen in Rumänien ein, befreien die Krim und erreichen im April die Ostgrenze der Tschechoslowakei.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz beginnen die Alliierten nach sorgfältiger Vorbereitung am 6. Juni die Invasion Frankreichs. Die deutsche Militärführung muss endgültig erkennen, dass der Krieg verloren ist. Sie befolgt, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, dennoch weiterhin die Befehle Hitlers.

Italien

Im Januar werden frühere Faschistenführer, die mit ihren Stimmen 1943 zur Absetzung Mussolinis beigetragen hatten, in Verona vor ein Gericht gestellt. Fünf von ihnen werden hingerichtet, darunter auch Graf Ciano, der Schwiegersohn des «Duce».

Amerikanische Verbände landen in Anzio, südlich von Rom. Sie können nach erbitterten und verlustreichen Gefechten einen Brückenkopf errichten. Die Alliierten übertragen der Regierung Badoglio, der auch die Kommunisten beitreten, die gesamte Zivilverwaltung für Sizilien, Sardinien und das südliche Italien.

Schwere Luftangriffe auf Turin und andere Industriezentren lösen eine breite Streikwelle aus. Ein deutsches Kommando erschießt in

den «Fosse Ardeatine» 535 römische Bürger als Vergeltung für den Tod von 33 deutschen Soldaten und Polizisten.

Im Mai überrennen die Alliierten die deutsche Verteidigungslinie bei Montecassino. Am 4. Juni wird Rom befreit.

Jugoslawien

Randolph Churchill, der Sohn des britischen Premierministers, trifft sich mit Tito, um mit ihm eine enge Zusammenarbeit zwischen den Partisanen und der jugoslawischen Exilregierung auszuhandeln. Kurz nach seiner Ankunft greifen deutsche Fallschirmjäger Titos Hauptquartier an – ohne Erfolg.

Eine Delegation der Partisanenarmee besucht Moskau und London mit dem Ziel, militärische Unterstützung zu erhalten.

Im Mai erobern die Partisanen die Insel Hvar.

Das jüdische Volk

Bis zum April werden Hunderttausende von Juden aus Südosteuropa nach Auschwitz-Birkenau deportiert und in die Gaskammern geschickt. Alliierte Aufklärungsflugzeuge bringen die ersten Luftaufnahmen des Auschwitz-Komplexes zurück. Alfred Wetzler und Rudolf Vrba können aus Birkenau fliehen. Ihr detaillierter Bericht gelangt in die westlichen Hauptstädte. Aber es geschieht nichts.

Bei Montecassino kämpfen jüdische Truppen an der Seite der alliierten Verbände. Im Juni wird das Konzentrationslager von Lublin geschlossen.

WINTERMONATE IM APENNIN

Bald nach ihrer Ankunft fand Rudolf heraus, dass Badia Prataglia für ihre Zwecke recht günstig gelegen war. Der Ort war klein und übersichtlich. Es gab eine Polizeiwache, aber keinerlei Militär –

zumindest zu dieser Zeit nicht. So wie schon in Vado war «ihr» Bauernhof passend und unauffällig am Rande der Ortschaft gelegen – zusammen mit einigen anderen Höfen, die sich um ein Kirchlein zu einem Weiler gruppierten.

Es war dort oben nicht komfortabler als in Vado, aber sie hatten sich ja in der Zwischenzeit an widrige Verhältnisse gewöhnen können. Das wichtigste Problem, nämlich die Heizung (auf 800 Meter Höhe herrschte ein bitterkalter Winter), wurde auf die gleiche Weise gelöst wie schon in den Bergamasker Alpen. Es gab einen grossen, offenen Kamin und es gab die «Prete» als willkommene Bett- und Fingerwärmer. Als irgendjemand bemerkte, dass Badia Prataglia und Jerusalem praktisch auf der gleichen Höhe über dem Meer lagen, meinte Zhivko scherzhaft: «Die Höhe stimmt ja schon. Jetzt müssen wir nur noch die Längen- und Breitengrade hinbekommen!» – «Und das Wetter», fügte Blanka hinzu.

Bibbiena, die nächst gelegene Stadt, war nur fünfzehn Kilometer weit weg, und es gab zwei Busverbindungen am Tag. Eine der Frauen pflegte dort für die gesamte Familie einzukaufen. Jedermann musste mit dem klar kommen, was es halt so zu kaufen gab: die Produkte der örtlichen Landwirtschaft und einige Grundnahrungsmittel wie Mais, Nudeln und getrocknete Bohnen. Es gab übrigens noch eine Ähnlichkeit mit Vado: Auch Badia Prataglia erstreckte sich zu beiden Seiten einer Durchgangsstrasse, die sich im Ort zu zwei Plätzen mit Kirchen, einem kleinen Hospital und dem Rathaus erweiterte. Diese Strasse führte von Bibbiena hinauf und wand sich zum Passo di Mondrioli hoch, bevor sie sich nach Bagna di Romagna, Cesena und zur adriatischen Küste hinabschlangelte. Im Notfall würde dies einen weiteren Fluchtweg hergeben.

Für Rudolf und Blanka war das alles nicht neu, aber für Zhivko und Mirko stellte es eine frische Erfahrung dar: Das Winterleben auf einem Bauernhof ist sehr gleichförmig und zuweilen wirklich

monoton. Ab und zu war im Haus, in den Ställen oder an den Maschinen etwas zu reparieren, ansonsten aber gab es in dieser Jahreszeit nicht viel zu tun. Ausserdem waren der Bauer und seine Frau sehr ruhige Menschen, die am liebsten allein gelassen werden wollten. Sie hatten kein Radio, so dass es keine regelmässigen Informationen über das Geschehen draussen und insbesondere an den italienischen Frontabschnitten mehr gab. Bücher waren auf dem Hof ebenfalls nicht aufzutreiben. Das einzige Lese-material bestand aus ein paar alten Kalendern und einer Bibel in italienischer Sprache.

Einmal in der Woche kam ein kleines Lokalblättchen heraus, das die Frauen vom Marktbesuch in Bibbiena mitbrachten. Dar-aus liess sich nicht allzu viel entnehmen. Ihnen war aber bekannt, dass die Hauptkampflinie fürchterlich weit weg lag, immer noch irgendwo im Süden zwischen Neapel und Pescara an der Adria, und sie wussten auch, dass bei Montecassino eine grosse Schlacht im Gange war. Nun denn, jeder bekämpfte die gähnende Lange-weile auf seine Weise. Am schwierigsten war das aber für Blan-ka's Mutter.

Bertha war es gewohnt gewesen, einen grossen Haushalt und über ihn auch die Familie zu führen. Und hier oben im Apennin gab es nicht viel zu führen. Ihre Zimmerchen waren klein, so dass es nicht schwer war, sie in Ordnung zu halten. Ausserdem half ihr Blanka beim Aufräumen und Wäsche waschen. Zhenka hielt die Kleider in Schuss, denn hier in Badia Prataglia hätte es sowieso keine Kundinnen für sie gegeben. Und die Familie führen? Das lief auf ein einfaches Ritual hinaus: die Uhrzeiten für Mittag- und Abendessen festlegen. Bertha achtete sehr darauf, dass alle pünktlich waren. Sie war immer schon eine vorzügliche Köchin gewesen, und so zauberte sie auch mit dem Wenigen, was in den Ber-gen, im Winter und in Kriegszeiten zu bekommen war. Blanka erinnert sich immer wieder an Berthas «Polenta». Ihre Mutter

schaffte es, Maismehl in eine ganze Reihe wohlschmeckender Gerichte zu verwandeln.

Die Männer wagten nicht, ihre unmittelbare Umgebung zu verlassen. Man hätte nur allzu leicht entdecken können, dass Zhivko und Mirko keine Italiener waren, da es mit ihren Sprachkenntnissen immer noch nicht zum Besten stand. Wahrscheinlich hätten die faschistischen Behörden sie auf der Stelle verhaftet, wenn ihre Vergangenheit in der jugoslawischen Armee ruchbar geworden wäre. Und Rudolf mit seiner seltsamen Kollektion von Personaldokumenten? Damit wäre auch er nicht weit gekommen.

Für die Frauen stellte die wöchentliche Fahrt runter nach Bibbiena die einzige Abwechslung dar. Bertha, Blanka und Zhenka wechselten sich darin ab. Zufällig hatten sie im einzigen Zeitungs- und Buchladen am Ort ein Italienisch-Lehrbuch in deutscher Sprache entdeckt. Jetzt wurde auf dem Bauernhof ein regelrechter Sprachunterricht aufgezogen. Daneben bemühten sich Zhivko und Rudolf, Otto ein wenig Bildung angedeihen zu lassen. Mirko, der in praktischen Dingen sehr geschickt war, half dem Bauern bei seinen Reparaturen.

Rudolf hatte damit begonnen, die Bibel zu lesen. Zuerst tat er das, weil keine andere Lektüre verfügbar war. Dann aber vertiefte er sich immer mehr in das Alte Testament und seine vielen faszinierenden Geschichten. Er wusste noch, wie sie an vielen langen Winterabenden rund um den Tisch sassen und er sein Bestes tat, diese Geschichten für den Rest der Familie zu übersetzen. Natürlich handelte es sich bei diesen Texten aus einer italienischen Bibel nicht gerade um eine wirkliche Thora-Lesung – interessant aber war es trotzdem. So wurden Rudolf, Blanka und Otto mit jüdischer Geschichte und Tradition einigermaßen vertraut. Und sie alle liebten es, in einem wohligh warmen Raum im Licht einer Petroleumlampe zusammensuhocken.

Gegen Mitte Januar gab es dann eine Menge Neuschnee. Zu

Blankas Entzücken entdeckte Otto in einem der Ställe zwei Paar alte und primitive Schier. Der Bauer und sein Sohn, der jetzt in der Armee diente, hatten sie benutzt, wenn der Schnee die Wege und Strassen blockierte. Sie durften sich die Schier ausleihen und rutschten auf den verschneiten Wiesen und Erhebungen rund um den Bauernhof herum. «Alles in allem hatten wir in dieser Zeit ein enges und glückliches Familienleben», meint Blanka. «Wenn wir nur nicht so eine schreckliche Angst gehabt hätten!» Und Anlässe zur Angst gab es immer mehr.

Sie konnten die Strasse überblicken, die vom Pass herunterkam und nach Bibbiena weiterführte. Der Militärverkehr auf dieser Strasse wurde immer intensiver. Italienische und deutsche Lastkraftwagen transportierten, soweit sie das sehen konnten, Soldaten und Baumaterial in grossen Mengen. Von Zeit zu Zeit wurden diese Lkws durch niedrig fliegende Jagdbomber der Alliierten angegriffen.

Und dann war da immer noch die mehr als ungemütliche Lage, in der sich Zhivko und Mirko befanden. Was würde geschehen, wenn sie denunziert würden? Gott sei Dank passierte das nicht – aber die Furcht davor war die ganze Zeit da.

Als Blanka aus dem Bus stieg, sah sie Rudolf an der Haltestelle warten. Sie war wegen dieser Unvorsichtigkeit ein wenig unruhig; andererseits hatte sie schwere Einkaufstaschen und war froh, dass er ihr beim Schleppen helfen konnte. Es war ein feuchtkalter Nachmittag im Februar. Als er sie küsste, bemerkte er eine merkwürdige Unruhe an ihr. «Stimmt irgendetwas nicht?», fragte er besorgt.

Blanka sah ihn ausdruckslos an. «Ob irgendwas nicht stimmt? Rudolf, da unten passieren schreckliche Dinge!»

Sie schlugen den Weg zu ihrem Weiler ein, während Blanka erzählte, was sie in Bibbiena gesehen hatte: «Die Stadt ist voll von deutschen Soldaten. Die sind überall. Im Rathaus haben sie so eine Art Hauptquartier aufgeschlagen, eine Ortskommandan-

tur. Und noch etwas Sonderbares ist passiert. Es gibt in Bibbiena viele Arbeiter, Lastkraftwagen und Baumaschinen.»

«Ja, die haben wir ja schon auf der Strasse vom Mondrioli-Pass herunterkommen sehen», meinte Rudolf. «Offenbar gehen die jetzt nach Bibbiena, und nicht mehr weiter nach Süden.»

«Das kann schon sein. Jedenfalls sind sie jetzt da.» Blanka war die Aufregung immer noch anzumerken. «Ich habe ein paar Leute auf dem Markt und in der Bar gefragt. Diese Arbeiter sollen zu einem deutschen Laden gehören, der sich Organisation Todt nennt. Sie bauen eine neue Strasse und sollen den Pass befestigen.»

Auch Rudolf war jetzt sichtbar beunruhigt. «Das könnte bedeuten, dass sie ausgerechnet hier eine neue Verteidigungslinie bauen!», rief er.

«Das ist noch nicht alles», ergänzte Blanka ihre Erzählung. «Ich habe gehört, dass bei der italienischen Polizei jetzt auch neue Leute sitzen. Und das scheinen ganz hartgesottene Faschisten zu sein.»

Das waren in der Tat schlechte Nachrichten, darin waren sich alle einig, als sie nach dem Abendessen die neue Lage diskutierten. Sie waren in einer Weise von ihren Feinden umzingelt, die gefährlicher war als jemals zuvor. Aber für den Augenblick gab es absolut nichts, was sie dagegen hätten unternehmen können. Wo würden sie schon mitten im Kriegsgebiet ein sicheres Versteck finden?

Nein, sie mussten einfach mit dieser Situation fertig werden. Sie mussten so unauffällig wie möglich agieren und die Ruhe bewahren, so gut das eben ging.

Zudem gab es noch die Partisanen. Die stellten die grösste Gefahrenquelle dar. Vor einigen Wochen hatten italienische Patrioten in der Gegend aus mutigen jungen Leuten die ersten Partisaneneinheiten zusammengestellt. Sie versteckten sich in geheimen Unterständen hoch oben in den Bergen und begannen mit ihren

ersten Angriffen, die aber noch sporadisch waren und eher symbolischen Charakter hatten. Nachts kamen sie dann heimlich in die Dörfer hinunter und besorgten sich Lebensmittel bei den Bauern. Die Selingers und Rudolf hatten das alles rasch spitzgekliegt. Von Zeit zu Zeit standen der Bauer oder seine Frau mitten in der Nacht auf, um sich mit einem Fremden zu treffen. Die Flüchtlinge taten so, als ob sie fest schliefen, aber sie dachten sich ihren Teil. Und dann – das muss etwa Anfang oder Mitte März gewesen sein – reagierten Mussolinis Leute!

Eines Spätnachmittags rückte eine Gruppe Soldaten an und postierte sich in dem Weiler, in dem der Bauernhof gelegen war. Sie waren mit Maschinenpistolen bewaffnet und befahlen allen, sofort aus den Häusern zu kommen und sich auf dem kleinen Platz vor dem Kirchlein zu versammeln. Rudolf, Blanka und die anderen hatten die Soldaten ankommen sehen. Sie wussten nicht, was sie machen sollten. In einer derartigen Lage hatten sie sich noch nie befunden. Zum ersten Mal überfiel sie eine wilde und unkontrollierbare Angst. Es gab keine Zeit zum Nachdenken und Überlegen mehr. Reine Panik regierte.

Das ist das Ende, dachte Blanka, und sie glaubt noch heute, dass auch die anderen so dachten. Es hatte den Anschein, als wenn der Terror sie schliesslich doch erreicht hätte. In dem verzweifelten Versuch, sich Trost zu spenden, hielten sie sich an den Händen.

Als sich alle auf dem kleinen Platz eingefunden hatten, bestätigten sich rasch die schlimmsten Vermutungen. Ein eleganter Offizier mit einem harten Gesichtsausdruck schrie, wobei er mit seiner Waffe herumfuchtelte: «Frauen nach rechts, Männer nach links!» Das sah gefährlich nach einem typischen Zusammentreiben oder «rastrellamento» aus, wie die Italiener das nannten. Bauersleute und Flüchtlinge gehorchten stumm. Sie parierten alle – mit einer Ausnahme! Mirko in seiner angeborenen Naivität ging einfach zu den Frauen und versteckte sich hinter ihnen.

Rudolf wollte ihn noch zurückhalten, aber es war bereits zu spät. Und dann bemerkte er zu seiner Verblüffung, dass sein Onkel mit dieser Dummheit auch noch durchkam! Er hatte sich so geschickt verborgen, dass niemand ihn bemerkte.

Jetzt reckte der Offizier, ein ziemlich junger Mensch, den Hals und kündigte mit schriller Stimme an: «Einige von euch haben den Partisanen geholfen, diesen verschworenen Feinden unseres Vaterlandes! Wir wissen nicht, wer von euch ein solches Verbrechen begangen hat. Deshalb müsst ihr jetzt alle die Konsequenzen tragen!»

Alle blickten um sich. Alle versuchten, in dem herrschenden Halbdunkel eine Möglichkeit zum Verschwinden oder eine gute Deckung zu finden. Aber da war nichts. Es waren einfach zu viele Soldaten da. Die Bauersleute redeten auf den Offizier ein und beteuerten ihre Unschuld. Der wollte davon nichts hören, und als ihm der Tumult zu wild wurde, brachte er sie zum Schweigen, indem er seine Pistole aus der Tasche zog und ein paar Mal in die Luft feuerte.

Und dann nahm ein Italiener seine eigenen Landsleute als Geiseln! Er griff aufs Gerate wohl zehn Männer heraus und befahl ihnen, einen am Platzrand abgestellten Lastkraftwagen zu besteigen. Während Rudolf noch über diese Ungeheuerlichkeit nachdachte, sah er, dass auch Zhivko einer von ihnen war! Die Soldaten und der Offizier bestiegen ebenfalls den Lkw und fuhren in Richtung Badia Prataglia weg. «Die werden nach Bibbiena ins Gefängnis gebracht», murmelte einer der übrig gebliebenen Männer, bevor sie sich alle wieder zerstreuten.

Als die Selingers und Rudolf ihren Bauernhof wieder erreicht hatten, waren sie wie gelähmt vor Schrecken und Verzweiflung. Niemandem war nach Essen zumute. Sie zündeten die Petroleumlampe an und sassen rund um den Tisch – seufzend, klagend und zitternd. Bertha war völlig untröstlich. Sie wimmerte leise und

liess den Kopf sinken. All ihre innere Stärke war verschwunden. «Nun lass mal, es wird schon alles gut werden», versuchte Zhenka ihre Schwester zu trösten. Aber Bertha schüttelte verzweifelt den Kopf, und jeder wusste, dass sie Recht hatte.

Sie waren ganz und gar unfähig, mit dieser Lage fertig zu werden, von vernünftigen Schlussfolgerungen ganz zu schweigen. Was könnten sie nur tun, um Zhivko zu retten? Das erschien so unmöglich wie der Versuch, Daniel aus der Löwengrube zu holen. Selbst Rudolf hatte keine Antwort, als ihn die anderen fragten.

Dann aber geschah etwas Erstaunliches. Blanka stand auf – Rudolf glaubte, dass sie in die Küche gehen wollte, um ein wenig zu essen zu holen – aber sie verliess den Raum nicht. Sie war aufgestanden, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Ihre Stimme war so ruhig und sachlich, wie Rudolf sie noch nie gehört hatte. Und dann verkündete sie: «Ich werde nach Bibbiena fahren. Ich werde meinen Vater aus dem Gefängnis holen.»

Der Rest der Familie blickte sie ungläubig an. Ausgerechnet Blanka! Bis zu diesem Augenblick hatte sie praktisch alle Entscheidungen ihrem Mann oder anderen Familienmitgliedern überlassen. Bis zu diesem Augenblick hatte sie sich an ernsthaften Diskussionen kaum beteiligt. Und jetzt das?

Als Blanka den Zweifel in den Gesichtern las, wiederholte sie: «Es ist mein Vater. Ich werde ihn da rausholen. Ich fahre morgen nach Bibbiena.»

Von einer Minute zur anderen war aus Blanka, einer jungen Frau von 19 Jahren, eine richtige Erwachsene geworden. Niemand wagte es, mit ihr zu diskutieren. Und selbst Rudolf wusste instinktiv, dass er nachgeben musste. Nichts würde sie umstimmen können. Als er sie während der Nachtstunden nach ihren Plänen fragte, gab sie freimütig zu, dass sie überhaupt keine habe. Sie diskutierten eine Weile, aber dann sagte Rudolf: «Du wirst es

schaffen!» Er nahm sie in die Arme, und das war auch das Beste, was er tun konnte.

Am nächsten Morgen zog Blanka ihre besten Sachen an. Sie bat Zhenka um einen Lippenstift und ein bisschen Puder. Sie verabschiedete sich von allen und nahm den Bus nach Bibbiena. Sie erlaubte es Rudolf nicht einmal, sie zur Haltestelle zu begleiten.

Sofort nach ihrer Ankunft machte sich Blanka auf den Weg zur Polizeistation. Sie drückte den Klingelknopf und wurde eingelassen. Dem diensthabenden Beamten gefiel, was er sah. Da stand eine gutaussehende, elegante junge Dame und lächelte ihn an! Sie bat ihn, den kommandierenden Offizier zu sehen, und der Polizist sagte: «Der ist noch nicht hier. Aber ich gebe Ihnen gern seine Privatanschrift.»

Blanka bedankte sich mit ihrem freundlichsten Lächeln und verliess die Station. Sie ging die Hauptstrasse hinauf, wandte sich nach links in eine ruhige Gasse und fand das Haus sehr leicht. Sie musste mehrfach an die Tür klopfen, ehe ihr eine Dame in einem seidenen Morgenmantel öffnete. Es stellte sich heraus, dass sie die Frau des Commandante war. Blanka wurde ins Wohnzimmer gebeten, in dem das Paar gerade ein spätes und gemütliches Frühstück einnahm. Als man sie fragte, was sie denn wolle, begann Blanka mit einer Geschichte, die sie sich während der Busfahrt ausgedacht hatte.

«Ich bin wegen meines Vaters gekommen», erzählte sie den beiden. Während sie das sagte, musste sie an ihn denken und fing an, leise zu schluchzen. Und dann, immer wieder durch Seufzer und Tränen unterbrochen, berichtete sie dem Polizei-offizier über die arme kroatische Familie von der Insel Korcula, wo Leute wie ihr Vater niemals Gelegenheit hatten, anständig Italienisch zu lernen. Sie erklärte, dass die Familie nach Mailand gekommen war, um «in Ihrem grossen Land» Arbeit zu finden, und wie sie alles,

aber auch alles bei einem verheerenden Bombenangriff verloren hatten (zumindest das war ja teilweise wahr). Sie seien dann nach Badia Prataglia gekommen, weil sie einen Unterschlupf brauchten, den sie auch bezahlen konnten. Sie würden gern auf dem Bauernhof arbeiten, sobald es wieder Frühjahr würde.

Der Offizier hat ihr wohl kein Wort geglaubt. So eine elegant angezogene junge Dame und «auf dem Bauernhof arbeiten?» Nie im Leben! Andererseits war er aber auch irritiert, weil seine Frau aus lauter Mitleid mit Blanka ebenfalls in Tränen ausgebrochen war. Er mochte sich denken: Lasst uns mit diesem Theater Schluss machen, und bat sie, fortzufahren.

Blanka sagte: «Bitte glauben Sie mir, Signor Commandante, weder mein Vater noch irgendwer sonst aus der Familie hat jemals Kontakt mit Partisanen gehabt. Wir sind Leute, die sich an Gesetz und Ordnung halten. Wir wollen einfach nur überleben!» Sie stand auf, ging kurz im Zimmer auf und ab, setzte sich wieder hin und fing erneut an zu schluchzen und zu flehen. Und die Frau des Offiziers schloss sich dem auch wieder an.

Dem Italiener ging dieses Benehmen auf die Nerven, zumal er sich dagegen nicht wehren konnte. Diese verdammten Weiber! Er wollte nur noch eins: seine Ruhe haben und anständig zu Ende frühstücken. Deshalb beendete er den melodramatischen Auftritt und sagte resignierend: «In Ordnung, in Ordnung! Ich werde ihn laufenlassen, damit ich meinen Frieden wiederhabe.» Er ging zum Schreibtisch, stellte eine Bescheinigung aus, unterzeichnete sie und stempelte sie ab.

Blanka ergriff die Hände des Offiziers, drückte sie und bedankte sich überschwänglich. Die Frauen umarmten sich, als wären sie alte Freundinnen, und Blanka machte sich zum Gefängnis auf. Dem Wärter händigte sie das Papier aus. Zehn Minuten später erschien Zhivko an der Pforte. Vater und Tochter fielen sich in

die Arme und küssten sich. Wieder einmal war ein kleines Wunder geschehen!

Sie gingen in ein kleines Café, weil der Bus nach Badia Prataglia erst in ein oder zwei Stunden fuhr. Dort, geradewegs am Tresen, brach Blanka ohnmächtig zusammen. In ihr hatte sich eine ungeheure Spannung aufgebaut, die jetzt auf einmal verpuffte. Zhivko und der Mann an der Bar kamen ihr zu Hilfe und schütteten ihr kaltes Wasser übers Gesicht. Und was die Tränen noch nicht geschafft hatten, das tat jetzt das Wasser: Ihre sorgfältig aufgetragene Schminke war vollkommen verwischt. Dann aber erholte sich Blanka rasch wieder, wozu auch die erste Grappa beitrug, die sie in ihrem Leben getrunken hatte. Als sie «nach Hause» zurückkamen, wurden sie von der gesamten Familie mit riesiger Erleichterung und Begeisterung begrüßt. Was für eine grossartige Leistung! Blanka hatte stärkere Nerven bewiesen, als ihr irgendwer zugetraut hatte. Wenn man sie fragt, woher sie denn diese Kraft genommen hat, dann weiss sie bis heute keine Antwort. «Es musste getan werden», sagt sie ganz einfach.

Während der nächsten Zeit wurde in der Familie viel diskutiert. Was sollten sie als Nächstes tun? Badia Prataglia hatte sich von einem einigermaßen sicheren Ort in ein wahres Schlangennest verwandelt. Und Rudolfs Eltern, die in der Zwischenzeit zu Besuch gekommen waren, waren ebenfalls sehr unruhig geworden. In Poppi hatten die Deutschen als Vergeltung für Partisanenüberfälle bereits die ersten italienischen Geiseln erschossen.

Mehr und mehr begannen ihre Gespräche um Rom zu kreisen. Die Alliierten kamen der Hauptstadt Italiens langsam näher. Sie nahmen das Zentrum der «Ewigen Stadt» von Luftangriffen aus, wohl auch auf die nimmermüden Interventionen des Papstes hin. Und es musste doch möglich sein, in diesem Häusermeer ein sicheres Versteck zu finden! Aber wie um Himmels willen sollten

sie dorthin gelangen? Das gesamte Gebiet zwischen Arezzo und Rom war voll von deutschen Soldaten, von der SS und der Gestapo ganz zu schweigen. Die Risiken waren unkalkulierbar geworden.

Diesmal ergriff Rudolf die Initiative. «Ich will einmal herausfinden, was möglich ist und was nicht», kündigte er an. Traf er diese Entscheidung, weil sie unumgänglich war? Oder wollte er seine Frau beeindrucken und das Steuer wieder übernehmen? Wie dem auch gewesen sein mag, er entschied sich.

Nun war es also an ihm, den Weg nach Bibbiena anzutreten. Er war erst einmal dort gewesen, kurz nach ihrer Ankunft. Rudolf begab sich zu dem kleinen Bahnhof und erkundigte sich höflich nach den Reisemöglichkeiten. Der Eisenbahnbeamte erklärte ihm, dass er dafür nur einen Fahrschein und gültige Papiere brauche. Als Rudolf ihm die Personaldokumente des Roten Kreuzes zeigte, meinte der Beamte unverhohlen: «Für normale Italiener wie mich mag das ja ausreichen. Aber die Deutschen patrouillieren derzeit in fast jedem Zug. Die würden jede Menge Fragen stellen. Deshalb besorgen Sie sich besser von denen auch eine Reiseerlaubnis! Und ausserdem ist die Strecke häufig unterbrochen. Die Bomben haben eben grossen Schaden angerichtet.»

Rudolf war sehr unsicher. Sollte er wirklich seinen Kopf in den Rachen des Löwen stecken? Dann aber sagte er sich: Wenn ich schon einmal in Bibbiena bin – warum sollte ich nicht schaffen, was Blanka auch geschafft hat?

Er ging also zur Ortskommandantur und fragte nach dem diensthabenden Offizier. Dieser Mann, offenbar ein älterer Hauptmann der Armee, sass hinter einem kleinen Tisch, den man in eine Ecke seines Büros gestellt hatte. Links davon liess ein verstaubtes Fenster das Tageslicht herein, und rechts an der Wand hing ein Wehrmachtskalender. Das Monatsbild zeigte einen lachenden Soldaten in der offenen Turmluke seines Panzers. Die

bereits verflommenen Tage waren sorgfältig mit einem Bleistift durchgestrichen worden.

Rudolf redete den Hauptmann auf Italienisch an. Er war sicher, dass seine Aussprache und sein Vokabular deutlich besser wären als die seines Gegenübers.

«Ich verstehe kein Wort von dem, was Sie da sagen», bemerkte der Offizier. Er blieb höflich, aber seiner Stimme war die Ungeduld anzumerken.

Rudolf musste also den nächsten Schritt in vermintes Gelände tun. Er lächelte den Hauptmann an und wechselte ins Deutsche: «Entschuldigen Sie mich bitte, Herr Offizier. Ich möchte mit meiner Frau per Eisenbahn nach Rom reisen. Und wir würden gern wissen, welche Dokumente wir dafür benötigen.»

«Das ist eine dumme Frage.» Der Hauptmann reagierte nun leicht verärgert. «Italiener brauchen ihren Personalausweis – und natürlich eine Fahrkarte. Aber sagen Sie mal: Wie kommen Sie zu Ihrem ausgezeichneten Deutsch?»

«Das genau ist ja mein Problem», gestand Rudolf. Er bemühte sich nach Kräften, ruhig und entspannt zu wirken. Aber der Schweiß lief ihm den Rücken hinunter. «Wir sind keine Italiener, wir sind Slowenen, und mein Deutsch habe ich in Laibach gelernt.» Er wählte den österreichischen Namen für Ljubljana, weil er annahm, dass dies seinem Gesprächspartner gefallen würde. Rudolf erzählte ihm die ganze einstudierte Geschichte, Ausbombung in Mailand eingeschlossen, und zeigte ihm den Ausweis des Roten Kreuzes.

Der Offizier studierte das Dokument aufmerksam und neugierig. «So einen Ausweis habe ich noch nie gesehen, Herr Kandel», meinte er dann. «Nun ja, das sieht sehr ordentlich aus. Sie werden aber vielleicht nicht immer Zeit haben, den ganzen Hintergrund zu erklären.» Er blickte Rudolf intensiv an. Der hätte ein Goldstück dafür gegeben, wenn er hätte erraten können, was im Kopf

des Deutschen vor sich ging. Zu seiner grossen Erleichterung sagte der aber: «Ich werde für Sie und Ihre Frau ein Transitpapier ausstellen – nur für die Fahrt nach Rom und zurück.» Er rief nach einem älteren Feldwebel und gab ihm die nötigen Instruktionen.

Als sich Rudolf bei dem Offizier bedanken wollte, hatte der ihm den Rücken zugewandt und starrte angestrengt durch das verstaubte Fenster nach draussen. Er entliess ihn mit einer knappen Handbewegung. Aus irgendeinem Grund wollte er Rudolf nicht noch einmal ansehen. Der Feldwebel stellte das Transitpapier aus, und Rudolf verliess das Büro. Er war ein wenig wacklig auf den Beinen nach dem, was sich in der letzten Stunde ereignet hatte. Aber – alles war am Ende gut abgelaufen. Er musste sich beeilen, um den Bus nach Badia Prataglia zu erwischen. Es war jedoch noch Zeit, für Blanka eine kleine Topfblume zu kaufen.

Ein paar Tage später machten sich Rudolf und Blanka auf den Weg in die italienische Hauptstadt. Sie sollten es dorthin allerdings nicht schaffen.

Bis Arezzo ging alles glatt, und es gab sogar am selben Nachmittag noch einen Anschlusszug nach Rom. Nur endete die Eisenbahnfahrt schon nach zwei oder drei Stationen. Erst kurz zuvor hatte ein Bombenangriff die Gleisanlagen offenbar völlig zerstört. Alles musste aussteigen. Die Fahrgäste, die in Richtung Rom Weiterreisen wollten, wurden auf einen Autobus vertröstet, der irgendwann in der Nacht eintreffen sollte.

Die beiden zögerten. Sollten sie sich wirklich auf eine derartige Reise ins Ungewisse einlassen? Am Ende beschlossen sie, im Zug zu bleiben und irgendwie nach Arezzo zurückzukommen. Nach einigen Rangiermanövern setzte der sich auch wieder in Bewegung. Glücklicherweise war es noch früh genug für den Rückweg nach Bibbiena und Badia Prataglia. Zu Hause herrschte eine Mi-

schung aus Bedauern und Erleichterung. Was der Rest der Familie nicht wusste: Tante Zhenka hatte einige Tage zuvor an «Rotter & Melamet» geschrieben. Sie hatte die Lage in den Bergen geschildert, beide Adressen – die in Badia Prataglia und die in Poppi – angegeben und um Hilfe gebeten. Würden «Rotter & Melamet» ihnen nach Rom weiterhelfen können?

DIE FRATZE DES TODES

Bisher hatten die Flüchtlinge noch keinen Kontakt mit der SS gehabt, jenen unheimlichen Männern in ihren grauschwarzen Uniformen und mit ihren harten, ausdruckslosen Gesichtern. Aber dann kam Blanka von ihrer wöchentlichen Einkaufsfahrt nach Bibbiena zurück und war mehr als erregt. «Könnt ihr euch das vorstellen?», rief sie mit einer Stimme, in der Freude und Furcht sich die Waage hielten. «Oben beim Pass haben Partisanen einen Truppentransport der SS-Division Hermann Göring angegriffen! Es gibt das Gerücht, dass mindestens zwanzig Nazisoldaten dabei umgekommen sind!»

Die anderen wussten nicht, was sie sagen sollten. Einerseits bewunderten sie den tollkühnen Mut der italienischen Patrioten. Andererseits waren sie sich sicher, dass die Deutschen auf eine derartige Provokation reagieren würden. Und die Reaktion kam – rasch, brutal und tödlich.

Als Mirko im Morgengrauen des nächsten Tages die Fensterläden öffnete, sah er die offenen Mannschaftswagen langsam den Weg zu ihrem Weiler herüberkommen. Männer in grau-schwarzen Uniformen waren aufgesessen. «Die SS ist da!», schrie er. Ein Albtraum war grausige Wirklichkeit geworden!

Rudolf und Otto rannten zu einem Versteck, das sie sich nach der ersten Razzia sorgfältig hergerichtet hatten. In einem Anbau des Bauernhofs gab es einen grossen Kamin, der schon seit Ewigkeiten nicht mehr benutzt worden war. Den hatten sie mühevoll gesäubert. Jetzt schlüpfen sie hinein und verhängten ihn mit altem Sackleinen, so gut es ging. Den anderen blieb nichts anderes übrig, als vor Angst zitternd zu warten.

Die SS-Männer sprangen von den Ladeflächen und riegelten die Häusergruppe ab. Das taten sie systematisch und professionell. Tricks, wie sie Mirko zuvor angewandt hatte, würden hier nicht helfen. Und dann ging die SS von Haus zu Haus. Alle Bewohner wurden auf das gleiche Plätzchen bei der Kirche getrieben, wo sich auch schon das «rastrellamento» der Italiener abgepielt hatte. Diesmal aber sollte es viel, viel schlimmer kommen!

In ängstlichem Schweigen hatten sich alle auf der Piazzetta eingefunden. Nur Rudolf und Otto harreten atemlos in ihrem Versteck aus. Was dann folgte, dauerte nicht lange – vielleicht vier oder fünf Minuten. Für alle Anwesenden aber dauerte es eine Ewigkeit.

Der kommandierende Offizier sagte kein einziges Wort. Er zog seine Pistole, lud sie durch und blickte um sich. Noch immer kein Wort! Er stand einfach da, einen dunklen Ledermantel über die grau-schwarze Uniform mit den Kragenspiegeln geworfen, die mit den berüchtigten Abzeichen der SS geschmückt waren. Er lächelte leicht – ein tödliches Lächeln.

Dann suchte er eine Gruppe von Männern nach Gutdünken heraus, fast die Hälfte der anwesenden männlichen Bewohner. Zhivko und Mirko waren nicht darunter. Den Opfern wurde befohlen, sich vor der Seitenwand der kleinen Kirche aufzustellen und dann niederzuknien. Die Italiener gehorchten, vor Schreck wie gelähmt. Kein Aufbäumen, keine letzten Worte, kein letztes Gebet. Vor den Augen ihrer entsetzten Familienangehörigen und

Nachbarn wurden diese Männer von den SS-Mördern auf kürzeste Entfernung erschossen. Unter ihnen war Othello, der Sohn ihrer Nachbarn, ein feiner junger Kerl. Er hatte mit den Deutschen beim Strassenbau gearbeitet, aber auch das half ihm nicht. Für Erklärungen war keine Zeit. Die Italiener waren offiziell Freunde und Verbündete des «Grossdeutschen Reichs». Die SS scherte sich einen Dreck darum.

Erst als die Leichen in ihrem Blut lagen, rief der Offizier mit schneidender Stimme: «So geht es allen Verrätern! Eine Hand voll Italiener für jeden getöteten deutschen Soldaten.» (Rudolf hat das später den Nachbarn ins Italienische übersetzt.)

Danach verschwanden die Lkws genauso ruhig, wie sie gekommen waren. Die Mörder machten sich auf die Suche nach ihren nächsten Opfern.

Die Überlebenden verharrten in einem Zustand lähmenden, stumpfen Entsetzens. Leere Augen schauten auf die Leichen in ihren Blutlachen und auf das seltsame Muster, das die Kugeln in der Kirchenwand hinterlassen hatten.

Schliesslich trat ein alter Mann ganz langsam vor, näherte sich den hingestreckten Opfern und fühlte ihren Puls. «Sie sind alle tot», sagte er mit lebloser Stimme. Die anderen Männer, auch Rudolf und Otto waren in der Zwischenzeit aus ihrem Versteck gekommen, nahmen die Leiber bei Füßen und Schultern und legten sie auf dem Boden der Kirche nieder.

Die Leute von Badia Prataglia hatten die Schüsse gehört. Sie ahnten, was geschehen war. Einige von ihnen kamen den Weg zum Weiler herübergerannt. Und erst dann verwandelte sich stummer Schrecken in laute, herzerreissende Klage. Die Mütter, die Frauen, die Schwestern und die Kinder der Ermordeten weinten hemmungslos. Einige fielen in Ohnmacht, andere wollten sich auf die Leichen werfen und mussten von den Männern zurückge-

halten werden. Es kamen Nachbarn mit Laken, um die Toten zu verhüllen. Und plötzlich waren da überall Blumen, die auf die Laken gelegt wurden. Ein Priester kam. Auch ihm war die tiefe Erschütterung anzumerken. Ihm fehlte die Kraft, mehr zu tun als die Lebenden schweigend zu trösten und für die Toten ein Vaterunser zu sprechen.

Als die Opfer am Nachmittag zur letzten Ruhe gebettet wurden, waren so gut wie alle Einwohner von Badia Prataglia herübergekommen, um ihnen die letzte Ehre zu erweisen. Es gab keine grosse Totenfeier, nur eine kurze Predigt und ein gemeinsames Gebet. Die Flüchtlinge hatten sich der Trauergemeinde angeschlossen. Irgendwie wollten sie den italienischen Gastgebern ihr tiefes Mitgefühl ausdrücken. Irgendwie wollten sie aber auch dem Schicksal dafür Dank sagen, dass sie verschont worden waren. Als sie den Umstehenden nach der Beerdigung ins Gesicht sahen, waren sie von dem Ausdruck einer ruhigen, tiefen Entschlossenheit angerührt. Die gleichen Augen, die bei dem Anblick des Unfassbaren noch leblos gewesen waren, glühten jetzt vor Trauer und Zorn. Diese Menschen würden für eine sehr, sehr lange Zeit nicht vergessen!

ENTKOMMEN!

Über die nächsten Tage ereignete sich nichts Neues. Auf der Passstrasse gab es immer noch regen Militärverkehr. Die Bautrupps waren hektisch an der Arbeit, und die Jagdbomber der Alliierten kamen in regelmässigen Abständen, oben beim Berg Tod und Schrecken verbreitend. Ihr Gebiet aber wurde nicht getroffen, und für den Augenblick liess sich auch die SS nicht in Badia Prataglia

und Umgebung blicken. Die Frauen hatten die wöchentliche Fahrt nach Bibbiena aufgegeben; eine Nachbarin hatte sich angeboten, die notwendigen Einkäufe für sie zu erledigen. Sie arbeitete in der Stadt und fuhr jeden Tag dort hinunter. Abends schlossen sie die Fensterläden, um jede unnötige Aufmerksamkeit zu vermeiden. Sie lasen sich weiter durch das Alte Testament oder spielten Karten. Und das taten sie gerade, als jemand an die Tür klopfte. Es war elf Uhr abends – mitten in der Nacht! Wieder einmal befahl sie nackte Angst. Waren sie denunziert worden?

Bertha löschte rasch die Petroleumlampe, und alle verharrten in erschrecktem Schweigen. Es klopfte noch einmal und dann sagte der nächtliche Besucher auf Kroatisch: «Machen Sie bitte auf! Ich bin es, Rotter! Und ich bin allein.»

Otto öffnete zögernd und langsam die Tür. In der tiefen Dunkelheit hätte er Rotter auch dann nicht erkannt, wenn er ihm bereits vorher begegnet wäre. Dann aber zündete Zhenka die Lampe wieder an, blickte zur Tür und sagte ruhig: «Lass ihn herein, Otto. Ich habe ihn gebeten zu kommen.»

Rotter legte seinen Regenmantel ab und blickte in total verblüffte Gesichter. Als sich die erste Überraschung gelegt hatte, luden sie ihn ein, Platz zu nehmen. Blanka stellte ein zusätzliches Weinglas auf den Tisch und räumte die Karten beiseite. Es gab eine ganze Menge Fragen, und Zhenka sass mit roten Ohren dabei, weil sie den anderen von ihrem Brief nichts erzählt hatte.

Rotter war wie immer – lächelnd, entspannt, selbstsicher. «Nun wollen wir aber nicht länger über verschüttete Milch reden», meinte er schliesslich. «Ich gebe ja zu, dass dieser Brief für Sie alle hätte sehr riskant werden können, weil er die Adressen in Badia Prataglia und Poppi enthält. Aber jetzt bin ich hier, um Sie nach Rom zu bringen. Die Kandels sind wahrscheinlich schon da. Übrigens, Zhenka hat völlig richtig gehandelt. Das gesamte Ge-

biet um Arezzo ist sehr gefährlich geworden. Die Deutschen bauen neue Verteidigungslinien, und die SS-Verbrecher sind mit allen Mitteln auf Menschenjagd. Es gibt praktisch nichts mehr, was die italienischen Behörden dagegen unternehmen können. In den meisten Fällen werden sie nicht einmal informiert, geschweige denn vorher gefragt.»

Es stellte sich heraus, dass «Rotter & Melamet» ihr Entkommen fachmännisch und umsichtig vorbereitet hatten. Rotter weigerte sich wie immer, über seine Informationsquellen zu sprechen, und so erfuhren sie so gut wie nichts über die Hintergründe. Jedenfalls war Melamet nach Rom gefahren und hatte dort ein Auto mit Fahrer aufgetrieben. Mit dem hatte er, wenn alles gut gegangen war, am Vortag Poppi erreicht und Mavro, Cecilia und Ruzha nach Rom gebracht. Das Ganze hatte zwar viel Geld gekostet, war aber unter den Umständen seinen Preis wert.

Wieder wurden viele Fragen gestellt. Schliesslich mussten die Flüchtlinge sich entscheiden, ob sie hier in den Bergen bleiben oder in die italienische Hauptstadt gehen wollten. Dabei stellte sich heraus, dass es ausgerechnet Zhenka und ihren Mann nicht nach Rom zog. Für ihren Geschmack lag das zu nahe beim Kriegsgeschehen. Und da Rotter schon am nächsten Tag nach Mailand zurückfahren wollte, fragten ihn die beiden, ob er sie mitnehmen würde. Rotter willigte ein. Den anderen gab er seine Anweisungen: «Sie müssen sich morgen früh um sieben Uhr beim unteren Ortseingang von Badia Prataglia an der Hauptstrasse einfinden. Ein kleiner Konvoi von Militärfahrzeugen wird dann vom Pass herunterkommen. Er wird mit slowakischen Soldaten bemannt sein. Dieser Konvoi hat Rom als Fahrtziel. Den kommandierenden Offizier habe ich bestochen. Dieser Mann wird für Sie sorgen. Ich selber werde zur Stelle sein, um die Übernahme durch die Slowaken zu kontrollieren.»

Eine Menge Geld und einige Juwelen wechselten den Besitzer. Und dann verschwand Rotter ebenso, wie er ge kommen war: ein schwarzer Schatten in der tiefdunklen Nacht.

In der Frühe schritt eine kleine, sonderbare Prozession die Strasse in Badia Prataglia hinunter und machte beim letzten Haus in Richtung Bibbiena Halt. Drei Männer und zwei Frauen standen dort, alle in Wintermäntel gehüllt, mit Hüten oder Mützen auf dem Kopf, in der Hand je einen abgewetzten Koffer. Sie sahen sich nicht um. Kurz darauf tauchte ein weiterer Mann, mit einem eleganten Wintermantel bekleidet, aus dem Nichts auf und gesellte sich zu ihnen. Kurz darauf schlug es sieben Mal von der Kirchturmuh.

Rotter beruhigte die aufgeregten Gemüter. Er begrüßte sie mit einem breiten Grinsen und versicherte mit Nachdruck: «Keine Sorge, meine Herrschaften! Die Lkws werden jeden Augenblick hier sein. Inzwischen sollten Sie sich hinter dem Haus verstecken.»

Und richtig: Etwa zwanzig Minuten später war das Motorengeräusch schwerer Fahrzeuge zu hören, und um die nächste Kurve näherte sich eine Gruppe von drei Truppenfahrzeugen. Die Slowaken waren da! Rotter winkte ihnen zu, und sie hielten an. Ein Offizier kletterte aus einem der Fahrerhäuschen und begrüßte Rotter. Dann wurde die Rechnung beglichen – in aller Stille. Rotter gab Rudolf zum Abschied die Hand. Er und der Rest der Gruppe stiegen auf das zweite Fahrzeug. Dort hatte man für sie Platz freigelassen. Sie verstaute ihre Habseligkeiten, so gut es eben ging, und nahmen auf der Ladefläche Platz. Und dann ging es in zügiger Fahrt bergab, Richtung Bibbiena.

Die «Reisevorschriften» waren denkbar einfach. Die Soldaten teilten ihre Essvorräte und ihr Wasser mit den Flüchtlingen. Jedes Mal, wenn sie auf der Strasse anderen Militärverbänden begegneten oder wenn sie so lange warten mussten, bis die Fahrbahn von herumliegenden Fahr-



Blanka in
Lido di Camaiore,
1943

Blanka und Rudolf auf der
Kirmes in Lido di Camaiore,
1943





Eine ungewöhnliche Hochzeit – Rudolf und Blanka Kandel, geb. Selinger, in Mailand, 1943



Das Versteck in Badia Prataglia, Winter 1943/44



Bertha, Zhenka, Otto, Mirko, Paul Lantos, Zhivko und Rudolf,
Winter 1943/44



Rudolf beim Zeitvertreib im Bauernhaus, 1943/44



Wintermonate im
Apennin, Blanka
1943/44



Blanka und Rudolf in Badia
Prataglia, 1944





Cecilia und Mavro Kandel, Rom 1945



Blanka (obere Reihe, 2. v. re.) bei den Partisanen, 1945



Rudolf und Blanka in Zagreb, 1946



Zhenka in Mailand,
1948



Mirko, Böhshka, Bertha, Zhenka, Blanka, Sonja und Zhivko in der Schweiz, 1953



Cecilia und Sophia in Mexico City, 1955

Manfred Lahnstein
mit Tochter Lea und
Schwiegereltern





Blanka, Rudolf, Sonja und
ihre Tochter Lea im Alten
Land bei Hamburg



Blanka und Rudolf 1996



Zhenka in Mailand,
1948



Mirko, Böhka, Bertha, Zhenka, Blanka, Sonja und Zhivko in der Schweiz, 1953

zeugen geräumt war, duckten sie sich und wurden mit einer Zeltplane zugedeckt. Die Strassen waren in einem miserablen Zustand, und die Flüchtlinge wurden fürchterlich durchgeschüttelt. Von Zeit zu Zeit hielt der Konvoi am Feldestrand oder im Wald. Jedermann konnte dann seine dringendsten Bedürfnisse erledigen.

Als Rudolf nach einem dieser Stopps wieder auf den Wagen kletterte, war seine Rolleiflex weg. Diese wunderbare Kamera hatte er von dem Geld gekauft, das er mit der Transaktion in Lucca verdient hatte. Die Rolle war sein einziger wertvoller Besitz, und er war entsprechend zornig. Als er aber in die ausdruckslosen Gesichter der Soldaten blickte, verkniff er sich jeglichen Kommentar. Die hätten ihn womöglich denunziert oder ganz einfach vom Wagen geworfen!

Die Slowaken brauchten einen Tag und die gesamte nächste Nacht, bis sie Rom erreichten. Schliesslich aber fuhren sie im Stadtzentrum ein. Rudolf und Blanka, zusammen mit dem Rest der Familie, waren in Rom – am frühen Morgen des 6. April 1944.

ROM – DAS VORLÄUFIGE ENDE DER ODYSSEE

EIN VERRÜCKTES VERSTECK

Die Strasse, auf der die Lkws gehalten hatten, war breit und schön. Sie wurde durch weit ausladende Bäume, elegante Villen in verwaschenen Pastellfarben und imposante Paläste gesäumt. Es gab ein paar Strassencafes und Verkaufsstände. Was für ein seltsamer Ort für ein Versteck, hatte Rudolf gedacht, als er unter der Zeltplane hervorlugte.

Die Slowaken halfen ihnen beim Aussteigen, und der Offizier meinte fröhlich: «Willkommen auf der weltberühmten Via Veneto! Sie werden Ihre Unterkunft gleich auf der anderen Strassenseite finden – Empfehlung von Herrn Rotter. Sie heisst ‚Pensione Zanella‘«. Er winkte ihnen zum Abschied zu, und die Fahrzeuge rumpelten um die nächste Kurve.

Die Flüchtlinge schüttelten sich die Müdigkeit aus den Beinen, rafften ihre Habseligkeiten zusammen und überquerten die Strasse, so rasch sie eben konnten. Das Türschild an einem älteren, aber immer noch stattlichen Haus sagte in der Tat «Pensione Zanella».

Da es noch sehr früh am Morgen war, fanden sie Tür und Fenster fest verschlossen. Otto klingelte mehrfach, während Rudolf sich vorsichtig umsah. Als seine Augen auf einen mächtigen Klotz von Haus, nur wenige Meter oberhalb auf der anderen Strassenseite fiel, traute er seinen Augen nicht. Er rang nach Luft. Was war denn das, um Himmels willen! Das Gebäude war mit Hakenkreuzfahnen beflaggt – zwei Soldaten standen mit unbewegten Gesichtern Wache vor ihren Schilderhäuschen! Bevor er seine Familie auf diesen Anblick aufmerksam machen konnte,

öffnete sich die Tür der Pension. Ein verschlafener Mann, noch im Morgenmantel und sichtlich vergrätzt, liess sie ein.

«Herr Rotter schickt uns», sagte Blanka mit ihrem gewinnendsten Lächeln.

«Na ja, wenn das so ist...», antwortete der Portier. «Ich muss schon sagen, Herr Rotter schickt uns seine Gäste sehr früh. Nun denn, willkommen in der Pensione Zanella.»

Als er die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, fragte ihn ein immer noch atemloser Rudolf: «Was ist denn das für ein Gebäude schräg gegenüber?»

Der Mann lachte und fragte zurück: «Aber hat man Ihnen denn das nicht vorher erzählt? Das ist ‚Albergo Flora‘, derzeit das Hauptquartier der deutschen Armee. Und das ‚Hotel Excelsior‘ liegt gleich nebenan. Das ist die bevorzugte Absteige für alle möglichen Würdenträger.»

«Aber das ist doch absurd!», rief Rudolf aus.

«Überhaupt nicht», erwiderte der Portier gleichmütig. «Wer auf der ganzen Welt würde denn vermuten, dass sich Flüchtlinge sozusagen im Schatten der Hakenkreuzfahne verbergen? In ganz Rom ist das für Sie vielleicht das sicherste Versteck überhaupt! Und wenn Sie mir nicht glauben – fragen Sie ruhig die anderen Familien, die schon eine ganze Weile bei uns sind. Also – jetzt werde ich Ihnen Ihre Zimmer zeigen, und dann koche ich uns allen einen starken Kaffee. Ich muss ja schliesslich auch erst wach werden.» Er schlurfte in die Küche und überliess sie ihrer totalen Verwirrung.

Als sich das erste Erstaunen gelegt hatte und sie ein wenig nachgedacht hatten, entspannten sich ihre Mienen. Alles in allem war Rotters Auswahl wirklich nicht schlecht gewesen! In der Tat, wer würde an so einem Ort nach ihnen suchen?

Sie mieteten zwei kleine Räume, einen für die Frauen, einen

für die Männer. Für sie alle gab es nur ein «Badezimmer», ohne Wanne und mit einer vorsintflutlichen Dusche. Nachdem sie ausgepackt hatten, war kaum noch Platz. Aber das störte niemanden. Für den Augenblick waren sie erst einmal sicher, und ewig würden sie hier ja auch nicht ausharren müssen. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis die Alliierten die italienische Hauptstadt befreien würden. Blanka erinnert sich: «Das war ein seltsames Gefühl. Wir wussten, dass wir als Flüchtlinge gekommen waren. Gleichzeitig fühlten wir uns aber auch irgendwie als Touristen. Rom hatte uns sofort gepackt!»

Etwas später wurde im Speisesaal ein ordentliches Frühstück angerichtet. Die anderen Pensionsgäste fanden sich nach und nach ein. Nachdem man sich gegenseitig vorgestellt hatte, stellte sich heraus, dass es sich bei allen mehr oder weniger um Flüchtlinge handelte.

Und nach wenigen Tagen hatte sich die Art von Vertrautheit eingestellt, wie sie für eine eng zusammengepflegte Gruppe von Menschen typisch ist. So lernten sie rasch, dass es sich auch bei den anderen Bewohnern durchweg um Juden handelte. Da gab es eine Familie aus Osijek in Kroatien, eine andere aus Südfrankreich und ein Paar, das schon vor fünf Jahren aus Österreich geflüchtet war. Die «alten Hasen», die hier in Rom schon eine geraume Zeit verbracht hatten, brachten den Neuankömmlingen die wichtigsten Überlebensregeln bei. Sie wussten genau, zu welcher Tageszeit man die Pension verlassen und sich unter die Menge auf der Via Veneto mischen konnte. Sie wussten, wann im deutschen Hauptquartier auf der anderen Strassenseite Ruhe herrschte. Sie kannten einige Ladenbesitzer, die keine unnötigen Fragen stellten. Sie kannten alle Strassenbahn- und Busverbindungen, mit denen man die Stadt ein wenig entdecken konnte.

«Gott sei Dank! Ihr habt es also auch nach Rom geschafft!» Cecilia war überglücklich, als sie ihren Sohn in den Armen hielt.

Mavro lächelte zufrieden, und Ruzha winkte durch die offene Küchentür.

«Ich bin auch sehr froh, dass wir jetzt hier sind. Ruzha, könntest du mir bitte eine grosse Tasse Kaffee machen?»

Sobald sie ihre wenigen Habseligkeiten ausgepackt und gefrühstückt hatten, war Rudolf auf die Suche nach seinen Eltern und seiner Tante gegangen. Unglücklicherweise wusste er überhaupt nicht, wo die eigentlich gelandet waren. Rotter hatte ihnen zwar die Adresse einer anderen Pension gegeben, aber als er dort anrief, waren die Kandels bereits weitergezogen, ohne ihre neue Anschrift zu hinterlassen.

Zum Glück hatte Herr Melamet aber den Eltern die Adresse der Pensione Zanella gegeben, als er sie nach Rom brachte. Und nur zwei Tage nach ihrer Ankunft erhielt Rudolf einen Brief von seiner Mutter. Sie waren am Leben, es ging ihnen gut, und sie wohnten jetzt in der Via della Lega Lombarda 28. Als er sie besuchte, traf er sie in einer sehr kleinen, aber gemütlichen Wohnung in einem guten Wohnviertel nördlich des Stadtzentrums an.

«Aber sagt mal, warum haben euch ‚Rotter & Melamet‘ denn nicht in derselben Pension untergebracht wie uns?», wollte Rudolf wissen.

Ruzha hatte den Kaffee gebracht, und sie hatten sich auf den Balkon gesetzt, um sich mit den letzten Neuigkeiten zu versorgen.

«Das ist ganz einfach», bemerkte sein Vater. «Für uns alle wäre kein Platz gewesen. Und deshalb sind wir dann woandershin gezogen.»

Sie schwatzten ein Stündchen, aber dann musste Rudolf wieder gehen. Sie verabredeten sich für ein wöchentliches Treffen – im-

mer am Freitag gegen 18 Uhr. Das war dann so eine Art weltlicher Sabbat-Abend – ganz wie in alten Zagreber Zeiten.

Rom und die Wunder der «Ewigen Stadt» entdecken – das war das Nächste, was Blanka und Rudolf sich vornahmen. Sie suchten sich die ruhigen frühen Morgenstunden aus, um die römischen Bauwerke, die Renaissancepaläste und die wichtigsten Kirchen zu besuchen. Sie machten sich mit dem Kolosseum, der Engelsburg, dem Forum Romanum, mit S. Giovanni im Lateran und Santa Maria Maggiore, mit dem Trevibrunnen und den Caracallathermen vertraut. Und an einem strahlend schönen Sonntag mischten sie sich unter die Menge, nahmen einen Bus und besuchten die Hadriansvilla in Tivoli.

An einem anderen Sonntag wagten sich die beiden sogar auf den Petersplatz. Sie wollten miterleben, wie der Papst die Menge segnete. Schweigend hörten die beiden Juden die begeisterten Rufe der Menge, die gemeinsamen Gebete und die Gesänge. Sie schauten auf einen weit entfernten, weiss gekleideten kleinen Mann, der an einem der oberen Fenster des Vatikanspalastes stand. Und als Pius XII. die Menge unter ihm auf dem Platz segnete, wurde ihnen klar, welch bewegenden Eindruck diese Geste auf die italienischen Gläubigen, ihre «Gastgeber» machte. Als sie die riesige Arena, die sich «Piazza San Pietro» nennt, verliessen, meinte Rudolf nachdenklich: «Ja – wir werden ohne einen derartigen Segen auskommen müssen. Wir müssen unseren Weg alleine gehen. Wer weiss, vielleicht ist an diesen religiösen Gefühlen doch etwas dran ...»

Blanka reagierte mit einem amüsierten Lächeln. «Was höre ich denn da, Rudolf», sagte sie, «du wirst doch am Ende nicht noch ein frommer Mensch werden, oder?»

Rudolf gab das Lächeln zurück. «Natürlich nicht, auch wenn mir da etwas entgehen sollte. Und übrigens weisst du doch, dass mich Menschenmengen krank machen – selbst katholische!»

Sanft drückte er ihre Hand. Sie würden ihren Weg allein gehen müssen, aber ihre Liebe würde sie führen.

In den frühen Abendstunden unternahmen sie für gewöhnlich das, was Rudolf den «Via Veneto-Spaziergang» nannte: so ungefähr eine halbe Stunde unter die Leute gehen, einen leckeren Cappuccino in einem der Strassencafés trinken und sich dann wieder auf den Heimweg machen. Von Zeit zu Zeit suchten sie ein wenig Abwechslung in einer kleinen Bar an der nahen Piazza Argentina oder in einem Kino in der Nähe. Sie vermieden es, mit Leuten ausserhalb der Pension in regelmässigen Kontakt zu kommen, zumal es dort ausreichend interessant zuing. Über lange Stunden hinweg wurde geplaudert oder Karten gedroschen. Rudolf fing wieder ernsthaft mit dem Schachspiel an. Einer der Gäste, der Mann aus Osijek, war ihm ein ausgezeichnete Lehrer. Er musste früher endlos lange Zeit in einem Schachcafé zugebracht haben. Nun, Rudolf war ein mehr als gelehriger Schüler, und so erinnerte er sich mit besonderem Stolz an seine erste Remispartie.

Blankas Vater verliess die Pension überhaupt nicht. Er verbrachte einen guten Teil seiner Zeit damit, durch die heruntergelassenen Jalousien die gegenüber liegenden Gebäude zu beobachten. Es schien ihm so, als würden die Deutschen von Tag zu Tag nervöser und aufgeregter. Das war auch nicht weiter verwunderlich, weil die Alliierten mit jedem Tag ein Stückchen näherrückten, wie jedermann in Rom aus der BBC und vom Hörensagen wusste. Es gab Gerüchte über Grausamkeiten, die die Nazis an Italienern verübt haben sollten. Aber es gab keine harten Fakten. Auch das war nicht weiter verwunderlich, wurde doch sogar der Massenmord in den «Fosse Ardeatine» für eine ganze Zeit geheimgehalten.

Rein äusserlich schien also alles einigermassen in Ordnung zu sein, geprägt durch ein ruhiges Alltagsleben. Und dennoch machte Rudolf und Blanka das Verhalten ihrer Eltern zunehmend Sor-

ge. Bertha und Zhivko wurden zusehends nervöser. Mit der massiven Präsenz der Deutschen auf der anderen Strassenseite wurden sie einfach nicht fertig. Sie konnten weder die Hakenkreuzfahnen noch die regungslos Wache stehenden Soldaten oder die harten und gespannten Gesichter der Offiziere ausstehen, wie sie mit knappem Hitlergruss das Hauptquartier betraten oder verliessen. Und sie hatten ständig Angst, dass irgendetwas schief gehen könnte.

Eines Abends Anfang Mai sprach Zhivko sie nach dem Abendessen an: «Wir müssen hier raus», flehte er. «Bertha und ich, wir sind unruhig und richtig besorgt. Theoretisch war Rotters Überlegung völlig in Ordnung. Was aber, wenn eine dieser Wachen Verdacht schöpft? Die starren uns doch die ganze Zeit an. Was, wenn die Alliierten das Hauptquartier ihrer Todfeinde bombardieren und wir etwas abbekommen?»

Die Meinungen in der Familie waren geteilt. Rudolf und Otto hatten überhaupt keine Angst. Sie hatten sich mit der Lage bestens abgefunden. Warum sollten sie denn noch einmal das Versteck wechseln – jetzt, wo die Alliierten jeden Tag kommen konnten? Blanka war unentschlossen. Einerseits konnte sie die Argumente ihres Mannes gut verstehen und teilte sie. Andererseits wollte sie aber ihre Eltern nicht leiden sehen.

Am Ende schlossen sich alle Zhivkos Standpunkt an – aus Überzeugung, aus Mitleid oder aus Liebe. Rudolf fiel ein, dass ihm sein Vater bei einem ihrer letzten Treffen von einigen Wohnungen erzählt hatte, die in seinem Stadtviertel leerstanden. Das hatte ihm ein Ladenbesitzer erzählt, als er sich dort eine Zeitung gekauft hatte. Rudolf besuchte ihn, bevor er am Freitag darauf zu Cecilia und Mavro ging. Der Mann kratzte sich seine Glatze und meinte: «Kommen Sie doch bitte morgen um die gleiche Zeit wieder.»

Als Rudolf das tat, begrüßte ihn der Italiener mit einem

freundlichen Lächeln: «Hier ist die Anschrift einer Witwe, die einen Teil ihrer Wohnung untervermieten würde.»

Rudolf nahm den Zettel, bedankte sich bei dem Ladenbesitzer und gab ihm ein ausreichendes Trinkgeld. Wieder einmal packten sie.

Bei ihrem letzten Abendessen in der «Pensione Zanella» seufzte Blanka auf: «Wann wird diese Umzieherei denn endlich einmal ein Ende nehmen? Gestern Nacht konnte ich nicht einschlafen. Da habe ich versucht zu zählen, an wie vielen Orten ich bereits gehaust habe, seit wir Zagreb verlassen mussten – vor gerade mal drei Jahren. Ich bin auf über zehn gekommen. Wann werden wir denn endlich einmal Ruhe finden? Und wann werden Rudolf und ich wirklich Zusammenleben können?»

Bertha wies sie in einer Schärfe zurecht, wie sie sie schon lange nicht mehr erlebt hatten: «Worüber beklagst du dich denn eigentlich? Wir haben in einer Zeit überlebt, in der Hunderttausende von Juden, Serben, Polen und Russen ums Leben gekommen sind – viele von ihnen brutal ermordet! Und in ein paar Wochen oder sogar noch eher wird der Nazispuk hier vorbei sein. Dann kannst du immer noch glücklich mit deinem Mann leben. Hör also bitte mit der Jammerei auf!»

Sie hatte natürlich Recht. Was sie aber nicht wissen konnte: Es sollte noch ein weiteres Jahr dauern, bis es für Blanka und Rudolf ein wirkliches Zuhause geben würde.

WARTEN AUF DIE BEFREIER

Als sie die Pension in den Morgenstunden eines schönen Maitages verliessen, gab der Frühling eine Galavorstellung. Die Sonne strahlte aus einem wolkenlosen Himmel und die frischen grünen

Blätter an den Bäumen am Strassenrand wurden durch eine Brise leicht bewegt. Eine heitere Ruhe herrschte über Rom. Und selbst ihre Naziverfolger schliefen noch, von den reglosen Wachsoldaten einmal abgesehen. Sie bestiegen die Strassenbahn, und keiner unter den Arbeitern, die zur Frühschicht unterwegs waren, kümmerte sich um die kleine Gruppe von fünf Leuten mit ihren abgetragenen Koffern.

«Daniela Bernasconi, 94, Via Ruggiero Fauro» – das hatte auf dem Zettel gestanden, den der glatzköpfige Ladenbesitzer Rudolf in die Hand gedrückt hatte. Und da war es: ein ruhiges, unauffälliges Haus in einer ebenso ruhigen, unauffälligen Strasse. Nur der aufmunternde Klang eines neapolitanischen Volksliedes im Radio unterbrach die allgemeine Stille. Ein offenes Fenster im Erdgeschoss zeigte an, dass die Signora eine Frühaufsteherin war. Sie sah sie kommen und öffnete die Tür.

Daniela Bernasconi war ungefähr 45 Jahre alt. Sie hatte eine eher niedrige Stirn, eine kleine und kecke Nase, und ihr Mund war einen Stich zu breit. Ihre graublauen Augen waren von goldschimmernden Flecken durchsetzt. Ihr Lächeln war gewinnend. Sie sah aus, als hätte sie gut geschlafen. Das war ein nettes Gesicht, das Gesicht einer Person, die man rasch lieb gewinnen konnte. «Kommen Sie herein», sagte sie, «und fühlen Sie sich wie zu Hause.»

Als sich alle am Küchentisch niedergelassen hatten, kam ihre neue Gastgeberin rasch zum Punkt. Sie machte ihre Bedingungen klar: «Ich möchte nicht wissen, wer Sie sind, und ich will Sie auch nicht nach Ihren Papieren fragen. Aber Sie wissen ganz genau, dass es für Italiener sehr gefährlich werden kann, wenn sie unbekannte Ausländer beherbergen. Wer weiss, vielleicht sind Sie ja sogar Flüchtlinge oder so etwas Ähnliches. Diese verfluchten Nazis und Faschisten würden mit mir kurzen Prozess machen, wenn sie das herausfinden sollten.» Daniela schüttete sich aus einem grossen Topf Tee nach. Als die anderen das auch getan hatten,

fuhr sie fort: «Vor drei Wochen sind zwei Damen, die ich hier zur Untermiete hatte, gleich um die Ecke von der Polizei verhaftet worden – im Park der Villa Borghese. Die konnten nicht ein einziges Personaldokument vorweisen. Seither habe ich sie nicht wiedergesehen. Offenbar haben sie meine Anschrift nicht verraten. Und Gott sei Dank foltert unsere Polizei die Leute nicht. Sie müssen aber sehr, sehr vorsichtig sein. Meine Adresse dürfen Sie auf keinen Fall verraten, das müssen Sie mir versprechen. Ausserdem muss ich Sie bitten, die Miete für zwei Monate im Voraus zu bezahlen, und wenn es geht, in harter Währung. Und bitte: Nennen Sie mich Nelli!»

Rudolf war irritiert. Er hatte «Nelli» von Anfang an gemocht. Aber warum waren sie nicht doch in der Pension geblieben? Hier in der Nordstadt schienen die Umstände nicht gerade ermutigend zu sein. Aber die Entscheidung war nun einmal getroffen. Und am helllichten Tage wäre es sowieso zu riskant gewesen, in die Via Veneto zurückzufahren.

Viel Bargeld hatten die Flüchtlinge nicht mehr. Glücklicherweise nahm Daniela nach einigem Hin und Her zwei Goldmünzen als Monatsmiete an. Sie zeigte ihnen ihre Zimmer, die ein bisschen komfortabler waren als die zuvor. Und als sie aus den Fenstern blickten, gab es wenigstens keine Hakenkreuzfahnen oder Wachsoldaten. Es gab nur eine ruhige Strasse, auf der sich nichts bewegte.

Die Warnungen der Vermieterin blieben nicht ohne Wirkung auf Rudolf, Blanka und die anderen. Wie unvorsichtig, ja leichtsinnig sie doch in den letzten Wochen gewesen waren! Sie beschlossen, von nun an die Wohnung nur noch in Notfällen zu verlassen. Es machte überhaupt keinen Sinn, jetzt noch irgendein Risiko einzugehen. Bei ihrer Befreiung konnte es sich doch nur noch um Tage handeln!

Bertha bat Daniela, alle Einkäufe für sie mit zu erledigen. Es gab sowieso nicht mehr allzu viel zu kaufen. Während der letzten

Wochen der deutschen Besetzung waren die Lebensmittelvorräte in Rom arg geschrumpft. Fisch oder Fleisch gab es so gut wie gar nicht mehr. Ihre magere Diät bestand deshalb nur noch aus Brot, Nudeln, Risotto und ein bisschen Gemüse. Gott sei Dank gab es aber noch frische Kräuter und Tomaten. Auch aus mageren Zutaten lässt sich immer noch ein wohlschmeckendes Essen zaubern! Ab und zu gab es auch Obst zu kaufen. Es gab Mineralwasser; für Kaffee und Wein musste man auf bessere Zeiten warten. Daniela erzählte ihnen, dass selbst die Cafés keinen Nachschub mehr bekamen, was sich auf die Stimmung in der Stadt mehr als abträglich auswirkte.

Für junge und unternehmungslustige Leute wie Blanka und Rudolf war es hart, in der Via Ruggiero Fauro wie unter Hausarrest zu leben. Das späte Frühjahr entfaltete all seinen Zauber. Sie hörten die Vögel zwitschern und malten sich aus, wie angenehm es jetzt in den Gärten der Villa Borghese sein musste. Sie sahen Menschen am Fenster vorbeigehen und stellten sich vor, wie schön es jetzt mitten unter den Leuten auf der Via Veneto sein musste. Und das Telefon konnten sie auch nicht benutzen, da es jederzeit abgehört werden konnte. Das Radio war einmal mehr ihre einzige Informations- und Unterhaltungsquelle geworden. Zumindest tröstete sie der Umstand, dass die Deutschen und ihre diversen Hilfstruppen an allen Fronten auf dem Rückzug waren. Alles andere war eingeübte Routine: Unterricht für Otto, Italienisch lernen, Musik im Radio hören ...

Und dann erwischte es Blankas Eltern ganz plötzlich mit einer schweren Grippe. Es gab keine Möglichkeit, einen Arzt zu rufen. Danielas Hausarzt war zwar sehr renommiert, er war jedoch ein überzeugter Faschist, und sein Besuch hätte in einem Desaster enden können. Deshalb erholten sich die beiden nur langsam, zumal die Strapazen der letzten Jahre sie doch sehr angegriffen hatten. Rudolf war der Einzige, der die Wohnung einmal in der Woche

verliess. Auch er wollte kein unnötiges Wagnis eingehen. Aber er musste ganz einfach seine eigenen Eltern sehen, denen es gesundheitlich auch nicht allzu gut ging. Auch bei ihnen hatte das lange Exil seinen Preis gefordert. Glücklicherweise war es über das gesamte Frühjahr einigermassen kühl geblieben, so dass sie wenigstens nicht unter der sprichwörtlichen römischen Hitze zu leiden hatten.

Als Rudolf eines Abends von der Via della Lega Lombarda nach Hause ging, geschah etwas Merkwürdiges. Vom Himmel regnete es Papier in lauter kleinen Blättern! Er schaute auf und sah in grosser Höhe über sich zwei oder drei Flugzeuge. Sie kreisten ruhig und verschwanden kurz darauf. Die Abendsonne tauchte das Metall der Rümpfe und der Flügel in glänzendes Weiss, so dass sie wie Schwäne oder Möwen wirkten.

Er sah sich vorsichtig um. Wer im Besitz alliierter Propagandamaterials erwischt wurde, riskierte schwere Bestrafung. Aber es war sonst niemand in der Nähe, und so bückte er sich rasch und hob eins der Blätter auf. Er stellte sich in einen Hauseingang und las. Soweit Rudolf sich erinnern konnte, hatte es etwa folgenden Inhalt: «Bürger von Rom! Eure Befreiung steht unmittelbar bevor! Unsere siegreichen Streitkräfte sollten die Stadt in zwei oder drei Tagen erreichen. Die Truppen unserer Feinde können keinen ernsthaften Widerstand mehr leisten. Aber – seid vorsichtig! Sie sind immer noch stark genug, um an Italienern und Fremden Verbrechen zu begehen. Bleibt in Euren Häusern und wartet unsere Ankunft ab!»

Rudolf rannte so schnell er konnte nach Hause. Er hastete die Treppe hinauf und rief: «Kommt alle mal sofort her!» Und dann las er den Text des Aufrufs laut vor. Alle waren freudig erregt, auch Nellie. Endlich – die Tage der Freiheit und der Vergeltung waren gekommen! Etwas später stellte Daniela das Radio an. Sie suchte nach dem Sender der Faschisten. Sie lachte und meinte scherzhaft:

«Vielleicht ist das ja die letzte Gelegenheit, noch einmal deren Propaganda zu hören.» Und als der Sprecher der Spätnachrichten von dem «heldenhaften Widerstand unserer Soldaten im Raum Tivoli und Civitavecchia» faselte, wussten sie, dass sie nicht mehr lange würden warten müssen. Man schrieb den 2. Juni 1944.

Am 4. Juni unterbrach das schrille Klingeln des Telefons das gemeinsame Frühstück in der Via Ruggiero Fauro. Daniela nahm den Hörer ab und lauschte atemlos. Ab und zu fragte sie «Wann?» oder «Wo?» und beendete dann das Telefonat. «Wunderbar! Ciao, ciao! Und kommt mich so rasch wie möglich besuchen!»

Daniela drehte sich zu den anderen um. Sie hatte Freudentränen in den Augen. «Das war ein Bekannter von mir. Er lebt im Süden der Stadt, im Viertel von San Paolo. Die Amerikaner sind da – mit Artillerie, mit Panzern und mit vielen, vielen Soldaten! Offenbar verlassen die Deutschen Rom Richtung Norden. Sie kämpfen nicht einmal mehr. Was für ein Tag! Was für ein wunderbarer Tag!»

Ein lautes Durcheinander brach los. Alle riefen und sangen durcheinander. Sie fielen sich weinend in die Arme. Otto griff seine Schwester, tanzte mit ihr wild in der Küche herum und brüllte: «Lasst uns auf die Strasse gehen! Dieses Spektakel will ich nicht verpassen!»

Die anderen waren vorsichtiger. Es würde wohl noch einige Stunden dauern, ehe die Alliierten die nördlichen Stadtteile erreicht hatten. Und wer wusste, wozu die SS und ihre Helfershelfer noch alles fähig waren, bevor sie flüchteten? Sie hatten nun schon so lange gewartet. Warum sollten sie jetzt, so kurz vor der Befreiung, noch Kopf und Kragen riskieren?

Gegen Mittag hielt es aber auch Blanka und Rudolf nicht länger. Sie wollten ganz einfach dabei sein! Mit Otto verliessen sie das Haus in einer Mischung aus schierem Bewegungsdrang, Neugierde und Begeisterung.

Es waren bereits viele Menschen auf der Strasse. Niemand konnte oder wollte seine überschäumende Freude verbergen. Einige schwenkten alte italienische Fahnen. An der Ecke schlugen Flammen aus einem kleinen Bürogebäude. Das mochte den faschistischen «Schwarzhemden» gehört haben – aber darum kümmerte sich jetzt niemand mehr. Das brennende Haus wirkte wie der Scheiterhaufen für das verhasste System. Wie es bei ähnlichen Anlässen immer wieder geschieht, machte auf einmal eine Parole die Runde: «Alle zum Viale Parioli! Dort müssen die Deutschen vorbeikommen, wenn sie Rom verlassen. Und dort können wir auch die Alliierten begrüßen!» Die Menge setzte sich immer rascher in Bewegung. Blanka, Rudolf und Otto rannten einfach mit. Das versprach ein Schauspiel zu werden, wie sie es noch nie erlebt hatten!

Der Viale Parioli ist ein breiter, von stattlichen Pinien gesäumter Boulevard. Er ist eine der Hauptverkehrsstrassen, die Rom mit dem Norden des Landes verbinden. Als sie dort ankamen, zusammen mit Hunderten anderer Neugieriger, war der Auszug der deutschen Truppen aus der Stadt bereits in vollem Gange. Die Offiziere in ihren offenen Kübelwagen und die Militärpolizei auf ihren schweren Motorrädern taten alles, um das Ganze nach einer geordneten Absetzbewegung aussehen zu lassen. Aber man musste nur in die müden, resignierten Gesichter der Soldaten blicken, um zu begreifen, um was es sich wirklich handelte: um ein knappes, eher verzweifertes Entkommen! Bei aller Hast ging es jedoch diszipliniert zu. Schiessereien blieben aus, und Übergriffe waren nirgendwo zu beobachten. Für die Deutschen sah das Ganze schon wie ein Spiessrutenlaufen aus, und die Italiener sahen dem in grosser Beherrschtheit und unter fast völligem Schweigen zu. Gleich neben Rudolf spuckte ein Mann auf den Bürgersteig und zischte: «Putane, andate per sempre!»

Rudolf wusste, was das bedeutete. Die «Huren» gingen für immer. Er glaubte in dem langen Treck auch einige Lkws. Mit slo-

wakischen Soldaten gesehen zu haben. Sicher aber war er sich da nicht.

Blanka musste unwillkürlich an den Tag zurückdenken, an dem vor mehr als drei Jahren die gleiche Armee mit Glanz und Gloria in Zagreb einmarschiert war. Und jetzt das! Da gab es keine Hakenkreuzflaggen mehr, nicht einmal an den Dienstfahrzeugen der Offiziere. Da war auch keine Marschmusik mehr zu hören – vermutlich hatten die Militärmusiker ihre Instrumente bereits vor langer Zeit eingepackt. Ein paar Italiener aber begannen leise zu singen: «Va, pensiero ...», den unvergesslichen Gefangenenchor aus Verdis «Nabucco», der schon so etwas wie eine inoffizielle Nationalhymne geworden war.

Immer wieder bahnten sich Autos mit verschreckten Zivilisten und starr geradeaus blickenden SS-Männern mühsam ihren Weg durch die Marschkolonne. Die Ratten verliessen das sinkende Schiff – Nazischergen, Bürokraten und ihre Familien, Diplomaten und Profiteure. Als auch der letzte Wehrmachtssoldat hinter den Bäumen an der nächsten Kurve verschwunden war, herrschte auf dem Viale Parioli völliges Schweigen. Es war, als hielte Rom den Atem an.

Das war ein Augenblick äussersten Schocks, unendlicher Freude und grenzenloser Erwartung. Jeder versuchte, mit dieser Situation fertig zu werden, zu verstehen, was da eigentlich passiert war. Es gelang niemandem. Nur die Vögel sangen in den Bäumen. Sie ging das Ganze nichts an. Und dann, nur eine gute halbe Stunde später, war in der Ferne ein dumpfes, rumpelndes Geräusch zu hören ...

1944 (nach der Befreiung Roms)

Westeuropa

Am 6. Juni landen amerikanische, britische und kanadische Streitkräfte an den Stränden der Normandie. Die Invasion hat begonnen.

Als Vergeltung für die Tätigkeit der Résistance ermordet die SS in Oradour-sur-Glane 642 französische Bürger.

Im Juli wird Caen befreit. Nantes, Angers und die Côte d'Azur folgen im August. Am 25. August erreichen die Befreier Paris inmitten einer Explosion der Begeisterung. Belgien und Luxemburg werden im September eingenommen. Kurz darauf überqueren amerikanische Einheiten zum ersten Mal, die deutsche Grenze.

Deutschland

Am 20. Juli schlägt ein Versuch fehl, Hitler in seinem Hauptquartier, der ostpreussischen «Wolfsschanze», zu töten. So gut wie alle Verschwörer werden in den folgenden Tagen, Wochen und Monaten hingerichtet. Nach dem Krieg werden Graf Stauffenberg und andere zum Symbol des deutschen Widerstandes.

In Polen erobern sowjetische Verbände Lublin, Brest-Litowsk und Przemysl. Im August stösst die Rote Armee auf deutsches Gebiet vor. Die polnische Untergrundbewegung beginnt ihren Aufstand in Warschau. Nach heldenhaftem Kampf müssen ihre Kämpfer sich Anfang Oktober deutschen Einheiten ergeben. Es kommt zu Aufständen in der Slowakei. Rumänien beendet alle Beziehungen zu Deutschland und erklärt im Sommer dem «Reich» den Krieg. Sowjetische Truppen besetzen Bukarest und Sofia.

Italien

Im Juni befreien alliierte Einheiten Civitavecchia, Elba und Perugia. Siena, Livorno, Ancona und Pisa folgen im Juli, Florenz im August. Im September besetzen griechische Streitkräfte Rimini; Ravenna wird im Dezember genommen.

Jugoslawien

Josip Broz Tito, der unbestrittene Führer des jugoslawischen Widerstands, trifft sich in Neapel mit Winston Churchill. Kurz darauf zwingt König Peter II. den Chef der königstreuen Partisanen Draža Mihajlović zum Rücktritt. Tito wird auch formal Oberbefehlshaber der jugoslawischen Befreiungsarmee.

Im Oktober nehmen seine Verbände mit Unterstützung sowjetischer Truppen Belgrad ein.

Das jüdische Volk

Die Rote Armee befreit das Vernichtungslager Majdanek im Juli. Gleichzeitig werden in Auschwitz-Birkenau 4'000 Zigeuner ermordet. Ihre Lagerbaracken werden im Anschluss daran dem Erdboden gleich gemacht, um alle Spuren dieses Verbrechens zu verwischen.

Im August bittet die Jewish Agency die Alliierten dringend, die Konzentrationslager und ganz besonders Auschwitz zu bombardieren. Der amerikanische Staatssekretär John McCloy stellt sich dem unter Hinweis auf drohende deutsche Vergeltungsakte entgegen.

Im Oktober beginnen Auschwitzhäftlinge einen Aufstand im Lager. Sie versuchen, die Gaskammern und Krematorien in die Luft zu sprengen, womit sie aber nur teilweise Erfolg haben. Die SS-Wachen bringen alle Aufständischen um.

Im November ordnet Heinrich Himmler, der «Reichsführer SS», die Zerstörung aller Krematorien an. Dafür beginnt die SS mit Vergasungsaktionen im KZ Ravensbrück.

DIE AMERIKANER KOMMEN!

Das Rumpeln wurde lauter. Und dann tauchte, etwa hundert Meter entfernt, unter den Strassenbäumen langsam und vorsichtig ein olivgrünes Monstrum auf, von vielen hundert Augen fixiert. Es war ein Panzer, und es war kein deutscher. «Ein Patton», flüsterte Otto hingerissen. Er hatte alte Abbildungen aus verschiedenen Zeitschriften offenbar gut im Kopf. Der Turm des Tanks war geschlossen. Das Geschütz und die beiden Maschinengewehre schwenkten drohend in alle Richtungen, bereit, jeden Augenblick zu feuern.

Aber es waren keine Feinde mehr in Sicht, sondern nur noch nach Atem ringende Zivilisten. Sobald sich der Panzerkommandeur Klarheit über seine Lage verschafft hatte, fuhr er noch ein paar Meter weiter. Fünf weitere Tanks folgten. Sie alle hatten weisse Sterne auf die Seiten ihrer Türme gemalt. Die Amerikaner waren da! Blanka und Rudolf kamen die Panzer vor wie die Fahrzeuge der himmlischen Heerscharen – und so ging es nicht nur ihnen. Ganz plötzlich war das Schweigen der Menge gebrochen. Ein wilder, ohrenbetäubender Jubel setzte ein. Die Menschen sprangen in die Luft, umarmten und küssten jeden, den sie zu fassen bekamen, riefen, schwenkten Fahnen und Taschentücher, lachten und weinten. Blanka weiss noch, wie Rudolf mit aller Kraft herausschrie: «Wir haben es geschafft! Wir haben es geschafft! Mein Gott, wir haben es geschafft!» Mehr als drei Jahre der Verfolgung und Demütigung waren in diesen Minuten des Schweigens ausgelöscht. Sie hatten ihr oberstes Ziel erreicht: Sie hatten überlebt.

Der Panzer des Gruppenkommandeurs hielt an, als er die Mitte des Viale Parioli erreicht hatte. Die Turmklappe wurde allmählich und schrittweise geöffnet. Instinktiv sind Soldaten immer auf der Hut. Dann aber erschien ein grosses schwarzes Gesicht – und

es grinste über beide Ohren. Das grosse schwarze Gesicht gehörte einem grossen schwarzen G.I. Und selbst Otto hatte jetzt keine Angst mehr, als er dieses Grinsen sah. Es gab nichts mehr, vor dem man Angst haben musste. Diese Leute waren als Befreier gekommen! Sie waren Freunde, und von nun an würde alles gut werden.

Der Soldat winkte, und die Menge winkte begeistert zurück. Dann öffneten sich auch die Turmklappen der anderen Tanks. Auch deren Kommandeure tauchten mit lächelnden Gesichtern auf. Und dann taten die Amerikaner genau das, was man in Hunderten von Geschichten überall in Europa erzählt (und was ich selbst auch als kleiner Junge in einem thüringischen Dorf im April 1945 erlebt habe): Sie warfen den Kindern, die mit ihren Eltern gekommen waren, Bonbons, Kaugummi und Schokolade zu. Das erinnerte fast an einen Karnevalsanzug – den schönsten, den sie alle je erlebt hatten. Eine junge Mutter lief mit ihrer kleinen Tochter zu einem der Panzer, hob sie hoch und forderte sie auf, die Hand des Kommandeurs zu schütteln. Ein alter Mann, der in seinem besten Anzug erschienen war, reckte seinen Spazierstock in die Luft und rief immer wieder: «Ewiva l'Italia! Ewiva l'America!» – Es lebe Italien, es lebe Amerika!

Und Blanka fiel einer italienischen Frau in die Arme, die sie noch nie zuvor gesehen hatte. Sie musste ihr einfach zeigen, wie glücklich sie war.

Als Nächstes kamen Schützenpanzer mit schweren Maschinengewehren, und dann kamen die Infanteriesoldaten. Sie hatten zwei Kolonnen gebildet, um unter den Bäumen links und rechts des Viale Parioli marschieren und den kühlenden Schatten ausnutzen zu können. In Rom war es gar nicht einmal so warm am Befreiungstag. Aber für die Soldaten mit ihren Helmen, ihren Gewehren und ihren Rucksäcken waren schon gut zwanzig Grad zu viel. Die meisten triefen vor Schweiß, und alle sahen erschöpft aus.

Die Italiener versuchten sie aufzumuntern, als wären die Gis Marathonläufer auf den letzten Kilometern ihrer Laufstrecke. Die Soldaten jedoch reagierten so gut wie überhaupt nicht auf diesen Zuspruch. Wasser war alles, was sie annehmen wollten. Sie hatten auch keine Bonbons für die Kinder bei sich. Einige von ihnen schienen gehend eingeschlafen zu sein. Sie mussten von ihren kräftigeren Kameraden gestützt werden. Offenbar hatten die amerikanischen Truppen den Befehl erhalten, den nördlichen Stadtrand Roms zu sichern, bevor an ein Ausruhen zu denken war. Die Versorgungsfahrzeuge und die Feldküchen sollten erst viel, viel später dazukommen.

Blanka, Rudolf und Otto gingen zu ihrer kleinen Wohnung zurück. Kopf und Herz waren mit Eindrücken vollgestopft. Nach ihrer Rückkehr mussten sie erst einmal über das Unglaubliche der letzten Stunden ausführlich Bericht erstatten.

Am frühen Abend deckte Daniela den Tisch mit einem weissen Damasttuch, passenden Servietten und silbern glänzendem Besteck. «Das gehört zu meiner Aussteuer», erklärte sie stolz. Von einem Nachbarn hatte sie frisches Gemüse besorgt, und aus dem Nichts hatte sie eine grosse Salamiwurst herbeigezaubert. Sie war in den Keller gegangen und mit zwei Flaschen Rotwein zurückgekommen. «Heute Abend feiern wir ein grosses Fest!», kündigte sie an. Bertha fügte lachend hinzu: «Das grosse Befreiungsfest!»

Als es so weit war, half sie Daniela dabei, einen Riesentopf Spaghetti und eine wunderbare Sosse aus Tomaten, Knoblauch und Olivenöl vorzubereiten. In der Zwischenzeit war Rudolf zu seinen Eltern gelaufen und kam mit Cecilia, Mavro und Ruzha zurück, aber auch mit Käse, Brot und noch mehr Rotwein. Sie stellten das Radio an, aber die italienischen Sender waren ebenso abgeschaltet wie Radio Vatikan. Offenbar waren alle Rundfunk-

techniker zu Hause geblieben, um diesen historischen Tag zu feiern. Als die BBC dann den Abzug der deutschen Truppen und den Einmarsch der Alliierten in Rom meldete, jubelten sie erneut, obwohl das für sie ja eigentlich keine Neuigkeit mehr war. Jetzt aber war es sozusagen «offiziell», und die ganze Welt würde es wissen! Erneut wurden die Gläser gehoben – alle hatten an diesem Abend bereits einen tüchtigen Schluck getrunken –, und noch einmal hallte ein fröhliches, herzerwärmendes «Lechaim!» durch die ganze Wohnung. Bertha brachte einen Trinkspruch auf die jungen Leute aus: «Ihr könnt euch überhaupt nicht vorstellen, wie glücklich ich bin, dass ihr alle überlebt habt», sagte sie unter Tränen. «Über mehr als drei Jahre habe ich meine Sorgen mit mir herumgetragen. Ich habe miterlebt, wie ihr grösser geworden seid, und inzwischen seid ihr erwachsene und unabhängige Menschen. Aber eine Mutter macht sich halt immer Sorgen um ihre Kinder.» Und dann kramte sie in ihrer Handtasche und zog eine der beiden wunderschönen Brillantbroschen hervor, die sie schon häufiger bewundert hatten. «Die hat mir meine Schwiegermutter damals zur Hochzeit geschenkt, müsst ihr wissen», fügte sie hinzu. «Und jetzt wird sie ein verspätetes Hochzeitsgeschenk für Blanka sein. Für mich war das immer so eine Art letzter Notgroschen. Aber der ist nun nicht mehr notwendig.»

Während des Essens bat Daniela Rudolf, ihr doch einmal im Zusammenhang zu erzählen, was ihnen in den letzten Jahren so alles passiert war. Das tat er gerne. Immer wieder wurde er durch seine Familie, neue Trinksprüche und die hinreissende Swingmusik unterbrochen, die die BBC zur Feier des Tages sendete. Als er seine Erzählung beendet hatte, seufzte Daniela tief auf: «Was für eine fürchterliche Zeit ihr hinter euch gebracht habt! Gott sei Dank ist die ja nun vorbei.» Dem stimmten alle sofort und rückhaltlos zu.

Rudolf begleitete seine Eltern und Tante Ruzha zurück in ihre Wohnung. Als er dann wieder nach Hause kam, waren alle fest

eingeschlafen. Nun ja, dachte er bei sich, auch solch ein wunderschöner Tag kann einen ganz ordentlich erschöpfen. Und dann fiel auch er ins Bett.

ZUKUNFTSPLÄNE

Alles, was der Kalender getan hatte, war, einen Tag weiter zu rutschen. Dieselbe Sonne schien, und dieselben Vögel sangen ihr vertrautes Lied. Aber von diesem 5. Juni 1944 an sollten sich viele Dinge ändern, auch wenn es für ein ruhiges Überdenken noch zu früh war. Dafür wirkte die Aufregung doch noch zu stark nach.

Daniela hatte auf dem Schwarzmarkt ein paar Eier und ein Tütchen mit schwarzem Tee ergattert. Der Schwarzmarkt funktionierte urplötzlich, so wie er es unter ähnlichen Umständen überall auf der Welt tut. So kam es zu einem richtigen Festtagsfrühstück. Noch schöner aber war das Gefühl, endlich frei zu sein! Genau genommen waren sie ja während ihres Aufenthalts in Rom keineswegs Gefangene gewesen. Aber der unfreiwillige Hausarrest sowohl in der Via Ruggiero Fauro als auch in der Via della Lega Lombarda hatte sie doch sehr mitgenommen. Daher war es nur zu natürlich, dass sie an jenem Morgen nur einen Wunsch hatten: in die Stadt zu gehen!

Rudolf holte seine Eltern ab, und dann drängten sie alle in eine sowieso schon überfüllte Strassenbahn Richtung Corso d'Italia. Noch ein rundherum unglaublicher Tag! Überall lachende Gesichter, Fahnen, Blumen, Musik und Gis, die fröhlich mit Mädchen und Frauen herumtanzten. Von dort ging es zur Via Veneto, wo die Radios in allen Cafés und Bars die Melodien von Glen Miller spielten. Blanka juckte es in den Füßen. Sie forderte Ru-

dolf zu einem Tänzchen auf dem Bürgersteig auf, geradewegs vor «ihrer» Pensione Zanella. Keine Wachsoldaten, keine Hakenkreuzflaggen, keine harten Soldatengesichter mehr – Mensch, wie herrlich konnte das Leben sein! Sie besuchten die anderen Hausgäste, die dort ausgeharrt hatten. Glücklicherweise war auch denen nichts zugestossen. Diese Nacht kamen sie erst spät ins Bett.

Nach einigen Tagen waren Begeisterung und überschäumende Freude spürbar abgeklungen. Die ungeheure Spannung, mit der sie über all die Jahre gelebt hatten, machte einer inneren Erschöpfung, ja sogar einer deutlichen Leere Platz. Und als sie sich ein wenig erholt hatten, fanden sie rasch heraus, dass ihr Leben noch immer alles andere als normal war. Höchste Zeit also, den Tatsachen ins Auge zu blicken und sich neue Ziele zu setzen!

Dieses Mal war es Mavro, der die Initiative ergriff. Er lud beide Familien nach Trastevere in eine traditionelle Trattoria ein. Dort waren sie noch nie gewesen und genossen die engen, farbenfrohen Strässchen mit ihren unzähligen Restaurants, die mittlerweile alle wieder geöffnet waren. Auch die ersten Sänger mit ihren abgegriffenen Gitarren und ihren kräftigen, wenn auch ungeübten Stimmen waren zurückgekommen. Sie hatten einen wunderschönen Abend miteinander. Als aber die Teller abgeräumt und der Wein fast ausgetrunken war, erhob sich Mavro zu einer offensichtlich geplanten Ansprache. So wie sich Rudolf erinnerte, könnte etwa dies ihr Inhalt gewesen sein: «Meine liebe Familie, liebe Freunde! In einer seltsamen Weise geht ein seltsames Fest zu Ende. Ich meine nicht diesen Abend, sondern die gesamte Zeitspanne seit unserer Befreiung. Das Schicksal hatte uns zusammengepresst wie Wasser in einem gewaltigen Trichter zusammengepresst wird. Wir haben eine unglaubliche Zeit erlebt und glücklicherweise ohne wirklichen Schaden durchgestanden. Diejenigen aus unseren Familien, die es bis Italien geschafft haben,

haben überlebt. Das ist nichts anderes als ein Wunder. Wir haben einiges durchstehen müssen, aber insgesamt ist uns das Schicksal sehr gnädig gewesen. Rund um uns herum jedoch sind Hunderttausende, ja vielleicht Millionen unserer Brüder und Schwestern grausam umgekommen. Ich weiss nicht, was aus meiner Schwester Lina in Prag geworden ist. Da oben geht die Verfolgung durch die Nazis sicher immer noch weiter ...»

Jedermann am Tisch war durch Mavros Worte zutiefst gerührt. Alle dachten an die, von deren Schicksal man nichts wusste. Bertha fiel leise schluchzend ein: «Und was mag aus meiner Mutter geworden sein? Von ihr haben wir schon über ein Jahr nichts mehr gehört. Denkt doch nur an Zhenka und Mirko oder an meine Schwester Böhshka und ihren Mann Paul. Wie sicher mag es in Mailand jetzt wohl sein?»

Zhivko fügte hinzu: «Und wie mag es Egon Polak gehen, den die Ustasha eingekerkert hat?»

«Und unsere lieben Freunde, die Steiners, und noch so viele andere», fuhr Mavro fort. «Jetzt aber, um im Bild zu bleiben, spuckt uns dieser Trichter mit Namen Krieg und Verfolgung wieder aus – in eine neue Wirklichkeit und in alle Richtungen.»

«Niemals!», rief Blanka, «niemals! Wir werden alle zusammenbleiben, hier das Kriegsende abwarten und dann zusammen nach Zagreb zurückgehen!»

Als Mavro antwortete, lag Trauer in seiner Stimme: «Aber nein, Blanka. Ich kann dich ja gut verstehen. Aber wir dürfen nicht naiv sein – das Leben spielt einfach anders. Nun gut, für die nächste Zeit müssen wir wohl hierbleiben, denn wir können ja nirgendwo anders hin. Aber dann – wer weiss?»

Es verwundert kaum, dass sie in gedrückter Stimmung nach Hause zurückkehrten. Daran konnte auch Trastevere mit all seinen Attraktionen nichts ändern. Im Innersten wussten sie wohl, dass Mavro Recht hatte.

Während der nächsten Tage und Wochen wurden viele Pläne geschmiedet und wieder verworfen. Unterdessen zog Ebbe in die Haushaltskasse ein. Es waren noch ein bisschen Bargeld und einige Goldmünzen übriggeblieben, aber damit würden sie sich nicht mehr lange über Wasser halten können. Sie mussten irgendwie versuchen, Arbeit zu finden, um ihre finanzielle Lage zu verbessern!

Blanka war die erste, die Glück hatte. In der Stadt kursierten Gerüchte, denen zufolge die Amerikaner Lokalkräfte für ihre Verwaltung brauchten. Sie reagierte umgehend und ging zur Piazza Barberini, wo die Alliierte Militärverwaltung ein grosses Bürogebäude übernommen hatte, das bis vor Kurzem das Hauptquartier von Mussolinis Luftwaffe gewesen war. Sie setzte ihr sprichwörtliches Lächeln auf, stellte sich am Empfang vor und wurde noch am gleichen Tag zu einem Einstellungsgespräch vorgeladen. Mit ihrem guten Aussehen und all ihren Sprachkenntnissen stellte man sie sofort für eben diesen Empfang ein. Sie hatte Arbeit, und sie war mächtig stolz darauf. Was neben einem ordentlichen Lohn besonders wichtig war: Sie erhielt einen Ausweis, mit dem sie im amerikanischen Shoppingcenter PX einkaufen konnte.

Kurz darauf nahm Zhivko eine Tätigkeit als Buchhalter in Cinecittà auf, dem berühmten Zentrum der italienischen Filmindustrie. Es war erstaunlich, aber die Kinoproduktion hatte unter dem Krieg kaum gelitten. Sie war niemals in dem Umfang überwacht und zensiert worden, wie Goebbels es in Deutschland mit der UFA und anderen Produktionsfirmen gemacht hatte. Als die Alliierten Rom befreiten, steckten einige Filme mitten in den Dreharbeiten und wurden nun fertiggestellt. Amerikanische Filme – natürlich Riesenhits in allen Kinos – mussten mit italienischen Untertiteln versehen werden. Und auch die Wochenschauen wurden in Cinecittà produziert. Zhivko mochte seine Arbeit.

Das Einkommen half doch sehr, und ausserdem konnte er endlich die erzwungene Untätigkeit der letzten Jahre abschütteln.

Als im späten Sommer die Schulen wieder öffneten, wurde Otto am französischen Gymnasium, dem Lycée Français, zugelassen. Mit Riesenschritten lernte er Französisch und wurde rasch ein erstklassiger Schüler.

Die anderen diskutierten und warteten. Mavro konnte im Bankgewerbe keine passende Tätigkeit finden. Rudolf, der seine Studien so rasch wie möglich wieder aufnehmen wollte, musste sich in Geduld üben, weil die Universität noch nicht wieder geöffnet war.

Wenn sie aber über die unmittelbare Zukunft hinausblickten, dann waren die grundsätzlichen Alternativen immer dieselben: nach Zagreb zurückkehren oder nach Amerika auswandern, sobald sich eine Möglichkeit dazu bot? Fast alle zogen Amerika vor. Die USA – das war ganz einfach eine andere Welt. Die Vereinigten Staaten und ihre Verbündeten waren dabei, die Deutschen endgültig zu besiegen, und sie würden mit den Japanern das Gleiche tun. Amerika schien das Land zu sein, wo Milch und Honig flossen. Dort drüben würde es für sie alle Arbeit geben. Und sie würden in ein freies, tolerantes Land kommen, in dem die Juden nicht verfolgt wurden, sondern als gleichberechtigte Bürger willkommen waren. Am Ende entschlossen sich Zhivko und Bertha, in die USA zu gehen. Ihren Sohn Otto wollten sie mitnehmen. Mavro, Cecilia und Ruzha schlossen sich dieser Auffassung an. Sie alle wollten das Ende des Krieges abwarten und sich inzwischen um die notwendigen Papiere kümmern. In der Zwischenzeit wollten sie in Rom bleiben. Einen besseren Platz konnten sie sich nicht vorstellen. Rudolf aber war entschieden gegen diese Lösung.

Aus einer Reihe von Gründen wollte er nicht auswandern. Er bewunderte die USA für ihren entschlossenen Kampf gegen die Diktaturen in Deutschland und Japan. Seine sozialistischen Grundüberzeugungen hatte er jedoch noch nicht abgelegt. In das

Heimatland des ungehemmten Kapitalismus? Nein danke! Gab es denn jetzt nicht die Chance, Jugoslawien als modernes, sozialistisches und demokratisches Land aufzubauen? War denn Tito nicht jemand, der sich sowohl gegen den Stalinismus (Rudolf hatte seine Gespräche mit Onkel Ignatz in Paris keineswegs vergessen) als auch gegen ein reaktionäres Regime oder die Wiederherstellung der Monarchie stellen würde?

Es gab für ihn aber auch einen praktischen Grund. Er hatte sein Studium nun einmal in Zagreb begonnen und wollte dort auch weitermachen. Auf diese Weise würde er seine ersten Semester nicht verlieren. Wahrscheinlich fehlte es ihm aber auch an Mut. Von Zeit zu Zeit hatte er sich als ziemlich waghalsig gezeigt. Aber das waren Zeiten, da die Umstände ein mutiges Vorgehen erzwangen. Im Innersten war er ein eher vorsichtiger und risikoscheuer Mensch. Und die Emigration auf einen fremden Kontinent, das schien ihm wohl zu riskant zu sein. Eines Abends kündigte er resolut an: «Ich werde zu den Partisanen gehen und mit ihnen nach Zagreb zurückkehren!»

Alle waren entsetzt, und das galt besonders für Blanka. Es gab nichts, aber auch gar nichts, was sie ohne ihre Familie nach Zagreb zurückzog. In Amerika würde sie ausserdem ihre Oberschuljahre rasch beenden und dann auf ein gutes College wechseln können. Bei ihrer Arbeit am Empfangsschalter hatte sie viele Amerikaner kennen gelernt. Diese Leute waren so ganz anders als all die anderen, denen sie bisher begegnet war! Sie wirkten entspannt, freundlich und selbstbewusst – und das trotz der Tatsache, dass nur hundert Kilometer weiter nördlich der Krieg tobte. Diese Amerikaner hatten ihr viel über ihr grosses und schönes Land erzählt. Einer jungen jüdischen Frau, die gerade drei Jahren der Verfolgung und der Angst entronnen war, kam dies alles wie ein Paradies vor.

Sie flehte ihren Mann an. Sie erinnerte ihn an all die Freunde,

die schon vor dem Krieg emigriert waren. Sie wies auf ihre jüdischen Bekannten in Rom hin, die in ihrer grossen Mehrheit die USA dem alten Heimatland Jugoslawien vorzogen. Das alles nützte absolut nichts. Sie wusste ja, wie stur Rudolf sein konnte. Und als Titos Streitkräfte im Oktober mit Hilfe der Roten Armee Belgrad befreit hatten, war er mehr denn je entschlossen. Die Nazis und die Ustasha würden aus Jugoslawien vertrieben werden, und in einer solchen Situation konnte er einfach nicht abseits stehen. Er würde zu den Partisanen gehen, Blanka einstweilen bei ihren Eltern lassen und sie nach Jugoslawien holen, sobald die Umstände es erlaubten. Er würde versuchen, in die Sanitätseinheiten zu kommen und direkten Kampfhandlungen so gut als möglich auszuweichen. Und bei all seiner Sturheit wusste Blanka, dass er sein Versprechen halten würde.

Rudolfs Entscheidung führte zu einem heftigen Streit mit seinen Eltern. Sie konnten einfach nicht akzeptieren, dass er ihrer Entscheidung, für die sie gute Gründe hatten, nicht folgen wollte und sie allein lassen würde. Eine ernsthafte und tiefe Verstimmung war die Folge. Es sollte viel Zeit ins Land gehen, bis sie wieder behoben war. Und auch Blankas Eltern waren bitter enttäuscht. Sie mussten hinnehmen, dass ihre Tochter ihrem Mann folgen würde. Auch sie reagierten mit sichtbarem Ärger und grossem Kummer.

Rudolf wusste das alles natürlich. Immer wieder versuchte er, den Rest der Familie von seinen Beweggründen zu überzeugen. Als er jedoch merkte, dass dies zu nichts führte, beschleunigte er die Dinge. Er meldete sich in einem Büro, das die jugoslawische Volksbefreiungsarmee in Rom eröffnet hatte.

Zwei oder drei Wochen später wurde er in einen Ort namens Altamura geschickt. Hier, an der adriatischen Küste in der Nähe von Bari, hatten die jugoslawischen Partisanen mit Unterstützung der

Alliierten ein grosses Übungslager aufgebaut. Ausserdem war dort auch ein wichtiges Militärhospital entstanden, wo Kriegsverwundete behandelt wurden, die durch eine alliierte Luftbrücke aus Jugoslawien evakuiert worden waren. Das Ganze war Teil des Sanitätsdienstes der Partisanen, der durch jüdische Ärzte unter der Leitung von Dr. Herbert Kraus aufgebaut worden war. Rudolf bewarb sich für den Krankenhausdienst und wurde angenommen. Er wurde beauftragt, eine krankengymnastische Abteilung aufzubauen, eine Gehschule und die Versorgung mit künstlichen Gliedern zu organisieren. Immer wieder musste er aber auch in der direkten Verwundetenpflege einspringen. Er hatte den ersten Schritt auf dem schweren Weg zurück nach Zagreb getan.

ZDENKA SLOVAKS GESCHICHTE

Es mag sein, dass Rudolfs Entschluss auch durch Zdenka Slovak beeinflusst wurde. Zdenka, die beste Freundin seiner Schwester seit ihrer gemeinsamen Kindheit, hatte an einem Sonntagnachmittag auf einen Überraschungsbesuch vorbeigeschaut. Sie arbeitete für eine Einrichtung, die Flüchtlingen und Versprengten im Gebiet Rom zu helfen versuchte. Diese Arbeit hatte sie in Kontakt mit der Dienststelle gebracht, für die Blanka tätig war. Den Namen «Kandel» hatte sie zufällig in einem Telefonverzeichnis gefunden und sich dann nach der Anschrift erkundigt. Als sich die erste Aufregung gelegt hatte, als Kaffee und Gebäck auf dem Tisch standen, war Zdenka mit ihrer Geschichte an der Reihe. Und die stellte sich als wirklich ausserordentlich heraus.

Als Sophia und ihr Mann Dalmatien verlassen hatten, um nach

Lateinamerika auszuwandern, hatte Zdenka ihr Zimmer mit Mausi Spitzer geteilt, die die Kandels als Mädchen auch gekannt hatten. Die beiden jungen Frauen arbeiteten in einer Aluminiumschmelze in einem der industriellen Vororte von Split. Mausi musste in der Kantine Dienst tun, aber Zdenka hatte es aufgrund ihrer vorzüglichen Sprachkenntnisse ins Büro geschafft. Sie musste viele Überstunden machen, aber sie liebte ihre Arbeit und verdiente ganz ordentlich. Für 500 Dinar kaufte sie sich einen gefälschten Taufschein. Sie war zur «Altkatholikin» geworden, einer fast unbekannteren Spielart der Römischen Kirche. Zdenka gab sich der Hoffnung hin, dass sie mit diesem Dokument und einer ordentlichen Arbeitsstelle vor Nachstellungen sicher wäre. Einige Wochen später jedoch wurden Mausi Spitzer und sie plötzlich verhaftet. Der italienische Polizeioffizier, der diese Verhaftung vornahm, erklärte kurz und bündig: «Ihr müsst Jüdinnen sein!»

Zdenka protestierte verblüfft: «Aber nein! Ich bin eine christliche Kroatin. Hier sind meine Papiere!»

Das liess den Italiener völlig kalt. «Papiere? Jeder kann heutzutage gefälschte Papiere kaufen. Schauen Sie sich nur Ihren Familiennamen an! Wissen Sie, man hat mich nach Deutschland geschickt, um in Berlin Rassentheorie zu studieren. Und ich weiss sehr wohl, dass Namen, die auf geografische Herkunft hindeuten wie etwa Slovak oder Polak typisch jüdische Namen sind.»

Nach einigem Hin und Her gaben die beiden Frauen ihre wirkliche Herkunft preis. Man verfrachtete sie zusammen mit vielen anderen Juden auf ein Schiff. Nach einer stürmischen Überfahrt, bei der sie hemmungslos seekrank wurden, kamen sie in Venedig an und wurden von dort nach Asolo gebracht. Dies sollte der Ort ihres Hausarrests werden.

Die Lebensbedingungen in Asolo waren ungefähr die gleichen wie diejenigen, die Cecilia und Mavro in Arezzo vorgefunden hat-

ten. Zdenka gab anderen Flüchtlingen italienischen Sprachunterricht und baute zusammen mit einigen Freunden eine vorläufige Schule für jüdische Kinder auf. Finanziell wurden sie durch DELASSEM unterstützt, eine bedeutende jüdische Hilfsorganisation italienischer Herkunft. Dieser Unterricht wurde von den lokalen Behörden akzeptiert, die auch die Prüfungen abnahmen.

Als Mussolini gestürzt und anschliessend mit Hilfe seiner deutschen Verbündeten wieder an die Macht zurückgekehrt war, entschloss sich Zdenka, nach Süden zu fliehen. Dafür benötigte sie allerdings bessere Personalpapiere. Sie ging ins Rathaus von Asolo. Und dort passierte wieder einmal ein kleines Wunder.

Der für die Ausstellung von Reisedokumenten zuständige Beamte hörte sich ihre erfundene Geschichte an. «Es tut mir Leid, Frau Slovak, aber ich kann Ihnen da auch nicht helfen», sagte er mit einer Stimme, die keinen Raum für weitere Erörterungen liess. Dann aber sagte er: «Ich muss jetzt leider zu einer dringenden Besprechung.» Er stand auf und verliess abrupt das Büro. Bevor er jedoch die Türe schloss, drehte er sich um und startete angestrengt auf seinen Schreibtisch. Er vergewisserte sich, dass Zdenka das mitbekommen hatte und verschwand.

Nachdem er gegangen war, ging Zdenka zu seinem Tisch. Oben auf einem kleinen Aktenstapel lagen elf Blankoausweise – mit allen notwendigen Stempeln! Der Italiener hatte es darauf angelegt, dass sie diese Dokumente fand und mitnahm! Zdenka griff sich diesen wertvollen Schatz, steckte ihn in ihre Handtasche und verliess das Rathaus so schnell wie möglich. Sie verteilte die Ausweise an ihre Freundinnen und Freunde. Einen behielt sie für sich. Sie musste praktisch nur noch einen Namen einsetzen. Sie entschied sich für «Zita Slovatti» – einen Namen mit den gleichen Initialen wie der ihrige. Diese Vorsichtsmassnahme war unum-

gänglich, weil damals viele Frauen zumindest Taschentücher mit ihren Initialen besaßen.

Mausi und Zdenka fuhren nach Venedig, wo sie sich für kurze Zeit aufhielten. Aber die Alliierten lockten, und die beiden Frauen wollten unbedingt in die befreite Zone gelangen. Rom war ihr nächstes Reiseziel. Am 3. November 1943 nahmen sie den Zug zusammen mit zwei anderen jüdischen Bekannten. Nicht weit hinter Florenz hielt der Zug plötzlich auf einem kleinen Bahnhof. Zdenka schaute aus dem Fenster und fragte den Schaffner: «Werden wir hier länger stehenbleiben? Ich bin schrecklich durstig und möchte ein wenig Wasser trinken.»

«Tun Sie das ruhig, Signora», meinte der Schaffner gleichmütig. «Die Gleise nach Arezzo sind unterbrochen, und wir werden hier mindestens eine halbe Stunde stehenbleiben.»

Sie stieg aus ihrem Abteil und begab sich zu einem Wasserhahn neben dem Büro des Stationsvorstehers. Wer aber beschreibt ihr Entsetzen, als sich der Zug ohne jede Warnung gerade in diesem Augenblick in Bewegung setzte? Sie versuchte noch aufzuspringen, aber es war zu spät. Mausi rief verzweifelt irgendetwas aus dem Fenster, aber auch das nützte nichts mehr. Zdenka war vollkommen durcheinander. Was sollte sie jetzt bloss tun? Sie sass mitten im Nirgendwo, und ihr Gepäck und ihr Mantel mit allen Wertsachen und Papieren waren im Zug, der bereits in der Ferne verschwunden war!

Als sie dem Bahnhofsvorsteher ihre verzweifelte Lage erklärte, sagte der: «Ich habe leider keine Möglichkeit, den Zug vor Arezzo anhalten zu lassen. Aber», fügte er hinzu, als er die Tränen in den Augen der jungen Frau sah, «kommen Sie mit. Ich werde sehen, ob ich Hilfe organisieren kann.»

Sie verliessen die Station, und der Bahnhofsvorsteher begann, alle Autos anzuhalten, die vorbeikamen. Das dritte oder vierte wollte nach Arezzo. Der Fahrer erklärte sich bereit, Zdenka mit-

zunehmen. Er fuhr so schnell er konnte, aber als das Auto am Bahnhof von Arezzo ankam, war der Zug schon seit zehn Minuten weitergefahren.

Die junge Frau dachte angestrengt nach, als sie eine Gruppe deutscher Offiziere gleich in der Nähe bemerkte. In ihrer Verzweiflung entschloss sie sich dazu, sie um Hilfe anzugehen. Ihr Deutsch war fließend, ihr Haar blond und ihre Augen blau. Sie sah fast wie ein Muster der «Herrenrasse» aus. Als sie den Offizieren berichtete, was ihr zugestossen war, hielten diese sie für eine Deutsche. Man bot ihr einige Erfrischungen im Bahnhofsrrestaurant an, verschaffte ihr einen Militärmantel und verstaute sie auf einem Transportfahrzeug der Wehrmacht.

«Der Fahrer wird hinter dem Zug herfahren, und wenn er nach Rom muss», kündigte einer der Offiziere an und schlug die Haken zusammen.

So weit aber musste Zdenka gar nicht fahren. Ungefähr vierzig Kilometer hinter Arezzo sass der Zug erneut fest und wartete darauf, dass die Schienen repariert würden. Als sie in einem deutschen Militärmantel wieder in ihr Abteil stieg, blieb ihren Reisegefährten die Spucke weg. Und als sie ihnen von ihrem Abenteuer berichtete, mochten sie das alles zuerst gar nicht glauben.

Mausi und Zdenka erreichten Rom in den frühen Morgenstunden des nächsten Tages. Während ihres Aufenthalts wohnten sie im «Principe Umberto», einem preiswerten und unauffälligen Hotel. Sie lernten eine kleine Gruppe italienischer Widerstandskämpfer kennen, die manchmal aus diesem Hotel heraus operierten. Diese Leute versorgten sie mit neuen, ebenfalls gefälschten Papieren. Als sie gebeten wurde, sich einen passenden Namen auszusuchen, kam Zdenka auf «Tagliacozzo», einen Namen, den sie vor einiger Zeit gehört hatte und der ihr gut gefiel. Es fehlte nicht viel, und diese Namenswahl hätte für sie dramatische Konsequenzen gehabt.

Nur wenige Tage vor der Befreiung Roms (Mausi hatte das

Hotel einige Wochen zuvor verlassen, um mit einem jüdischen Flüchtling zusammenzuleben, in den sie sich verliebt hatte), klopfte jemand mitten in der Nacht leise und regelmässig an Zdenkas Zimmertür. Dieses Klopfzeichen hatte sie mit den Leuten aus dem Untergrund geübt. Deshalb öffnete sie rasch die Tür. «Steh auf und mach dich sofort aus dem Staub!», flüsterte ein junger Mann hörbar erregt. «In ein paar Minuten werden die Schwarzhemden hier sein. Die kommen, um dich festzunehmen!»

Zdenka hatte viel zu viel Angst, um noch Fragen zu stellen oder zu argumentieren. Sie raffte ihre wichtigsten Habseligkeiten zusammen, stopfte sie in ihren Koffer, zog ihren Mantel über das Nachthemd, schlüpfte in die Schuhe und folgte dem Mann.

Sie stiegen auf Zehenspitzen die Treppe hinunter und verliessen das Hotel durch die Hintertür. Alles blieb völlig ruhig. Als sie aber von dem Gebäude wegrannten, hörten sie von der Vorderseite her das quietschende Geräusch bremsender Reifen. Die Peiniger waren da – Gott sei Dank zu spät! Erst als sie ihr Versteck in einem nahegelegenen, dunklen Wohnhaus erreicht hatten, begann Zdenka, Fragen zu stellen. Die Lösung war furchtbar einfach: Der Name, den sie für ihren falschen Pass gewählt hatte – Tagliacozzo – war der Name einer bekannten jüdischen Familie aus Rom! Kein Wunder, dass die Schwarzhemden bei einer ihrer zahlreichen Kontrollen Misstrauen geschöpft hatten. Zdenka versteckte sich in diesem Wohnhaus bis zur Befreiung der Stadt.

Kurz darauf heiratete ihre Freundin Mausi – seit einiger Zeit die erste Hochzeit in der Hauptsynagoge der ehrwürdigen jüdischen Gemeinde zu Rom. Sie hatte beschlossen, ihrem Mann zu folgen und zu den jugoslawischen Partisanen zu gehen. Und genau das wollte Zdenka auch tun.

ZURÜCK NACH ZAGREB

1945

Deutschland

Im Januar beginnt die Rote Armee ihren entscheidenden Angriff an der Ostfront. Millionen Deutsche fliehen nach Westen. Adolf Hitler rettet sich in seinen letzten Zufluchtsort, die Reichskanzlei mit ihrem Bunkersystem.

Die sowjetischen Truppen überqueren die Oder im Februar. Kurz darauf wird Budapest eingenommen. Dresden wird im Feuersturm eines mörderischen Luftangriffs zerstört.

Im März erreichen amerikanische Streitkräfte Köln. Nur wenige Tage später fällt ihnen die unzerstörte Rheinbrücke bei Remagen in die Hände. Sieben alliierte Armeen befreien nach und nach West- und Mitteldeutschland. Die Rote Armee rückt auf Wien vor und nimmt die Stadt ein. Anfang April fällt das Ruhrgebiet in die Hände der Alliierten. Zwei Wochen danach überquert die 9. US-Armee die Elbe bei Magdeburg. Die sowjetischen Verbände beginnen mit dem alles entscheidenden Angriff auf Berlin.

Hitler begeht am 30. April Selbstmord. Anfang Mai wird die Sowjetflagge auf dem zerstörten Reichstagsgebäude gehisst. Die Kapitulation der deutschen Streitkräfte beginnt nur wenige Tage später. Am 9. Mai hat sich Hitler-Deutschland bedingungslos ergeben.

Italien

Bologna wird von polnischen Einheiten im April erobert. Die letzte organisierte Widerstandslinie der faschistischen Republik bricht zusammen. Amerikanische Truppen nehmen in kurzer Folge Parma, Mantua und La Spezia ein.

Noch am 16. April ordnet das letzte Kabinett Mussolini die Auflösung des «Verbandes der israelitischen Gemeinden in Italien» an.

Zehn Tage später wird Mussolini durch Partisanen gefangen genommen. Am 28. April wird er zusammen mit seiner Lebensgefährtin Clara Petacci erschossen. Die deutschen Truppen in Italien kapitulieren einen Tag später.

Jugoslawien

König Peter II. und sein Kabinett kehren aus dem Exil in Kairo nach Belgrad zurück. Marschall Tito bildet im März eine vorläufige Regierung.

Jugoslawische Truppen erobern am 3. Mai Triest und Zagreb. Die Ustasha-Banden fliehen nach Maribor in Nordslowenien, wo sie durch britische Truppen gefangengesetzt werden. Kurze Zeit darauf werden sie Tito übergeben. Tausende von ihnen werden getötet.

Das jüdische Volk

Im Januar kommt es zur «Auflösung» des Auschwitz-Komplexes durch die SS. 66'000 überlebende Häftlinge werden auf einen «Todesmarsch» in das Konzentrationslager Gross-Rosen geschickt, bei dem 15'000 von ihnen ums Leben kommen. Als die Sowjetarmee Auschwitz am 21. Januar erreicht, trifft sie noch 1'650 Überlebende an.

Dem Internationalen Roten Kreuz gelingt es im Februar, rund 1'200 Juden aus dem «Protektorat Böhmen und Mähren» in die Schweiz und im März 413 dänische Juden nach Schweden zu retten.

Im April werden die Konzentrationslager Buchenwald (kurz darauf durch amerikanische Truppen) befreit, Ravensbrück, Neuengamme und Stutthof «aufgelöst». Als britische Truppen Bergen-Belsen befreien, hat eine Typhusepidemie im Lager um sich gegriffen. Viele Häftlinge sterben hier noch Wochen nach ihrer Befreiung, darunter auch [Anne Frank](#).

Am 3. Mai wird das Konzentrationslager Theresienstadt dem Internationalen Roten Kreuz übergeben; 11'241 jüdische Häftlinge überleben. Am 4. Mai verlässt die SS das Lager Mauthausen, das letz-

te Stück ihres finsternen Reiches. Und die feigen Mörder hatten ihre eigenen Flucht- und Überlebenschancen sorgfältig vorbereitet.

BEI DEN PARTISANEN

Im Sommer 1969 habe ich während meines Sommerurlaubs Lovran besucht. Lovran ist ein bezauberndes Seebad an der Ostseite der Halbinsel Istrien, nicht weit von Rijeka entfernt. An einem Tag habe ich eine ausgedehnte Wanderung in die steilen Hügel oberhalb der Stadt unternommen. Die Szenerie war friedlich, voll von kleinen Obstgärten und Weinfeldern, immer wieder unterbrochen durch atemberaubende Durchblicke auf das tiefblaue Mittelmeer. Häufig kam ich an kleinen Bauernhöfen vorbei. Was mich auf den ersten Blick in Erstaunen versetzte, war der Umstand, dass etwa die Hälfte dieser Gehöfte weitgehend zerstört war. Und die hellgrauen Mauern trugen Inschriften – alle mit roter Kreide hingekritzelt. Ein alter Bauer half mir, diese Inschriften zu verstehen. «Lang lebe Tito!» oder «Tod den Nazis!», hiess es dort.

Auf diese Weise legten die Wände der zerstörten Bauernhäuser Zeugnis ab von den bitteren Kämpfen, die sich fünfundzwanzig Jahre zuvor mutige Partisanen und die deutsche Wehrmacht geliefert hatten. Dieser Kampf markierte auch das Leben von Rudolf und Blanka während der letzten Monate des Krieges.

Nichts hatte Blanka jemals darauf vorbereitet, eine Uniform anzuziehen, einen Rucksack schleppen oder gar eine Waffe tragen zu müssen. Elternhaus und Wohlstand hatten sie während all der Jahre in Zagreb verwöhnt. Sie hatte in einer eher romantischen

Welt gelebt, geprägt durch Schulfreundinnen, gut aussehende Jungs im Makkabi- Sportklub, Tanzstunden, hübsche Kleider und Urlaubsreisen an die Adria oder in die Berge. Mit dem Durcheinander der Zeit in Slowenien und Italien war sie überraschend gut fertig geworden. Im Angesicht von Entbehrung und Terror hatte sie immer wieder all ihren Mut und all ihre Kräfte zusammennehmen müssen. Aber auch in den schwierigsten und düstersten Situationen hatte die Familie sich nie aufgegeben, sondern Stil und traditionelles Selbstverständnis bewahrt.

Als sie dann ihr Versteck in Rom verlassen und ein etwas normaleres Leben aufnehmen konnte, wich die permanente Anspannung des Flüchtlingslebens einem sehr viel entspannteren Seelenzustand. Dazu trug ihre Arbeit bei der Alliierten Kontrollkommission natürlich mächtig bei. Jetzt kamen auch ihr Optimismus und ihre ansteckende Fröhlichkeit wieder zum Vorschein. Das hübsche Mädchen hatte sich zu einer schönen Frau gemausert. Sie war zierlich und wohlproportioniert. Ihr glänzendes braunes Haar fiel frei auf ihre Schultern. Alles in allem war Blanka ebenso liebenswert wie gesellig. Es verwundert deshalb nicht, dass viele Männer sie bewunderten und es auf einen Flirt mit ihr anlegten. Und sie wiederum liebte es, bewundert zu werden und beantwortete ein Lächeln mit einem Lächeln. Aber in ihrem Herzen gab es Rudolf, und nur Rudolf allein. Sie wollte ihm so nahe sein, wie es unter den Umständen möglich war. Und deshalb entschloss sie sich, ihrem Mann zu folgen. Ihre Entscheidung, sich den jugoslawischen Partisanen anzuschließen, war nur durch Liebe geprägt und entsprang weder ihrer Vernunft noch einer politischen Überzeugung. Später hat es Blanka nüchtern so formuliert: «Ich bin ihm gefolgt – wie üblich.»

Aber diese Entscheidung war natürlich viel schwieriger, als es sich so anhört. Immerhin musste sie nicht nur eine Tätigkeit aufgeben, mit der sie sich mehr als angefreundet hatte. Sie musste

auch ihre Familie zurücklassen. Ihre Eltern und ihr Bruder würden auswandern, und sie wusste nicht, wann und unter welchen Umständen sie sie jemals wiedersehen würde.

Blanka schrieb einen Brief an Rudolf, den sie seit fast zwei Monaten nicht mehr gesehen hatte. Von Urlaub konnte für ihn keine Rede sein. «Liebster, ich kann einfach nicht mehr darauf warten, dass du mich bittest, nach Altamura oder sonst wohin zu kommen», so ähnlich wird sie es wohl formuliert haben. «Ich komme also nächste oder übernächste Woche, und dann können wir an zwei Geburtstage denken, deinen und meinen. Bitte versuche, mich im Sanitätsdienst unterzubringen. Ich möchte nämlich die ganze Zeit mit dir zusammen sein! Ich liebe dich sehr ...»

Rudolf war von dieser Idee ganz begeistert, beantwortete den Brief sofort und bat sie, so rasch wie möglich zu kommen.

Die Arbeit bei der Alliierten Kontrollkommission brachte einige Vorteile mit sich. Ihr Chef, ein älterer Major aus Philadelphia, liess sie nicht gern ziehen, aber er akzeptierte und verstand ihre Begründung. Blanka erhielt ein erstklassiges Zeugnis und ihren vollen Lohn für die nächsten vier Wochen. Dann bot ihr der amerikanische Offizier eine Freifahrt nach Altamura an. Ein Lastkraftwagen mit Medikamenten und medizinischen Geräten würde am nächsten Nachmittag sowieso dorthin fahren. Blanka nahm diesen Vorschlag dankbar an. Ihre Eltern blieben bemerkenswert ruhig, als sie nach Hause kam und ihnen eröffnete, dass sie am nächsten Tag gehen würde.

Als Blanka ihren Koffer packte und sich von ihren Eltern verabschiedete, übten sich Bertha und Zhivko immer noch in Selbstbeherrschung. Im Grunde ihres Herzens wussten sie, dass der Platz ihrer Tochter an der Seite ihres Mannes war. Bertha hatte

noch ein paar Goldmünzen übrig. «Für Notfälle», sagte sie und lächelte, um ihre Tränen zu verbergen. «Pass gut auf dich auf und bleib in Rudolfs Nähe!»

Blanka setzte ein mutiges Gesicht auf. Sie umarmte und küsste ihre Eltern und ihren Bruder. «Alles wird gut werden», sagte sie mit einer etwas rauen Stimme. «Und vielleicht kann ich ja meinen Mann überzeugen, mit mir nach Amerika zu kommen, wenn der Krieg endgültig zu Ende ist.» Und dann drehte sie sich rasch um, weil auch ihr die Tränen in die Augen schossen.

Als sie an der Piazza Barberini eintraf, wartete der Militärwagen bereits in einer Seitenstrasse. Er war vom Hafen in Civitavecchia gekommen und hatte im Hauptquartier einige Papiere für das Lager in Altamura mitgenommen. Der Fahrer, ein schwarzer Sergeant, und ein weiterer Soldat baten sie ins Fahrerhäuschen. Es war eine lange Fahrt, so dass sie erst gegen Mitternacht eintrafen. Als der Lkw vor dem Lagertor stoppte, näherte sich eine Gruppe junger Männer in jugoslawischen Uniformen, begrüßte die Amerikaner, tauschte einige Papiere aus und begann, das Fahrzeug zu entladen. Wie aufregend es war, Landsleute in Uniform zu sehen, und noch dazu ganz öffentlich! Wie wunderbar es war, wieder in der Muttersprache angeredet zu werden!

Als Erstes erkundigte sich Blanka ungeduldig nach ihrem Mann. Die Jugoslawen lachten, und einer von ihnen sagte: «Hier schläft schon alles, junge Frau. Nur wir, die Wachen und der diensthabende Offizier sind noch wach.»

«Ich verstehe», gab Blanka zurück, «und nennen Sie mich nicht ‚junge Frau‘! Ich bin nach Altamura gekommen, um euch zu helfen!»

«In Ordnung, in Ordnung – Genossin», sagte der Soldat. Er nahm aus Spass Habacht-Stellung ein, und die anderen lachten wieder.

Blanka verabschiedete sich von ihrer amerikanischen Begleitung und betrat das Lager. Rudolf war schon schlafen gegangen – wie schade! Aber er konnte ja auch nicht wissen, wann genau seine Frau ankommen würde. Sie musste sich beim diensthabenden Offizier melden, der ihr ein provisorisches Quartier zuwies.

Sie fand sich in einem winzigen Raum wieder. Im Halbdunkel sah sie auf eine spartanische Einrichtung: ein Feldbett, ein wackeliger Holztisch mit einem einfachen Stuhl, eine Emailleschüssel und ein abgewetztes Handtuch – das war alles. Als Blanka das Licht angeknipst hatte, schaute sie sich ein bisschen genauer um, wobei ihr Blick auf einen schwarz glänzenden Käfer mit einem violetten Kopf und ebensolchen Flecken auf den Flügeldecken fiel. Beim Herumkriechen wackelte er ein wenig – wie eine alte Frau, die zu viele Einkaufstüten schleppt. Grund genug, laut zu schreien! – Nein, kein Grund zu schreien, sagte sich Blanka. Schliesslich war sie ja jetzt beim Militär! Sie zog einen ihrer Schuhe vom Fuss, tötete den Käfer und warf ihn durch die offene Tür. Zu so etwas wäre sie früher nie fähig gewesen.

Die Frühwache liess sie schlafen, weckte Rudolf aber gleich nach dem Wachwechsel auf. «Steh auf, Genosse! Deine Frau ist heute Nacht angekommen», erklärten sie ihm und lachten. «Wenn du die Beine in die Hand nimmst, kannst du sie noch wachküssen!»

Das liess sich Rudolf natürlich nicht zweimal sagen. Er zog eilig Hose und Jacke über und eilte zur Empfangsbaracke. Die Tür zu Blankas Zimmer öffnete er sehr vorsichtig. Da lag sie, seine geliebte Frau, und schlief immer noch fest! Er nahm sie sanft in die Arme und flüsterte ihr ins Ohr: «Guten Morgen, Blanka! Mein Gott, was bin ich froh, dass du hier bist!»

Blanka öffnete nicht einmal die Augen. Aber sie beantwortete seine Umarmung mit einem langen Kuss. Sie waren wieder bei-

sammen, und alles war gut. «Bleib doch noch ein Weilchen hier», raunte sie ihm zu. Aber sie sagte es halb im Scherz. Sie wusste sehr wohl, was man morgens um halb sechs in einer Militärbaracke machen kann und was nicht.

Es stellte sich rasch heraus, dass Rudolfs beständige Fürsprache für seine Frau geholfen hatte. Auch Blanka wurde ins Sanitärkorps aufgenommen, wo man ihr Büroarbeit zuwies und sie beauftragte, die Verteilung von Medikamenten und medizinischem Material zu organisieren. In der Kleiderkammer konnte sie sich ihre Uniform samt Sanitärabzeichen abholen. Als sie das sah, dachte sie bei sich: Endlich wieder ein Abzeichen, das ich mit Stolz tragen kann! Das ist doch etwas ganz anderes als der widerliche Judenstern, den mir diese Verbrecher in Zagreb aufgezungen haben! Es kam ihr so vor, als sei dies erst gestern geschehen.

«Recht hast du! Auch ich bin stolz auf mein Abzeichen. Aber – liegt Zagreb wirklich erst so kurz zurück?», meinte Rudolf, als sie sich später am Tag wieder trafen.

Sie musste ihm zustimmen. Für Blanka und Rudolf waren die letzten dreieinhalb Jahre wie eine Ewigkeit gewesen. Zu viel war seit damals geschehen, zu sehr hatte sich die Welt um sie herum und in ihnen selbst verändert. Sie wussten beide, dass die «gute alte Zeit» nie wiederkommen würde. Aber schliesslich – warum sollten die neuen Zeiten denn nicht auch gut werden? Auf jeden Fall waren beide fest entschlossen, sie gemeinsam und optimistisch in Angriff zu nehmen.

Die nächsten Wochen bestanden vor allem aus harter Arbeit. Immer wieder kamen Verwundete per Schiff aus den Kampfgebieten, und Rudolf blieb gar nichts anderes übrig, als sofort mit zuzupacken. Blanka musste sich in ihre neue Tätigkeit rasch einarbeiten, denn auch dort wurde jede Hilfe gebraucht. Wie gern hätte

sie Zdenka Slovak und Mausl Spitzer getroffen! Aber die beiden hatten Altamura bereits mit Ziel Jugoslawien verlassen. Mausl war schon weg, bevor Rudolf ins Lager kam. Und Zdenka? Nun, aus der war in der Zwischenzeit Frau Lipa geworden. Sie hatte während der Ausbildung Dr. Lipa, den Leiter des medizinischen Dienstes in Altamura kennengelernt. Es war Liebe auf den ersten Blick. Am 18. November hatten sie in Bari geheiratet und das Lager kurz darauf in Richtung Dalmatien verlassen. Auch sie waren jetzt bei den Partisanen aktiv.

Anfang Dezember wurde Blanka 21 Jahre alt. Damit war sie offiziell volljährig geworden. Im Lager interessierte das jedoch niemanden. All die jungen Leute hier unten waren weit vor der Zeit zu Erwachsenen herangereift. Blanka und Rudolf erhielten zwei Tage Sonderurlaub, die sie in einem einsamen Hotel an den leeren Stränden der Adriaküste verbrachten. Der Ort nannte sich Monopoli. Sie machten ihre Spässe über diesen sonderbaren Namen, bewunderten die romantische Altstadt mit ihrem malerischen Hafen und genossen jede, aber auch jede der Stunden, die sie für sich allein hatten.

Silvester bot dann eine willkommene Gelegenheit für ein großes und ausgelassenes Lagerfest, und zwei Tage später war Rudolf mit seinem fünfundzwanzigsten Geburtstag an der Reihe. Natürlich gab es nicht schon wieder Urlaub, und als Geschenk musste eine Flasche Wein herhalten, die Blanka irgendwo aufgetrieben hatte.

Kurz darauf nahm das Geschehen eine unverhoffte und rasche Wendung. Titos Streitkräfte waren weit auf jugoslawisches Territorium vorgedrungen und bereiteten sich auf die Entscheidungsschlachten mit dem verhassten Feind vor. Die neue Frontlinie verlief tief im Binnenland, weit von den Häfen in Dalmatien entfernt. In den Bergen und Schluchten des Balkan wurden jetzt viele Ärzte, Krankenschwestern, Sanitäter und Feldlazarette gebraucht. Im befreiten Hinterland war es mittlerweile sicher genug, um

Krankenhäuser und Rehabilitationszentren zu bauen. Aus diesen Gründen wurde das Lager Altamura fast völlig geräumt. Nur einige Nachschub- und Ausbildungseinheiten blieben dort. Alle anderen hatten sich auf den Abmarsch vorzubereiten. Und Rudolf war unter den ersten, die gehen mussten. Er wurde fürs Erste in das «Zentrale Invalidenheim der Kriegsbeschädigten der Republik Kroatien» nach Dubrovnik verlegt.

Er hatte ja bereits einiges an physiotherapeutischer Erfahrung mitgebracht und konnte darauf aufbauen. Zudem zeigte sich, dass er ein Fachmann für «massgeschneiderte» künstliche Gliedmassen war. Und schliesslich hatte er ein erhebliches Talent für orthopädische Chirurgie. All das ist nun einmal, wenn auch unglücklicherweise, gerade in Kriegszeiten sehr gefragt. Das Sanitätskorps hatte kaum eine schwierigere und härtere Arbeit anzubieten. Um das durchzuhalten, waren Nerven aus Stahl, eine absolut ruhige Hand, innere Willenskraft und die Fähigkeit, sich auf den Punkt zu konzentrieren, gefragt. Rudolf hatte all das. Mittlerweile war er unverzichtbar geworden. Die erfahrenen jüdischen Mediziner, die ihm leider nur eine kurze und eher summarische Ausbildung mitgeben konnten, waren fest überzeugt davon, dass er nach dem Krieg einmal ein erstklassiger Arzt werden würde.

Blanka ihrerseits musste für den Augenblick noch im Lager bleiben. Sie wurde für die Logistik und den Versand medizinischen Materials benötigt. Und der lief immer noch weitgehend über Altamura. Einmal mehr riss das Schicksal sie auseinander.

KRIEG – SELBST HINTER DER FRONT

In Europa waren die letzten Monate des Zweiten Weltkriegs angebrochen. «Grossdeutschland» war Hauptkampfplatz geworden. Die Westalliierten hatten die Grenzen des «Reichs» von Frankreich und Belgien her erreicht und überschritten, die Rote Armee stiess aus östlicher Richtung vor. Die Oberkommandierenden der USA, der Sowjetunion und Grossbritanniens gaben Berlin sowie dem endgültigen Sturz Hitlers und seiner Mörderbande absoluten Vorrang. Alle militärischen Beobachter wussten, dass die anderen Teile Europas, die noch von deutschen Truppen besetzt waren, fallen mussten, sobald das «Vaterland» selbst einmal erobert war. Warum sollte man auf den zweitrangigen Schlachtfeldern noch viel riskieren?

Deshalb verlief die Front in Italien bis Anfang April zwischen Pisa, Bologna und Ravenna. Erst dann begann das endgültige Aufräumen. Bis dahin verblieben Mailand und die Ebenen Norditaliens in der Hand der Deutschen und von Mussolinis Marionettenregime. Und deshalb überliess man die Befreiung Jugoslawiens weitgehend den Streitkräften Titos, die allerdings widerwillig sowjetische Unterstützung akzeptieren mussten. Anfang 1945 hielten Wehrmacht und Ustasha immer noch den Grossteil Kroatiens. Und dort mussten die Partisanen ihre Entscheidungsschlacht liefern – mitten in Rudolfs und Blankas Heimat.

Der Krieg in den tiefen Schluchten und auf den kahlen Berg Höhen des Balkan ist schon immer sehr direkt und sehr brutal gewesen. Das Gelände lässt keinen Raum für militärische Operationen grösseren Ausmasses. Und so konnten die Vorteile der deutschen mechanisierten Einheiten nie voll zur Geltung kommen. Die Versorgungslinien waren dünn und konnten jederzeit unterbrochen werden.

Diese Bedingungen kamen der Art von Partisanenkampf, wie ihn Titos Truppen bevorzugten, sehr entgegen. Ausserdem konnten sie das Terrain und kämpften um ihr Land. Wenn es jedoch zum offenen Gefecht mit dem deutschen Feind und seinen kroatischen Helfershelfern kam, waren die Jugoslawen an Feuerkraft und Panzerung immer noch weit unterlegen. Deshalb kamen die Partisanen nur langsam voran und erlitten schwere Verluste. Es gab schrecklich viele Tote und noch mehr, häufig entsetzlich verstümmelte Verwundete. Es verwundert deshalb nicht, dass sich während dieser letzten Kriegsmonate Rudolfs Leben vollständig auf seine Pflichten in den Lazaretten konzentrierte. Er arbeitete Tag und Nacht – über lange Wochen hinweg. Es war sehr schwierig, ihn zu Äusserungen über jene Zeit zu bewegen. Und das ist völlig verständlich. Er hatte zu viel menschliches Leiden, zu viel Tod miterleben müssen.

Immer wieder musste er mit seinen Helfern von Dubrovnik aus an die Front. Seine schlecht ausgerüstete und hoffnungslos unterbesetzte Einheit war die ganze Zeit über unterwegs. In Kroatien gab es keine erkennbare Frontlinie. Das Schlachtfeld änderte sich ständig, und die wenigen Ärzte wurden überall gebraucht. Wenn dann der Kampflärm nachliess, schleppte man die Verwundeten auf den nächsten Verbandsplatz. So trafen sie ein – tapfere junge Männer, auf Tragbahren festgebunden, schreiend, schluchzend, seufzend, schwer atmend, die meisten vor Schmerz halb bewusstlos. In wirklichen Notfällen hatten die Sanitäter schon Morphiumspritzen gesetzt. Es gab jedoch nicht einmal Betäubungsmittel in ausreichender Menge, so dass viele Verwundete ihr Schicksal ohne jede Erleichterung tragen mussten.

Wenn die Krankentransporte und die Tragbahren eintrafen, hatten Rudolf und ein anderer jüdischer Arzt die schwersten Entscheidungen ihres Lebens zu treffen. Wen von diesen verstümmelten

Soldaten konnte man durch einen raschen chirurgischen Eingriff noch retten? Wo sollte man damit anfangen? Und wer musste endgültig aufgegeben werden?

Die beiden Männer arbeiteten in ständiger Hast. Was sie taten, nennt man in der medizinischen Fachsprache vielleicht «Orthopädische Chirurgie». Aber dieser Ausdruck war unter den Bedingungen jener Zeit gewaltige Schönfärberei. Sie mussten Hände oder Füße zusammenflicken oder amputieren; sie mussten provisorisch künstliche Gliedmassen verpassen. Und sie mussten alles ganz rasch tun – nur so konnten so viele Leben wie möglich gerettet werden. Schliesslich würde die nächste Ladung Tragbahnen bald eintreffen! In einer solchen Lage denkt man nicht. Man träumt schon gar nicht. Man funktioniert ganz einfach. Und Rudolf schuftete, schuftete, schuftete. Im Allgemeinen musste er mit vier, höchstens fünf Stunden Schlaf pro Nacht auskommen. Und wenn sich seine Einheit einmal einen Tag Ruhe gönnen konnte, dann schlief er ihn durch – auf einem Feldbett, in einem verlassenen Bauernhof oder ganz einfach auf dem nackten Boden. Und unten in Dubrovnik ging es auch immer nur darum, in aller Hast den Nachschub mit künstlichen Gliedmassen zu organisieren. Er wusste nicht, wo er war, und das war ihm auch vollkommen gleichgültig. Tage, Wochen – er hatte es längst aufgegeben, sie noch zu zählen. Auch an Blanka hat er damals kaum gedacht. Frau, Liebe, Ehe, Zuhause – das alles musste warten.

Von Zeit zu Zeit hatte Rudolf einen Soldaten zu behandeln, der sich als Jude herausstellte. Dies waren Augenblicke der Emotion und des Stolzes. «Seine» Leute kämpften genauso tapfer wie alle anderen Soldaten auch! Er erinnerte sich daran, dass er einmal einem Mann, den er aus seiner Jugendzeit kannte, den linken Arm abnehmen musste. Er war im Fechtteam von Maccabi in Zagreb gewesen. Dieser junge Jude war Linkshänder. Als er nach der Operation auf seinen Armstumpf blickte, sagte er mit leisem Lächeln:

cheln: «Nun muss ich wohl mit dem rechten Arm fechten. Ob ich das schaffe?»

Rudolf erwiderte das Lächeln und nickte. «Ja, das kannst du schaffen. Warte es nur ab – eines Tages wirst du der beste einarmige Fechter in ganz Jugoslawien sein!»

Erst nach dem Krieg erfuhr Rudolf von der bedeutenden Rolle, die jüdische Soldaten, Offiziere, Ärzte und Versorgungsspezialisten in Marschall Titos Armee gespielt hatten. Mehr als 4'500 von ihnen sind namentlich bekannt. Mehr als 3'000 haben in der kämpfenden Truppe gedient. Dutzende bekleideten Offiziersränge (auch Rudolf war bei Kriegsende Leutnant geworden). 150 wurden mit der Ehrenmedaille der Partisanen ausgezeichnet, und zehn tapfere Männer hat man später zu «Helden Jugoslawiens» gemacht.

Aber, wie gesagt, das alles wurde erst nach dem Krieg bekannt. Und dieser Krieg war noch nicht ganz vorbei.

Im April kamen die jugoslawischen Verbände aus den Bergen herunter. Sie bahnten sich ihren Weg zu den Hügeln und den kleinen Flachabschnitten im Osten und Süden Zagrebs. Die Partisanen gingen mit Bedacht und Vorsicht vor. Ihre Anführer wussten natürlich, dass die Tage der Ustasha und der Deutschen gezählt waren. Warum sollte es in den letzten Tagen des Kampfes noch zu unnötigen Opfern kommen?

Dieser langsame Vormarsch hatte allerdings eine fürchterliche Wirkung. Er ermöglichte es dem Feind, mit dem Morden fortzufahren und in den Lagern viele Tausend Häftlinge zu töten – Juden wie Nicht-Juden.

Rudolf wusste noch, dass er mit seinen Leuten in Gradiska gewesen war, das Bestandteil des KZ-Komplexes Jasenovac war. Gradiska wurde am 23. April befreit. Nur zwei Tage zuvor hatte die Ustasha alle Lagergebäude in die Luft gesprengt. Die meisten Häftlinge waren getötet worden. Was die Mitglieder des Sanitäts-

korps dort zwischen den Ruinen zu sehen bekamen, löste bei den meisten von ihnen einen tiefen traumatischen Schock aus. Und auch fünfundfünfzig Jahre später liess sich Rudolf hierüber kein Wort entlocken. Seine Haltung muss respektiert werden. Wir haben aber viele Zeugenaussagen der überlebenden Lagerinsassen und ihrer Befreier, die uns ein klares Bild von den unvorstellbaren Schrecken dieser Szenerie verschaffen. Aus dem Trauma wurden tiefer Hass und der heisse Wunsch nach Vergeltung. Noch schlimmer wurde es, als man hörte, was in dem am 2. Mai befreiten Lager Jasenovac geschehen war. Das war noch schlimmer als in Gradiska und in einem viel grösseren Massstab.

Aber noch gab es niemanden, gegen den sich dieser Hass und diese Rache hätten richten können. Die deutschen Truppen zogen sich langsam nach Zagreb zurück, wo sie hastig eine letzte Verteidigungslinie am Ufer der Save errichteten. Die Ustasha, Soldaten, Polizisten, Beamte und andere Verbrecher flohen mit ihren Familien Hals über Kopf. Sie versuchten, den Norden des Landes zu erreichen. Dieser Teil Jugoslawiens war in der Zwischenzeit durch die britische Armee besetzt worden, die die Flüchtlinge in militärischen Gewahrsam nahm. Erst einige Wochen später wurden diese Menschen von den Briten an ihre Rächer übergeben.

Mitte Mai kehrte Rudolf nach Zagreb zurück. Der Krieg war eine Woche zuvor zu Ende gegangen, aber seine aufreibende Arbeit ging weiter. Die Ärzte und Sanitäter wurden angewiesen, ein noch aus österreichischer Zeit stammendes Krankenhaus zu beziehen und wieder funktionstüchtig zu machen. Dieses Hospital war von den Deutschen und ihren kroatischen Helfershelfern fluchtartig verlassen worden. Hier bezog Rudolf zunächst einmal Quartier.

Kurz darauf traf er mit Zdenka Lipa und ihrem Mann zusammen. Die beiden hatten an einem anderen Frontabschnitt Dienst getan

und waren mit den ersten Partisaneneinheiten im Mai 1945 in Zagreb eingerückt. Wieder waren viele Menschen auf der Strasse gewesen, hatten applaudiert, gejubelt, Blumen geworfen und Fahnen geschwenkt. «Ganz so wie im Frühjahr 41», hatte Zdenka nicht ohne Bitterkeit angemerkt.

Erst im Krankenhaus begann Rudolf so richtig, an seine Frau zu denken, sich nach ihr zu sehnen und sich Sorgen um sie zu machen. Er wusste nicht, wo sich Blanka befand und ob sie überhaupt noch am Leben war. Seit Wochen hatte er kein Lebenszeichen mehr von ihr erhalten, aber auch jetzt erst konnte man ihn wieder über eine feste Anschrift erreichen. Wie mochte es ihr wohl gehen?

Ende Januar oder Anfang Februar war das grosse Nachschublager in Altamura endgültig geschlossen worden. Titos Armee benötigte es nicht mehr, denn mittlerweile gab es sichere Transportwege an der Ostseite des Adriatischen Meeres. «Genossin Blanka», wie man sie zu ihrem Missvergnügen jetzt allgemein anredete, wurde der Versorgungseinheit eines Bataillons zugewiesen, das in den Bergen von Velebit im Hinterland der dalmatinischen Küste operierte. Das bedeutete, dass sie in erheblicher Entfernung von ihrem Mann eingesetzt war. Sie versuchte, in eins der Feldlazarette versetzt zu werden, sie protestierte lebhaft – aber all das brachte nichts. Auch in einer Partisanenarmee gibt es eiserne Grundsätze. «Befehl ist Befehl» – das ist einer von ihnen.

Blanka erhielt eine Felduniform, einen Rucksack mit all den Kleinigkeiten, die eine Armeeführung so für nützlich und notwendig hält sowie ein Paar schlecht sitzender, ausgetretener Stiefel. Sie packte ihre persönlichen Toilettenartikel, ihre Geldbörse und ihr Notizbuch mit allen wichtigen Adressen dazu. Und dann war sie abmarschbereit. Ein amerikanischer Militärlastwagen brachte sie und zwei weitere Soldaten die Küste nach Bari hinauf. Zwei oder drei Tage lang mussten sie dort im Militärhafen in einer provisorii-

schen Baracke warten, bevor es an Bord eines alten und angerosteten Dampfers ging, der sie über die Adria auf die kroatische Seite nach Split bringen sollte. Diese Reise ist Blanka in lebhafter und äusserst schlechter Erinnerung geblieben. Das Meer war aufgewühlt, die Wellen schlugen hoch, und ihr erster «Meeresausflug» endete mit einer schlimmen Seekrankheit, die zu einer totalen Erschöpfung führte.

Trotz ihres bejammernswerten Zustandes gab es keine Ruhepause für sie, als der «Seelenverkäufer» in den frühen Morgenstunden in Split festgemacht hatte. Im Büro des Hafenkommandanten erhielt Blanka einen neuen Marschbefehl. Sie hatte sich so rasch wie möglich an einen Ort mit dem Namen Gospic zu begeben. Nach einigen Jeep- und Lkw-Mitfahrten traf sie an ihrem Bestimmungsort ein.

Gospic war eine kleine Stadt in der Gegend von Lickopolje, gleich hinter den Bergen von Velebit gelegen. Vor dem Krieg war es ein beliebtes Ziel für Kurzurlauber gewesen, da sich von hier aus viele reizvolle Wanderungen unternehmen liessen. Jetzt aber waren die meisten Häuser zerstört oder verlassen. Schutt, Müll und die Gerippe ausgebrannter Militärfahrzeuge hatten die Strassen fast unpassierbar gemacht.

Erst wenige Tage zuvor hatten die Partisanen das Städtchen eingenommen. Das Bataillon kampierte in Zelten; der Kommandeur und sein «Stab» hatten ein verlassenes Haus bezogen. Hier quartierte sich auch Blanka ein und versuchte sich zu organisieren, so gut sie eben konnte. Man wies ihr ein kleines Zimmerchen unter dem Dach zu, das sie mit einer anderen Frau zu teilen hatte. Betten gab es nicht – nur Strohsäcke und eine schwere Woldecke. Die kämpfenden Einheiten waren in die Berge ausgerückt; von dort oben war dumpfer Gefechtslärm zu hören. Gospic und die umliegenden Hügel waren schneebedeckt. Es war bitterkalt. Als der Ba-

taillonskommandeur Blanka am nächsten Tag in ihre Pflichten einwies, sagte er: «Morgen ziehen wir schon wieder weiter, Genossin. Pack deine Sachen bitte so zusammen, dass ich sie auf meinen Wagen laden kann. Du kommst dann mit einem der Versorgungsfahrzeuge nach.»

Als Blanka ihren Rucksack und eine Holzkiste mit ihrer «Büroausrüstung» zum Wagen des Kommandeurs schleppte, war es noch stockdunkel. Dieses Auto war ein alter Militärjeep, der aus britischen Armeebeständen stammte. Er trug noch die alten englischen Kennzeichen und war rechtsgesteuert. Sie hatte mit ihrer Zimmergenossin die Stiefel getauscht. Irgendwoher hatte sie sich auch noch dicke Wollsocken, einen riesigen Schal, eine alte Skimütze und pelzgefütterte Handschuhe besorgt. Trotzdem fror sie bis auf die Knochen auf ihrem fahrbaren Untersatz, der den Kampfeinheiten in die Berge nördlich von Gospic folgte.

Die nächsten vierzehn Tage vergingen nach dem immer gleichen Muster aus Kälte und Hast. Der Lastwagen bahnte sich im Zickzack seinen Weg durch die verschneiten Berge. Völlig erschöpft kampierte sie dann in halb verlassenen Dörfern oder auf einsamen Bauernhöfen, wo der Fahrer des Kommandeurs Blankas Habseligkeiten bereits ausgepackt hatte, so dass sie gleich wieder ihrer Arbeit nachgehen konnte. Ein anderer Fahrer übernahm dann den Lkw. Die Verwundeten wurden aufgeladen und über Nacht ins nächste Lazarett gebracht. Unterwegs wurde aufgetankt. Waffen, Munition und sonstiger Nachschub wurden auf das Fahrzeug gepackt, und dann ging es zurück an die Front.

Blankas Arbeit bestand darin, alle nichtmilitärischen Versorgungsgüter zu verwalten und zu verteilen. Das war ebenso einfach wie langweilig – aber es musste gemacht werden. Die allgemeinen Lebensumstände waren absolut miserabel. An persönliche Hygie-

ne war so gut wie gar nicht zu denken, die Nächte mussten auf dem Boden kalter Häuser durchgestanden werden, die zudem noch durch alle Arten von Ungeziefer verseucht waren. Die Decken wärmten kaum, und das unregelmässige Essen war von erbärmlicher Qualität. Was aber noch schlimmer war: Blanka hatte Zeit genug, um über ihre Lage nachzudenken. Immer wieder quälte sie eine bohrende Frage: Wo mochte Rudolf nur stecken? Immerhin war er ja der einzige Grund dafür gewesen, dass sie Rom verlassen und sich auf ein derartiges Abenteuer eingelassen hatte! Sie schrieb mehrere Briefe und bat die Lkw-Fahrer, in den Lazaretten nach ihrem Mann zu fragen. Eine Antwort aber liess auf sich warten. Ganz augenscheinlich gab es für Titos Armee Dringenderes als den Aufbau eines gut organisierten Feldpostdienstes.

Als die Kämpfe in der Gegend von Lickopolje abgeebbt waren, wurde Blankas Bataillon in die Grenzgegend zwischen Slowenien und Italien verlegt, ganz in der Nähe der Zwillingstädte Gorizia und Gorica. Auch die Reise dorthin war ungemein beschwerlich. Glücklicherweise kam die Einheit unterwegs durch Rijeka und konnte zwei Nächte in ordentlichen Militärbaracken verbringen, die einigermaßen komfortabel waren. Ein Ärzte- und Schwesternteam kam und begann mit einer unangenehmen Übung: Jedermann musste von den Läusen befreit werden, die sich so gut wie alle in den letzten Wochen eingefangen hatten.

Blanka war gut dran. Sie hatte zwar über Wochen hinweg ihren Kopf nicht mehr waschen können – da ihre Haare aber sehr trocken waren, hatten die Läuse sie verschont.

Alles in allem hatte sie im Bataillon eine ganz eigenartige Position inne. Nicht nur, dass sie eine Frau war – sie war jung und sah zudem selbst in einer alten Uniform noch attraktiv aus. Die einzige andere Frau in der gesamten Einheit war etwas älter und ziemlich unansehnlich. Es verwundert deshalb nicht, dass Blanka immer

wieder das Objekt begehrllicher Blicke aller Männer um sie herum war. Zu allen war sie freundlich – sie lachte oft und hörte sich gerne von Zeit zu Zeit einen guten Witz an. Aber niemandem gelang ein ernsthafter Annäherungsversuch, und selbst ein unschuldiger Flirt kam für sie überhaupt nicht infrage. Sie strahlte natürliche Autorität aus, und das wussten die Soldaten zu respektieren. Als der Bataillonskommandeur trotzdem versuchte, sich ihr ein wenig zu beharrlich zu nähern, nahm sie ihn eines Abends beiseite, lächelte und sagte: «Deine blödsinnigen Avancen verstossen gegen jede sozialistische Ethik. Und sie verstossen auch gegen alle Dienstvorschriften. Du weisst doch, dass ich verheiratet bin. Und wenn du den Quatsch nicht bleiben lässt und dein Verhalten nicht änderst, dann muss ich einen Bericht an die Vorgesetzten schreiben.» Und damit war die Sache erledigt.

Abgesehen von derart kleinen Zwischenfällen und den Mühen eines Winterkriegs in den Bergen war die Stimmung unter den Soldaten ausgezeichnet. Das oberste Ziel für die Partisanenarmee war ebenso einfach wie überzeugend: Befreit das Vaterland von den Unterdrückern! Alle verstanden sehr gut, wofür sie hier kämpften. Und die Klarheit des Ziels führte zu Motivation und Mut. Die militärische Führung war vorbildlich und hatte aus der Erfahrung der letzten Zeit enormes Können angesammelt. Die Versorgungslage blieb schwierig; immer aber gab es Essen und frisches Wasser. Schnee und Kälte waren mehr als lästig und bremsen alle militärischen Operationen immer wieder ab. Das aber störte niemanden. Man war auf der Gewinnerstrasse. Und sobald die Soldaten in der Mitte ihrer provisorischen Camps ein grosses Feuer angezündet hatten, kamen sie alle nach dem Abendessen zusammen, um die Partisanengesänge oder alte Volksweisen aus allen Teilen Jugoslawiens zu singen. Es waren auch einige jüdische Partisanen mit von der Partie. Die stimmten dann, von Blanka unterstützt, Lieder wie

«Hava Nagila» oder «Hevenu Shalom Alejchem» an. Blanka kannte jüdische Lieder seit ihrer Makkabi-Zeit. Und sie war romantisch genug, jene Abende so zu erleben, als wären sie alle noch bei den Pfadfindern.

Ansonsten gab es nicht viel Neues in den Hügeln um Gorica oder, ein wenig später, in den slowenischen Bergen rund um Ptuj, südlich von Maribor. Da war der Kampf an verschiedenen Fronten. Da waren die Toten, die Blanka erst dann zu sehen bekam, wenn sie sich bereits unter der barmherzigen Hülle eines weissen Tuchs befanden. Da waren die Verwundeten, die mit Erste-Hilfe-Material aus Blankas Vorräten versorgt werden mussten.

Eines Tages fuhr der Jeep des Kommandeurs auf eine Landmine. Der Fahrer wurde auf der Stelle getötet, der Kommandeur selbst kam mit leichteren Verwundungen davon. Von nun an wurden Blankas Sachen direkt auf den Lkw verladen, was ihre Arbeit komplizierter machte. Gott sei Dank half man ihr, und so musste sie wenigstens die schwere Schreibmaschine, eine «Olympia» deutscher Bauart, die Akten und ihr sonstiges Büromaterial nicht selber auf- und abladen.

Hier oben in den slowenischen Bergen waren die Wege für Versorgungsfahrzeuge fast unpassierbar geworden. Reifenpannen waren an der Tagesordnung, und dann ging auch noch der Kraftstoff aus. Und so mussten die Soldaten fürs Erste alles auf dem Rücken tragen. Blanka brauchte nicht allzu viel zu schleppen, aber das Gelände war sehr schwierig, und dort zu marschieren war alles andere als ein Vergnügen. Sie liess sich nichts anmerken, aber unter den Fussmärschen jener Tage hat sie wirklich gelitten. Als sich das Bataillon einem kleinen Dorf hoch oben über einem steilen Berghang in der Nähe von Ptuj näherte, war Blanka nach einem fürchterlichen Tag mit ihren Kräften am Ende. Ihre Füsse schmerzten von den unvermeidlichen Blasen, ihr Rücken krümmte sich unter der Last des Rucksacks, und sie rang mächtig nach

Luft. Sie hatte jegliche Hilfe abgelehnt und war deshalb ein wenig hinter den anderen zurückgeblieben. Aufgeben kam aber überhaupt nicht infrage. Als sie die ersten Häuser des Weilers erreichte, erschien auf einmal ein alter Bauer von irgendwoher. Er näherte sich vorsichtig, grüßte sie und sagte in einem nur schwer verständlichen Dialekt: «Mädchen, armes kleines Mädchen, man sieht dir an, wie du leidest. Du brauchst dringend etwas Richtiges zu trinken. Das wird dir gut tun.» Und mit diesen Worten zog er eine zerbeulte Blechflasche aus seinem Mantelärmel.

«Was ist denn das?», fragte Blanka zweifelnd.

«Das?», antwortete der Mann mit einem breiten Grinsen zwischen seinen spärlichen Zähnen. «Das ist ein Kräuterschnaps, den ich selber gebrannt habe. Aber warum probierst du ihn nicht einfach?»

Sie hatte noch nie zuvor etwas Ähnliches getrunken. Wein, ein süßes Aperitif oder eine kleine Grappa, ja. Aber ein selbst gebrannter Kräuterschnaps? Nun, sie wollte freundlich sein zu dem Bauern, der es ja doch gut mit ihr meinte. Also griff sie die Flasche und tat einen tüchtigen Zug. Das Zeug brannte höllisch und trieb ihr die Tränen in die Augen. Als sie sich aber davon erholt hatte, fühlte sie sich gleich wieder kräftiger. Sie bedankte sich bei dem alten Mann und folgte den anderen mit neuer Entschlossenheit. Abends besorgte sie sich bei einem anderen Bauern gleich noch eine Flasche. «Meine eiserne Ration», erzählte sie ihren Kameraden. Und genau das war es auch.

Einige Tage später erreichte die Truppe ein besser erschlossenes Gebiet mit passierbaren Strassen. Das Versorgungsfahrzeug wartete schon. Und damit hatte die elende Schlepperei endlich ein Ende. Nach harten Kämpfen nahmen die Jugoslawen Ptuj. Alle Einheiten erhielten eine kurze und wohlverdiente Ruhepause. Blanka schlief erst einmal einen ganzen Tag durch. Abends bat der Kommandeur sie in sein Quartier. «Genossin Blanka», ver-

kündete er, «ich habe gute Nachrichten für dich. Der Funker hat mich darüber unterrichtet, dass dein Mann am Leben ist und dass es ihm gut geht. Er pendelt zwischen Dubrovnik und der Front in Zentralkroatien.»

Blankas Herz hüpfte vor Freude. Rudolf war wohlauf! Das waren in der Tat tolle Nachrichten. Sie lachte und fragte ihren Chef: «Könnten wir nicht über Funk eine Nachricht an meinen Mann absetzen? So würde er wissen, dass auch ich wohlauf bin.»

«Das haben wir schon getan», gab der Kommandeur trocken zurück. «Aber das ist noch nicht alles. Wir werden noch ein paar Tage hier oben bleiben, um einige Widerstandsnester auszuräubern. Dann aber werden wir nach Istrien verlegt, um dort unten Ordnung zu schaffen.»

«Heisst das, dass wir endlich aus dem Schnee herauskommen?», erkundigte sich Blanka hoffnungsvoll.

«Nicht nur das», erwiderte ihr Chef. «Das heisst, dass unser Bataillon eine Ruhepause von mindestens einer Woche erhält. Ich habe mich entschlossen, dir ein paar Tage Urlaub zu geben. Du hast dich wie ein richtiger Soldat geschlagen, aber du kommst mir doch sehr erschöpft vor. Warum fährst du nicht nach Rijeka und gönnst dir ein paar Tage in der Sonne?»

Dem wollte Blanka nicht widersprechen. Sie bedankte sich überschwänglich und verliess den Raum. Am nächsten Tag bereits verliess ein Militärkonvoi Ptuj. Er brachte sie hinunter nach Rijeka und an die geliebte Adriaküste. Das versprach wunderbar zu werden!

ENTFERNTE VERWANDTE UND BLANKAS RÜCKKEHR

Und es war wunderbar. Als sie in Rijeka ankam, schien dort die Sonne aus einem blauen Himmel, ein leichter Südwind hatte angenehme Temperaturen mit sich gebracht, und die Einwohner der Stadt waren aus ihren Häusern auf die Plätze und Promenaden gekommen – vorsichtig noch nach dem harten Kriegswinter. Blanka wurde Unterkunft in einer Kaserne am Stadtrand angeboten. «Das wäre für mich ganz in Ordnung», meinte sie, «aber lasst mich erst einmal nach einem Privatquartier suchen.»

Sie hatte sich an Grosstante Agatha, eine jüngere Schwester ihrer Grossmutter Anica, und ihren Mann Lino erinnert. Vor der Besetzung hatten die Selingers mit ihnen keinen regelmässigen Kontakt gehabt. Blanka wusste nicht einmal, ob Lino ein Jude war oder nicht. Von Zeit zu Zeit hatten sie die beiden auf der Rückfahrt aus dem Sommerurlaub besucht. Blanka erinnerte sich noch an die gemütliche Wohnung gerade gegenüber von einem grossen Zeitungskiosk auf der Strandpromenade. Der Kiosk stand immer noch an der alten Stelle, und sie fand die Wohnung ohne jedes Problem.

Blanka stieg die engen Treppen zum zweiten Stock hinauf und klopfte an die Tür. Nach einer Weile hörte sie drinnen schlurfende Schritte. «Wer ist da?», fragte eine gebrechliche Stimme.

«Ich bin's, Blanka!», antwortete sie.

«Blanka? Welche Blanka?», fragte die Stimme nach.

«Blanka Selinger!»

Die Tür öffnete sich einen Spalt weit. Sie war mit einer Kette von innen verschlossen. Ein altes, zerfurchtes Gesicht mit grossen, etwas ängstlichen Augen kam zum Vorschein. Beide, Blanka und Agatha, erkannten sich nicht gleich wieder. Dann aber machte sich

auf dem alten Gesicht ein glückliches Lächeln breit. Agatha löste die Kette und öffnete die Tür endgültig. «Mein Gott, du bist es wirklich! Komm rein, komm rein!», rief sie aus, drehte sich um und sagte laut: «Komm schnell her, Lino! Du wirst es nicht glauben! Blanka, Berthas Tochter, ist aus Zagreb gekommen!» Das war natürlich der einzige Ort, den die alte Dame mit Blanka in Verbindung bringen konnte.

Ein weisshaariger Mann mit einem Glas Wein in der Hand humpelte in den kleinen Vorraum. Den erkannte Blanka sofort. Lino hatte immer noch erstaunliche Ähnlichkeit mit dem italienischen König Vittorio Emanuele. Was hatten sie diese Ähnlichkeit früher immer bewutzt! Und das Glas in der Hand war Beweis genug, dass er immer noch ein inniger Freund dalmatinischen Weins war. Sie umarmten sich und gingen in die Wohnküche.

«Es ist wunderbar, euch so wohlbehalten wiederzusehen», meinte Blanka ein wenig später. Sie sassen auf einfachen Holzstühlen rund um den Küchentisch. Blanka hatte sich umgezogen und trug jetzt Agathas einzigen Morgenrock. Die Uniform, gründlich ausgebürstet, hing am Fensterrahmen und fing eine Brise frischer Meerluft ein. Die anderen Kleidungsstücke hatte Agatha eingeweicht und ausgewaschen. Sie hingen über der Wäscheleine auf dem Balkon. Die Grosstante hatte einen grossen Kessel Wasser auf den Ofen gestellt, und dann hatte Blanka ihre erste gründliche Wäsche seit langen Wochen genossen. Endlich konnte sie ihre Haare waschen! Jetzt hatte sie sie unter einem grossen Handtuch verborgen, das sie sich elegant um den Kopf gewickelt hatte.

Inzwischen hatte Lino den Tisch mit einem weissen Leinentuch, den Resten ihres guten Bestecks, Gläsern und Tellern aus Steinzeug gedeckt. Aus dem, was er in der Küche fand, hatte er ein einfaches Essen gezaubert. Zum Schluss hatte er zwei riesige Krüge gefüllt – den einen mit frischem Wasser und den anderen mit seinem Lieblingsgetränk, dalmatischem Wein. «Pass auf», warnte

er seine Grossnichte. «Das ist Dingac, sehr schwer. Wir wollen dich nicht betrunken machen.»

Es gab unendlich viel zu erzählen. Blanka erstattete ausführlich Bericht – über die letzten Jahre und über das, was der Familie Selinger so alles zugestossen war. Sie erzählte von Rudolf und über all das, was sie zusammen erlebt hatten. Agatha und Lino hörten aufmerksam und geduldig zu. Nur ab und an unterbrachen sie die Erzählung mit einer kurzen Frage oder einem ungläubigen Ausruf. Und dann, bei Tee und hausgemachten Süs-sigkeiten, war es an Blanka zuzuhören. Sie war neugierig, zumal sie ihre Grosstante und ihren Mann ja nicht allzu gut kannte. Als sie das letzte Mal hier war, war sie kaum ein Backfisch gewesen, und da hatten sie die Erzählungen älterer Leute kaum interessiert.

Agatha und Lino waren jetzt Endsechziger. Um die Jahrhundertwende hatten sie in Triest geheiratet, wo Lino als einer der Hafenaufseher arbeitete. Zu ihrem Erstaunen erfuhr Blanka, dass Lino einen jüdischen Vater und eine katholische Mutter gehabt hatte. «Da wundert es mich überhaupt nicht, dass niemand bei uns eure Hochzeit erwähnt hat», rief sie aus.

«Nun, es ist auch niemand zu unserer Hochzeit gekommen», merkte Agatha traurig an, «nur meine Mutter. Damals war es wohl sehr schwierig, sich mit einer Hochzeit abzufinden, die sozusagen nicht ganz kosher war.»

«Ich habe ja auch einige Exemplare an jüdischer Strenge erlebt. Aber wir haben euch doch hier in Rijeka besucht und viel Spass zusammen gehabt!» Blanka war immer noch verwirrt.

Lino schenkte sich Dingac nach und versuchte sich an einer Erklärung. «Vielleicht hat man das deinen Eltern ja auch nicht erzählt», sagte er, «oder sie hatten es ganz einfach vergessen ...»

«Hör mal, Lino», unterbrach ihn Blanka eifrig, «ich hätte mit eurer Hochzeit nicht die geringsten Schwierigkeiten gehabt! Aber nun sagt mal:

Wie habt ihr denn die letzten Jahre durchgestanden? Das muss für euch doch ganz schön schwer gewesen sein!»

«Das soll dir Lino erzählen. Ich mache uns derweil neuen Tee. Ich glaube, wir haben genug Wein getrunken.» Agatha stand auf und machte sich am Herd zu schaffen.

«Nach Rijeka sind wir vor ungefähr zehn Jahren gekommen», fuhr Lino fort. «Der Hafenmeister war gestorben, und ich habe seine Stelle übernommen und bis zu meiner Pensionierung 1940 innegehabt. Wir lieben Rijeka sehr und haben uns entschlossen, hier zu bleiben. Bis heute hat mir die Hafengesellschaft meine Rente bezahlt, auch als die Italiener in die Stadt gekommen waren.»

«Und» – Lino lächelte «ich hatte überhaupt kein Problem, einen italienischen Pass zu bekommen. Schliesslich war ich in Triest aufgewachsen und hatte dort den grössten Teil meines Lebens verbracht.»

«Aber Agatha», warf Blanka ein, «war die denn nicht in grosser Gefahr?»

Die Grosstante kehrte mit einem grossen Topf Tee an den Küchentisch zurück, füllte die Tassen und machte da weiter, wo ihr Mann aufgehört hatte: «Wie du vielleicht noch weisst, habe ich immer so unauffällig wie möglich gelebt. Linos berufliche Stellung war ja doch ziemlich herausgehoben, und ich wollte ihm keine unnötigen Scherereien machen. Wir haben keine Kinder. Und deshalb brauchten wir uns auch nie über eine jüdische oder nichtjüdische Erziehung klar zu werden. Ausserdem wissen nur sehr wenige Leute, dass ich Jüdin bin.»

«Und man hat dich nie in irgendeiner Weise verfolgt?» Blanka blieb neugierig.

Lino stellte seine Tasse ab und antwortete: «Alles blieb ruhig und fein bis zum Sommer 1943. Damals waren selbst für den Geschmack der Italiener zu viele jüdische Flüchtlinge in Dalmatien. Deshalb forderten die Behörden alle Juden zur Registrierung auf.

Sie sollten in ein Zentrallager auf der Insel Rab – oder Arbe, wie die Italiener das nennen – verbracht werden.»

«Ich glaube, auf dieser Insel bin ich mit meinen Eltern einmal gewesen», merkte Blanka an, während Lino weiter erzählte: «Später haben wir gehört, dass mehr als dreitausend Juden dorthin geschickt wurden, zusammen mit vielen Slowenen und anderen Leuten. Wir haben damals beschlossen, uns nicht registrieren zu lassen. Wir waren ja schliesslich keine Flüchtlinge und hatten einwandfreie Papiere. Ausserdem wusste niemand im Rathaus, dass wir jüdisches Blut in den Adern haben. Es kam auch niemand, um uns zu suchen, und so lebten wir weiter, als sei nichts geschehen.»

«Aber dann sind doch die Deutschen über euch hergefallen. Was ist denn dann mit euch passiert? Und was ist mit den armen Leuten auf Rab geschehen?» Blanka war ein wenig erhitzt. Der Rotwein hatte offensichtlich seine Wirkung getan.

«Nur Geduld, junge Dame», sagte Lino. «Das wollte ich dir ja gerade erzählen. Die Deutschen waren nur kurz hier, bevor sie wieder verjagt wurden. Die haben alles getan, um jeden übrig gebliebenen Juden in der Stadt zu entdecken. Aber uns haben sie nicht gefunden – Gott sei Dank! Was nun die Menschen im Lager Rab angeht, so ist das wieder eine andere Geschichte. Die Internierung der Juden war gerade beendet, als Badoglio Mussolini absetzte.»

«Und dann wurden die Gefangenen doch sicher gleich freigelassen?», fragte Blanka.

Agatha schüttelte den Kopf, während Lino, von zu viel Tee sichtlich angeekelt, sich noch ein Glas Wein genehmigte. «Nein, unglücklicherweise nicht. Nach dem, was wir von Leuten gehört haben, die da unten gewesen sind, konnten sich die Italiener zu nichts entschliessen. Sie wollten die Internierten weder in die Hände der Ustasha fallen lassen noch zusehen, wie sie sich den Partisanen Titos anschlossen. Am Ende haben sie beschlossen, zu-

nächst einmal nichts zu tun und die Dinge auf sich zukommen zu lassen. Und dann haben sich die Italiener den Alliierten ergeben, und binnen weniger Tage waren die Deutschen da.»

«Ja, das haben wir in Lido di Camaiore ja auch in voller Schönheit miterlebt», warf Blanka ein. «Das war einfach schrecklich!»

«Aber, aber – ihr seid ja nicht im Lager gewesen», wies Lino sie leise zurecht. «Auf Rab musste sich nun jedermann innerhalb weniger Minuten entscheiden. Alle Slowenen und so gut wie alle Juden gingen aufs dalmatinische Festland, wo sich die meisten den Partisanen anschlossen oder Gegenden aufsuchten, die von den Partisanen kontrolliert wurden. Ungefähr zweihundert Juden beschlossen, im Lager zu bleiben – was immer auch passieren würde. Die Deutschen haben sie allesamt nach Auschwitz deportiert, und den Rest kennst du ...»

Nach langem und drückendem Schweigen sagte Blanka: «Rab, Arbe – dieser Name erinnert mich an etwas. Warte mal – hat man in unserer Armee nicht eine ‚Rab-Brigade‘ gebildet? Ich habe davon gehört, diese Soldaten aber niemals getroffen.»

«Da hast du Recht», antwortete Agatha, und diesmal lag so etwas wie Stolz in ihrer Stimme. «Dieses Regiment wurde aus den slowenischen Gefangenen und den jüdischen Internierten gebildet. Ein Bataillon, das Fünfte, ist völlig aus jüdischen Kämpfern zusammengesetzt. Die anderen bestehen vorwiegend aus Slowenen.»

Blanka schüttelte es. Wie nah doch Entkommen und Ergreifen, Leben und Tod überall beisammen gelegen hatten! Und mit wie viel Glück sie in ihren diversen Verstecken überlebt hatten. Andererseits: Wäre es nicht grossartig gewesen, mit diesen jüdischen Soldaten zusammen zu kämpfen?

Sie redeten noch eine Weile und gingen dann zu Bett.

Die alten Leutchen waren erschöpft, und auch Blanka fühlte sich ausgelaugt. Viele Gedanken schossen ihr durch den Kopf, aber sie war rechtschaffen müde und fiel rasch in tiefen Schlaf.

Die nächsten vier Tage verbrachte Blanka bei ihren Verwandten. Sie unterzog die Wohnung einem richtigen Frühjahrsputz, machte grosse Wäsche und ging einkaufen. Der Nachmittag war für Spaziergänge auf der Promenade bestimmt, wo sie sich an der Sonne freuten und Linos alte Freunde trafen. Dann aber hiess es Abschied nehmen und sich in der Kaserne zurückzumelden. Das friedliche Intermezzo hatte ein Ende gefunden.

Die Rückreise zu ihrer Truppe war kurz. Das Bataillon hatte inzwischen im Osten der Halbinsel Istrien Stellung bezogen. Dort war die eigentliche Arbeit bereits getan, die Deutschen waren vertrieben worden. Es gab jedoch immer noch kleinere Milizverbände der Ustasha und ähnliche Verbrecherbanden, die hier und dort Widerstand leisteten. Deren Nester hatte das Bataillon auszuheben. Viel Mühe machte das nicht, aber es musste getan werden.

Und dann war der Krieg vorbei. Als die Nachricht sie in den istrischen Hügeln erreichte, wurde ein grosses Fest gefeiert – zusammen mit den Dorfbewohnern, die Unmengen Wein, Slibowitz und andere harte Sachen beisteuerten. Es wurde viel gesungen und getanzt. Das war übrigens das einzige Mal in ihrem Leben, dass Blanka tüchtig angeschwipst war. Aber ihre Militärzeit war noch nicht vorbei. Die neue Führung Jugoslawiens brauchte noch einige Zeit, bis sie die Infrastruktur einer regulären Armee aufgebaut hatte. Und so lange mussten die Partisanen weiter dienen. Diese Wochen in Istrien wollten und wollten kein Ende nehmen. Sie waren schrecklich langweilig. Ausserdem gab es immer noch keinen regulären Heimaturlaub. Ein oder zwei freie Tage – da war Zagreb für eine Reise viel zu weit. Und Rudolf war in der gleichen

Lage. Arbeit und Studium hielten ihn in der kroatischen Hauptstadt fest.

Aber dann, Ende August, wurde sie zum Kommandeur gerufen. Das Bataillon war endlich demobilisiert worden. Sie erhielt ihren Sold, den sie die ganze Zeit über angespart hatte. Ihr Chef lud sie ein, sich ihre Entlassungspapiere selbst auszustellen. Er bedankte sich herzlich für geleistete Dienste und bat sie, noch zwei oder drei Tage zu bleiben, um ihm bei all dem Papierkram zu helfen. Die beiden umarmten sich – der kleine Zwischenfall war längst vergessen.

Blanka war kein Soldat mehr. Ein Lkw brachte sie nach Rijeka, ein anderer nach Ljubljana. Noch eine Nacht in der Kaserne, und dann stieg sie in den Morgenzug nach Zagreb. Sie kam auf dem gleichen Weg in ihre Heimatstadt zurück, auf dem sie vier Jahre zuvor verlassen hatte.

IN ALLE WINDE ZERSTREUT

HEIMKEHR IN DIE FREMDE

Vom Bahnhof aus ging Blanka direkt zu «ihrer» Wohnung. Das erschien ihr das Natürlichste auf der Welt, denn wo sonst soll man hingehen, wenn man nach Hause kommt?

Es schien immer noch das alte Gebäude zu sein. So weit sie sehen konnte, hatte sich nichts verändert. Erst als sie auf ihre frühere Wohnung blickte, musste sie bei sich denken: Es ist doch nicht mehr alles beim Alten. Nun, das Haus war dasselbe geblieben – immer noch die graue Fassade mit ihren Verzierungen aus der Gründerzeit, die grossen Fenster und der breite elegante Hauseingang. Nur der kleine Vorgarten war seit langem nicht mehr gepflegt worden. Nein – das Haus hatte sich nicht verändert. Es war Blanka, die sich verändert hatte. Sie hatte ihr Heim als Mädchen verlassen und war als Frau zurückgekommen, mit einer Menge Gepäck in Herz und Seele. Und wie es vielen Kriegsheimkehrern damals gegangen ist – sie fühlte sich wie ein Eindringling.

Nach einigem Zögern klingelte sie schliesslich bei den Guttmans. Sie wusste von ihrer Mutter, dass Herr Guttman das Haus als junger Architekt umgebaut hatte und der Eigentümer gewesen war. Seine Tochter, nur wenig älter als Blanka, hatte zu ihren liebsten Freundinnen gezählt. Die Haustür öffnete sich mit einem Klick der elektrischen Verriegelung, und Blanka kletterte die Treppen hinauf, die sie so gut kannte. Herr Guttman stand im offenen Eingang seiner Wohnung. Sie erkannte ihn sofort wieder, und auch ihm, mit dem scharfen Auge eines Architekten, ging es nicht anders. Er begrüsst sie überaus herzlich und bat sie hereinzukommen. Blanka setzte sich an den Küchentisch, und Herr

Guttman schaffte eine Flasche Obstsaft herbei. Sie berichteten über die vergangenen Jahre, und er erzählte ihr, dass er die Selinger'sche Wohnung bereits vor längerer Zeit weitervermietet hatte. Dort lebte jetzt ein Ingenieur mit seiner Familie.

«Ich bin sicher, dass Sie völlig korrekt gehandelt haben», sagte Blanka mit einem traurigen Lächeln, «denn wir hatten ja unseren Mietvertrag zum Jahresende 1941 gekündigt. Aber wissen Sie vielleicht, was aus unseren Sachen geworden ist?»

Kopfschüttelnd antwortete der Architekt: «Nein, leider nicht. Soviel ich weiss, haben die Rublikovs sie an sich genommen, als der neue Mieter eingezogen ist.»

«Aha, dann muss ich da mal nachfragen», meinte Blanka. Sie erinnerte sich daran, dass ihre Mutter den Rublikovs ihre Teppiche und das Silberzeug in Verwahrung gegeben hatte. Da war es nur logisch, dass sie auch den Rest an sich genommen hatten, um ihn für die Selingers aufzubewahren. Sie verabschiedete sich von Guttman und stieg die Treppe wieder hinunter. Als sie an ihrer früheren Wohnung vorbeikam, stockte sie und zitterte ein wenig. Ob sie irgendwann einmal den Mut finden würde, dort anzuklingeln? Im Erdgeschoss klopfte sie bei Rublikovs. Das musste sie mehrfach tun, ehe sich die Tür öffnete.

Frau Rublikova blickte sie mit einem leeren Gesicht an, und das tat auch ihre Tochter, die hinter der Mutter in der Tür aufgetaucht war. Blanka war sich jedoch absolut sicher, dass die beiden sie sofort erkannt hatten. «Ja, was wünschen Sie?», fragte die Frau mit einer rauen Stimme.

«Ich bin Blanka Selinger. Erkennen Sie mich denn nicht?»

Langsam hob Frau Rublikova ihre Augen und schaute sie erneut mit einem kalten, frechen Blick an. Sie bewegte ihren Kopf nicht, auf dem das graue, kurz geschnittene Haar fest wie ein Fel-

sen sass. «Ach ja, Fräulein Selinger ...», sagte sie ohne das kleinste Lächeln. «Und was kann ich für Sie tun?»

«Ich dachte ...» Blanka hatte an sich die Absicht gehabt, freundlich zu fragen. Dann aber hielt sie inne. Sie hatte die Augen der Tochter gesehen, und die waren so kalt wie dunkles Glas. Warum bitten sie mich nicht herein?, wunderte sich Blanka. Als sie dann ihre Frage losgeworden war, beschied sie die Rublikova mit einer tonlosen Stimme: «Ich weiss nicht, wovon Sie reden. Ihre Familie hat uns nie irgendetwas übergeben, und wir haben auch nichts genommen.»

Blanka war wie erstarrt. Das war die unverschämteste Lüge, die ihr jemals vorgekommen war! Und der harte, abweisende Blick der beiden Frauen jagte ihr Furcht ein. Zögernd begann sie, die Teppiche, das Silberzeug, den Schreibtisch ihres Vaters und all die anderen Einrichtungsgegenstände zu erwähnen, die die Selingers bei der Flucht hatten zurücklassen müssen.

Die Tochter schnitt ihr das Wort ab. «Wir wissen nicht, worüber Sie reden. Und nun wollen Sie uns bitte nicht mehr stören.» Und dann schlug sie Blanka die Tür vor der Nase zu.

Blanka schluckte und rang nach Atem. Gegenüber dieser ungläublichen Frechheit fühlte sie sich wehrlos – zumindest für den Augenblick. Sie ging noch einmal zur Guttman'schen Wohnung hinauf und klopfte an die Tür. Als er öffnete, sah er sich einer sichtlich erschrockenen Blanka gegenüber. «Mein Gott, was ist denn passiert? Du siehst ja leichenblass aus!»

Er bot ihr einen Stuhl an, und als sie sich gesetzt hatte, begann sie vor Wut hemmungslos zu heulen. Nachdem sie Guttman von dem entsetzlichen Vorfall berichtet hatte, war auch der ausser sich. «Dieses Dreckspack», rief er. «Aber ich bin ganz sicher, dass die Behörden dir helfen werden. Schliesslich bist du bei den Partisanen gewesen!» Doch dann fügte er zögernd hinzu: «Du musst

vorsichtig sein. Der Mann da unten scheint bei den neuen Herren eine wichtige Rolle zu spielen.»

«Das interessiert mich nicht im Geringsten», entgegnete Blanka, die ihren Mut wiedergefunden hatte. «Sobald ich Zeit dazu habe, werde ich denen erst einmal Manieren beibringen. Aber das kann ein paar Tage warten. Zunächst muss ich meinen Mann finden- kennen Sie vielleicht jemanden, bei dem wir so lange unterkommen können, bis wir eine eigene Wohnung gefunden haben?»

Herr Guttman überlegte. Dann lächelte er. «Ich habe eine Schwägerin, Frau Franck. Die müsste in ihrem Haus noch Platz haben. Und ausserdem ist sie eine erstklassige Köchin.» Er nahm einen Zettel aus der Schublade des Küchentischs und schrieb ihr die Adresse auf. «Ich bin mir sicher, dass sie euch für eine Weile aushelfen wird», sagte er tröstend.

ENDLICH WIEDER ZUSAMMEN

Einen Tag, bevor sie ihr Bataillon verlassen hatte, um nach Zagreb zurückzukehren, hatte Blanka einen Brief von Rudolf erhalten. Ungeduldig riss sie den Umschlag auf. Neuigkeiten von ihrem geliebten Mann! Immer wieder las sie den Brief, wie sie es auch mit den vorangegangenen getan hatte. Es waren ja eh so wenige gewesen. Man hatte ihm eine militärische Beförderung versprochen. Das war etwas, worauf man stolz sein konnte. Er wohnte immer noch in den Personalräumen auf dem Gelände «seines» Krankenhauses. «Und ich arbeite hier», hatte er hinzugefügt, «als wäre ich schon ein richtiger Arzt.» Medizin zu studieren und sich gleichzeitig um Patienten zu kümmern – das war schon eine ganz hübsche Arbeitsbelastung. Dafür trug die Armee die Kosten für

seine Ausbildung, und für seine akademische Laufbahn war praktische Erfahrung sehr nützlich.

All das hatte sich nicht gerade nach einem Traum angehört, und schon gar nicht nach einem amerikanischen. Aber für ihren Mann waren diese Dinge sehr wichtig. Und das zählte jetzt am meisten. Und was noch mehr zählte: Rudolf schien es wirklich gut zu gehen, und – er sehnte sich nach ihr! Blanka hatte überlegt, ob sie ihm noch zurückschreiben sollte. Aber dieser Brief wäre wohl erst später in Zagreb angekommen als sie selbst. Also hatte sie es gelassen und sich auf die Reise begeben.

Sie war den weiten Weg von der Innenstadt in die Hügel heraufgekommen, in denen das Militärhospital lag. Als sie nach dem langen Fussmarsch am Eingangstor angelangt war, musste sie dort beinahe eine Stunde warten. Die Wache hatte zum Telefon gegriffen und nach Leutnant Kandel gefragt. Mit Bedauern hatte eine Krankenschwester mitgeteilt, dass «Genosse Kandel» sich mitten in einer komplizierten Operation befände. Er würde so schnell wie möglich kommen. – Und endlich! Endlich hatte sie Rudolf um die Ecke eines grossen Backsteingebäudes biegen sehen. Er trug immer noch seinen weissen Kittel, und ein paar Blutspritzer zeigten an, dass er geradewegs aus dem Operationssaal zu ihr geeilt sein musste. Blanka rannte in seine Arme. Sie hielten sich fest, küssten sich immer wieder, schauten sich unter Freudentränen an. Die Anfeuerungsrufe und den Applaus der Vorbeigehenden und auch der Wachen am Eingang des Militärkrankenhauses nahmen sie kaum wahr. Nach unendlich langen Wochen waren sie endlich wieder beisammen! Schliesslich schaute ihr Rudolf überglücklich in die Augen und sagte mit einem ansteckenden Lächeln: «So, und von nun an wird uns niemand mehr trennen. Wir werden uns unser Leben bauen, und wir werden es zusammen tun!»

In diesem Augenblick hatte Blanka sich die USA endgültig aus dem Kopfe geschlagen. Vieles, was sie ihm hierzu hatte erzählen wollen, würde ungesagt bleiben. Unter Tränen beteuerte sie ihm immer wieder, wie sehr sie ihn liebte, und dass alles von jetzt an wunderbar sein würde. Dann setzten sie sich auf einen Stein neben dem Eingangstor. Es war ein schöner und warmer Spätsommertag, und für einen Augenblick waren die letzten Jahre wie weggewischt. Es war, als sässen sie auf einer Parkbank – wie damals, als sie das alles noch vor sich hatten. Sie lachten, umarmten und küssten sich immer wieder. Es war einer der glücklichsten Augenblicke in ihrem Leben.

Doch dann holte Blanka sie wieder in die Wirklichkeit zurück. Sie erzählte ihm von Frau Franck und dass sie dort so lange wohnen sollten, bis sich eine eigene Wohnung aufgetan haben würde. Zögernd sagte Rudolf: «Du, es tut mir Leid, aber ich kann von hier oben nicht so leicht weg. Ich werde noch für ein Weilchen im Krankenhaus wohnen müssen. Wenn wir eine eigene Wohnung gefunden haben, werden sie mich wohl ziehen lassen. Und sobald es geht, wahrscheinlich schon morgen, werde ich mir frei nehmen. Reicht das für den Augenblick?»

Blanka sah nicht gerade zufrieden aus, signalisierte aber tapfer Zustimmung. «Ja, mein Liebster, das muss einfach reichen. Ich verstehe, dass du hier oben deine Pflicht zu tun hast. Ab morgen aber werden wir uns um eine Wohnung kümmern.»

Rudolf notierte sich die Anschrift von Frau Franck. Nach einem Abschiedskuss musste er wieder gehen. Auf ihn wartete die nächste Operation.

Blanka wanderte in die Stadt zurück und fand Frau Franck, die sofort bereit war, ihnen für wenig Geld zwei Zimmer in ihrem Haus zu überlassen. Am nächsten Tag traf auch Rudolf dort ein. Sie hatten nicht viel Zeit miteinander zu verbringen. Aber es war wertvolle Zeit, und sie nutzten jede Stunde, als wäre dies ihr zwei-

ter Hochzeitsurlaub. Sie blieben unter sich. Nur die Mahlzeiten nahmen sie zusammen mit Frau Franck ein, die in der Tat eine ausgezeichnete Köchin war.

Von der Franck'schen Wohnung aus war es nicht weit bis zum Rathaus. Hier hätte an sich eine neue Epoche begonnen haben müssen, denn schliesslich hatten die Partisanen die Stadtverwaltung übernommen – Partisanen, zu denen sie irgendwie ja immer noch gehörten. Und doch trug die Frau in der Pförtnerloge ihre Uniform immer noch mit der gleichen Strenge, mit der es ihre Vorgänger und Vorgängerinnen auch getan hatten. Keine Freundlichkeit, kein Lächeln – nichts. Und als sie mit amtlicher Stimme fragte, welche Behörde sie suchten, dachte Blanka bei sich: Mein Gott, die benimmt sich ja überhaupt nicht anders als irgendein Beamter, auf den ich in Italien gestossen bin. Wenn ich mich bei meiner Arbeit für die Amerikaner so aufgeführt hätte, hätte man mich auf der Stelle entlassen!

Sie war wütend, aber zu ihrem grossen Erstaunen blieb Rudolf absolut freundlich. Offenbar verbuchte er ein derartiges Verhalten unter «Geburtswehen einer neuen und besseren Zukunft». Als sie erklärten, dass sie eine Wohnung brauchten (auf die sie als Partisanen immerhin einen Anspruch hatten), hiess es kurz und bündig: «Zweiter Flur, Büro 35!»

Nun war Blanka stocksauer. Sie schlug ihre Hacken zusammen und sagte auf Deutsch: «Zu Befehl!»

Die Frau am Empfang blickte nur kurz auf und sagte nichts. Ihre kalten grauen Augen blickten einfach durch Blanka hindurch.

Die Korridore im Rathaus waren dunkel und ungepflegt. Als sie im Büro 35 ankamen, wurden sie aufgefordert zu warten, wie es einige Paare bereits taten. Sie erhielten eine Nummer, die aufgerufen werden würde, wenn es so weit wäre. Also gingen sie wieder

nach unten und besahen sich die vielen Zettel, die an eine grosse Tafel gleich am Eingang geheftet waren. Darunter waren die Hilferufe vieler Zagreber, die ihre Verwandten und Freunde wiederzufinden hofften. Nach einer Weile rief Blanka: «Rudolf, sieh dir das an! Hier hat sich deine alte Freundin Zdenka Brichta gemeldet. Offenbar heisst sie jetzt Novak.»

Rudolf las den Zettel. In der Tat, Zdenka hatte eine Botschaft hinterlassen und bat all ihre Freunde um Kontaktaufnahme. Sie hatte eine Anschrift im östlichen Teil des Stadtzentrums genannt. Die beiden schrieben die Adresse auf und gingen dann in den zweiten Stock zurück. Endlich kamen sie an die Reihe.

Ein freundlicher Mann, der noch nicht vergessen hatte, dass «Genosse» eine ehrenvolle Anrede war, hörte sich ihre Geschichte an und schrieb die notwendigen Einzelheiten auf. Er blätterte eine Liste mit verfügbaren Wohnungen durch, grinste und sagte: «Hier ist etwas für euch – eine möblierte Wohnung in der Biankinjevastrasse. Die hat ein Ustashabonze hinterlassen. Der ist mit seiner Frau getürmt. Ich muss noch ein paar Rechtsfragen regeln, aber in etwa zwei Wochen könnt ihr dort einziehen.»

Erst viel später fanden sie heraus, dass die ursprünglichen Mieter in den letzten Tagen des Krieges aus Zagreb geflohen und beim Massaker von Maribor umgekommen waren.

ZDENKA – ZUMINDEST EIN VERTRAUTES GESICHT!

Die alte Frau hatte ein einfaches Abendessen und einen grossen Topf Tee auf den Tisch gestellt. «Ich gehe jetzt schlafen», sagte sie mit ihrem schweren deutschen Akzent. «Ich habe Probleme

mit meinem Herz und würde ein langes Gespräch mit so vielen schlimmen Einzelheiten nicht aushalten.»

Blanka und Rudolf waren am späten Nachmittag bei Zdenka eingetroffen. Eine grauhaarige Frau mit einem sympathischen Falten Gesicht hatte ihnen geöffnet, sich als Gertrud vorgestellt und sie ins Wohnzimmer gebeten. «Zdenka ist noch bei der Arbeit», hatte sie gesagt, «aber sie müsste ungefähr in einer Stunde hier sein.»

Während sie warteten, erklärte ihnen die Frau, wo sie sich eigentlich befanden. Dies war das Haus von Zdenkas Grosstante, die hier vor dem Krieg mit einigem Erfolg ein Strickwarenatelier samt angeschlossenem Geschäft geführt hatte. Die alte Dame hatte der Verfolgung durch Ustasha und SS entgehen können, war jedoch vor etwa einem Jahr verstorben. Gertrud, die aus Österreich stammte, hatte der Grosstante den Haushalt geführt und war dort wohnen geblieben, zumal es keinen anderen Platz für sie gab. Als Zdenka aus dem Krieg heimkehrte, war sie hier aufgekreuzt, weil ihre alte Wohnung, die einmal einen Helfershelfer Eichmanns beherbergt hatte, durch rachsüchtige Partisanen völlig verwüstet und weitgehend zerstört worden war. Zu ihrer grossen Niedergeschlagenheit erfuhr sie, dass auch ihre Grosstante nicht mehr lebte. Gertrud tröstete die junge Frau mit dem traurigen Gesicht und bat sie zu bleiben.

Als Zdenka schliesslich von der Arbeit nach Hause kam und Rudolf und Blanka erblickte, rang sie nach Luft, wurde bleich wie ein Bettlaken und stotterte: «Rudolf ... Blanka ... Endlich Freunde!» Sie umarmte und küsste sie beide. «Ich muss mich ein bisschen frisch machen», rief sie dann. «Gertrud, mach uns doch etwas zu essen, und dann können wir uns alles erzählen.»

Das wurde ein sehr langes Gespräch, angefüllt mit all den schrecklichen Details und Vorkommnissen der letzten Jahre. Als die beiden Besucher geendet hatten, war Zdenka an der Reihe.

«Ach, ihr Lieben, womit soll ich nur beginnen?», fragte sie zögernd.

Rudolf meinte einladend: «Bitte fang mit 1941 an. Wie bist du eigentlich aus Kroatien herausgekommen?»

Zdenka lächelte leicht. «Es mag euch verrückt vorkommen, aber meine Geschichte ähnelt sehr derjenigen, die ich von Rudolf gehört habe. Mein Vater, meine Mutter, meine Schwester Mira, mein Mann Fritz und sein Bruder – alle waren sie in die Lager deportiert worden. Ich war die einzige, die die guten Dienste von Herrn Passi noch nutzen konnte, den Rudolf so nett als Fluchthelfer bezeichnet hat. Wir sind per Eisenbahn über die Grenze in die italienisch kontrollierten Gebiete an der Küste gefahren. Mein Reisegefährte hatte mich unter eine grosse Wollecke gesteckt. Er gab vor, ich sei seine Tochter, krank und eingeschlafen. So hat er mich durch die Kontrollen gebracht.»

«Aber du bist nicht nach Ljubljana gekommen», warf Blanka ein.

«Nein», antwortete Zdenka. «Ich bin in Susak geblieben, ganz in der Nähe von Rijeka. Da gab es viele Juden, und Titos Partei hat insgeheim damit begonnen, Mitglieder zu rekrutieren. Ihr könnt sicher sein, dass ich damals keine überzeugte Kommunistin war – und ich bin es auch heute nicht. Aber – ich brauchte ganz einfach Gesellschaft und ein bisschen Solidarität. Deshalb bin ich der kommunistischen Jugendorganisation beigetreten.»

Rudolf stellte die Tasse ab. Er wusste, dass seine nächste Frage Zdenka sehr treffen würde – das konnte er an ihrem Gesicht ablesen. Aber die Frage musste gestellt werden. «Was aber ist aus deiner Familie geworden, Zdenka?»

Zdenka atmete schwer und antwortete zunächst nicht. Ganz offensichtlich kämpfte sie gegen ihre tiefen Gefühle und gegen die Tränen an. Dann sagte sie, kaum hörbar: «Sie sind alle tot.»

Obwohl sie das Schlimmste befürchtet hatten, waren Rudolf

und Blanka tief geschockt und bewegt. Blanka stand auf, ging um den Tisch herum und umarmte Zdenka, ohne ein Wort zu sagen. Jedes Wort wäre zu viel gewesen. Als die Freundin genug Kraft aufbringen konnte, fuhr sie zögernd und mit vielen Unterbrechungen fort: «Die Ustasha hat meinen Mann und seinen Bruder in das provisorische Konzentrationslager auf die Insel Pag gebracht. Dort sind sie noch im Sommer 1941 ermordet worden, bevor die Italiener die Kontrolle über die Insel übernommen hatten. Mein Vater, meine Mutter und meine Schwester Mira sind nach Jasenovac deportiert worden. Über einige Monate hinweg habe ich mit ihnen Kontakt halten können. Im November desselben Jahres hat man mir dann mitgeteilt, dass mein Vater an Lungenentzündung gestorben sei. Mit anderen Worten: Entweder haben sie ihn zu Tode gefoltert oder dem Hungertod ausgesetzt. Meine Mutter und meine Schwester? Ich weiss nicht, wann und wo sie ums Leben gekommen sind. Aber 1943 habe ich eine Frau getroffen, die sich ganz sicher war, die beiden auf einem SS-Transportzug in Richtung Osten gesehen zu haben.» Der Schmerz überwältigte sie. Zdenka hörte auf zu sprechen, zitterte, schluchzte – und dann weinte sie hemmungslos. Auch Blanka konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten, und selbst Rudolf schämte sich seiner tiefen Bewegung nicht. Schliesslich sagte Zdenka feierlich: «Möge ihr Martyrium auf ewig gesegnet sein!»

Nach einem langen Schweigen wollten die beiden gehen und ihre Freundin in Frieden lassen. Zdenka aber bestand darauf, dass sie noch eine Weile blieben. Wahrscheinlich wollte sie mit ihrer Verzweiflung und all diesen düsteren Erinnerungen nicht allein bleiben. Während der nächsten Stunde erzählte sie den Rest ihrer Geschichte.

Die Italiener hatten in Susak systematische Nachforschungen über Juden ohne Papiere angestellt. Die, die man fand, wurden zumeist nach Kroatien zurückgeschickt – direkt in die gierigen

Klauen ihrer Peiniger. Erst später, als die unvorstellbaren Grausamkeiten ihrer «Verbündeten» ruchbar wurden, wechselten die Italiener ihre Haltung und begannen, den Juden immer wieder zu helfen. Zdenka besorgte sich katholische Papiere, so dass sie einigermaßen sicher war. Während des Winters 1941/42 beschloss sie, zu den Partisanen zu gehen. Sie tat in einer Sanitätseinheit praktisch die gleiche Arbeit wie Blanka auch und half Titos Armee bis zum Ende des Krieges. Im Juni war ihre Einheit demobilisiert worden.

Erst nach Mitternacht brachte Rudolf Blanka nach Hause und machte sich auf den langen Weg ins Krankenhaus. In dieser Nacht hat niemand von den dreien geschlafen. Sie hatten eine alte und wertvolle Freundschaft erneuert. Aber gleichzeitig wurde ihnen erst an diesem Abend voll bewusst, wie viele Verwandte und Freunde sie für immer verloren hatten.

IN ALLE WINDE ZERSTREUT

Es war wohl jener Abend, der für Rudolf und Blanka einen vorläufigen Schlussstrich unter ihren Anteil an der Geschichte von Krieg und Verfolgung, von Leiden und Überleben, von Massentod und menschlicher Grösse zog – einer Epoche, die man dann «Holocaust» oder «Shoah» nannte. Langsam normalisierte sich das Leben. Alltagsfragen rückten in den Vordergrund und mussten angegangen werden, Kleinigkeiten liessen das Drama in den Hintergrund rücken, Karriere und Zukunft nahmen den Platz einer tief gefühlten Solidarität ein.

Dürfen wir uns anmassen, eine derartige Entwicklung zu kritisieren? Niemand von uns ist für den ständigen Ausnahmezustand

geschaffen. Wir alle verlangen nach Normalität. Warum hätte das für die Kandels und die Selingers anders sein sollen? In der Tat – der ungeheure Trichter mit Namen «Schicksal» hatte sie in alle Richtungen ausgespien. Der Rest ist eine ziemlich banale Aufzählung ziemlich banaler Geschehnisse und Entwicklungen.

BERTHA UND ZHIVKO SELINGER

Sie blieben zunächst in Rom, wo Zhivko weiter in Cine- città, dem «italienischen Hollywood», arbeitete. 1949 emigrierten sie zusammen mit ihrem Sohn Otto in die Vereinigten Staaten von Amerika. Dort war Bertha als Büroassistentin tätig, und Zhivko erhielt einen Job bei den in den USA ansässigen Produktionseinheiten von «Radio Free Europe». Kurz darauf starb er, noch nicht einmal 60 Jahre alt.

Nach dem Tod ihres Mannes zog Bertha zu ihren Schwestern nach New York. Mit ihrer Tochter in Zagreb unterhielt sie einen regen Briefwechsel und schickte immer wieder hoch willkommene Pakete nach Jugoslawien. Sie besuchte mehrmals die Familie. Ihr letzter Besuch fand statt, als die Kandels bereits in Hamburg lebten.

Bertha starb 1973 in New York mit 74 Jahren. Zusammen mit ihrem Mann ist sie auf einem Friedhof an der Nordspitze Manhattans begraben.

CECILIA UND MAVRO KANDEL

Als Rudolf und Blanka sich zu den Partisanen schlugen, blieben seine Eltern allein in Rom zurück. Mit den Selingers unterhielten sie freundschaftlichen Kontakt – das war aber auch so gut wie der einzige, den sie hatten.

1947 oder 1948 emigrierten sie dann nach Mexiko, wo ihre Tochter Sophia und ihr Schwiegersohn Walter Eisner nach einigen Irrwegen gelandet waren. Cecilia und Mavro lebten dort nicht allzu weit von Sophias Haus entfernt. Interessanterweise haben

sowohl Cecilia als auch Mavro die jugoslawische Staatsbürgerschaft beantragt und auch erhalten. Sie waren überzeugt davon (wieder einmal!), dass das «kommunistische Intermezzo» nicht von langer Dauer sein würde und sie dann nach Zagreb zurückgehen könnten.

Mavro arbeitete als Chefbuchhalter einer grossen US- Firma. Aber schon drei Jahre später starb er im Alter von 64 Jahren. Er hat sich von seiner Herzschwäche nie mehr erholt. Cecilia blieb noch eine Weile in der Nähe ihrer Tochter, kam dann aber nach Zagreb zurück. Sie hatte ernsthafte Augenprobleme, ihr Sohn war Arzt, und ausserdem gab es in Jugoslawien ein funktionierendes Gesundheitssystem, ganz im Gegensatz zum damaligen Mexiko. Meine Frau Sonja teilte als Kind ein Schlafzimmer mit ihr, bis Rudolf seiner Mutter eine eigene kleine Wohnung besorgt hatte. Cecilia war entsetzt angesichts der überaus ärmlichen Lebensumstände im Zagreb der Nachkriegszeit. Aber sie ist ganz gut damit fertig geworden. Sie war eine würdige und gebildete alte Dame, über die meine Frau Bekanntschaft mit den Werken von Goethe, Schiller und Heine machte. Dann aber befiel sie ein unheilbarer Nierenkrebs. Sie litt fürchterlich, hat ihr schweres Schicksal aber mit wahren Heldenmut getragen und ist im April 1964 in Rudolfs Krankenhaus gestorben – im Alter von 83 Jahren. Cecilia ist auf dem jüdischen Friedhof in Zagreb begraben.

VICTOR SELINGER

Er überlebte den Krieg in der Schweiz, die ganze Zeit über in den Diensten der Speditionsfirma Schenker. Nach und nach spezialisierte er sich auf internationalen Grosshandel und die Überseeschifffahrt. Er ging nach Lateinamerika, wo es vielversprechendere Geschäftsmöglichkeiten gab als im Nachkriegseuropa. In Venezuela zog er eine florierende Schiffsmaklerfirma auf. Mehrfach besuchte er Blanka und Rudolf in Zagreb. 1983 haben wir ihn in

Bonn getroffen, wo meine Frau und ich damals lebten. Er starb in den frühen neunziger Jahren, weit über 80 Jahre alt.

IGNATZ KANDEL

Ignatz hat es irgendwie nach New York geschafft, nur wenige Tage, bevor Nazi-Deutschland Frankreich überfiel und besetzte. Nach allem, was wir wissen, hat er dort ein einsames und unglückliches Leben geführt. Er versuchte, seinen Lebensunterhalt mit Vorträgen und Sprachunterricht zu verdienen. In seiner Freizeit schrieb er die erste wirkliche Jiddisch-Grammatik, eine Leistung, durch die er in den einschlägigen Fachkreisen recht bekannt geworden ist.

Er starb 1948 und liegt auf dem grossen jüdischen Friedhof im New Yorker Stadtteil Queens begraben.

OTTO SELINGER

Nachdem er mit seinen Eltern in den USA angekommen war, beendete er sehr rasch die Oberschule und entwickelte sich zu einem brillanten Studenten. Mit einigen erstklassigen Stipendien versehen, studierte er am Massachusetts Institute of Technology und später in Ann Arbor/ Michigan. Otto erwarb einen Dokortitel und erhielt eine Professur in Molekularbiologie. Er heiratete eine Katholikin aus Nicaragua. Sie leben in Ann Arbor und freuen sich an ihrer grossen Familie.

SOPHIA KANDEL

Nachdem sie sich in Mexico City eine Heimstatt geschaffen hatten, nahm Walter Eisner das Geschäft mit den Luxusuhren von Marvin und anderen Marken wieder auf. Kurz darauf lernte er eine Erbin des Familienvermögens der Marvins kennen, verliebte sich in sie und verliess seine Frau.

Sophia eröffnete einen renommierten Laden für hochwertige Damenmode – mitten im Geschäfts- und Diplomatenviertel der Innenstadt. Glücklicherweise haben wir sie dort mehrfach besu-

chen können. Vor einigen Jahren hat sie ihr Geschäft verkauft. Im Herbst dieses Jahres ist sie 85-jährig gestorben. Über lange Jahrzehnte hatte sie ihren Bruder Rudolf nicht mehr gesehen.

ZHENKA UND BÖSHKA SELINGER

Zhenka hat Krieg und Holocaust in ihrem Mailänder Versteck überlebt. Nach dem Krieg nahm sie die Schneiderei wieder auf und eröffnete eine neue Modewerkstatt. Ihr Mann Mirko versuchte sich dort, so gut er es eben verstand, als Geschäftsführer – allerdings ohne Erfolg. Als er einige Jahre später starb, gab sie die Werkstatt auf und zog zu ihrer Schwester Böhška nach New York.

Böhška hatte ebenfalls in Mailand überlebt. Ihr Mann Paul Lantos, ein ungarischer Jude, starb kurz nach dem Krieg. Böhška ging nach New York, wo sie in einer Wohnung an der Westseite des Central Park lebte. 1983 kam sie zu unserer Hochzeit nach Deutschland, und wir haben wiederholt schöne Tage mit ihr in New York verlebt. Böhška ist in den späten Achtzigern verstorben. Beide Schwestern liegen auf dem Friedhof an der Nordspitze Manhattans begraben, nicht weit entfernt von ihrer Schwester Bertha und ihrem Schwager Zhivko.

ZDENKA STEINER

Zdenka Steiner beziehungsweise Brichta versuchte, das Zellwoll- und Papiergeschäft ihres Vaters wieder in die Hand zu bekommen. Bald jedoch musste sie feststellen, dass die neuen Herren Jugoslawiens überhaupt nicht die Absicht hatten, wieder eine wirkliche Privatindustrie entstehen zu lassen. Sie wollten ihre spezielle Art des Kollektivismus verwirklichen. Am Ende des Sommers 1945 bot man Zdenka schliesslich an, «Staatsmanager» in der Firma ihres Vaters zu werden. Sie nahm an. Schnell musste sie fachkundige Hilfe finden, denn sie hatte keinerlei Geschäftsführererfahrung. Glücklicherweise fand sie einen alten Partner ih-

res Vaters wieder. Dieser Mann, ein Nicht- Jude, hatte die Firma während der Kriegsjahre geführt und war dann in Pension gegangen. Die erneute Inbetriebnahme der Fabrik erwies sich als ungeheuer schwierig, und sie hat nie mehr als ein Viertel des Vorkriegsgeschäfts entwickeln können.

Parallel dazu musste sich Zdenka um die Erstattung des Steiner'schen Privatvermögens bemühen, das überall verstreut war. Zvonko Matterhofer, ein noch junger jüdischer Rechtsanwalt, half ihr dabei. Er hatte vier Jahre in deutschen Lagern zugebracht und beinahe das gleiche Schicksal erlitten wie Zhivko. Zvonko verliebte sich in Zdenka und bot ihr die Ehe an. Zdenka zögerte, obwohl sie Zvonkos Gefühle zutiefst erwiderte. Konnte sie wirklich wieder heiraten, solange die schmerzliche Erinnerung an Fritz Steiner noch frisch war?

Sie besuchte die Eltern ihres ermordeten Mannes und sprach mit ihnen. Beide wiesen ihr zurückhaltend die gute Richtung, und so kam es im Dezember zur Hochzeit. Das junge Paar entschloss sich dazu, neue Namen zu wählen und sich «Novak» zu nennen. «Novo» bedeutet «neu» auf Kroatisch, und sie wollten damit ihre Entschlossenheit zum Ausdruck bringen, ein neues Leben zu beginnen.

Die unübersehbaren Unterschiede zwischen der kommunistischen Theorie und Jugoslawiens düsterer, bedrückender Wirklichkeit waren für beide zu viel. Sie sehnten sich nach Freiheit und einer befriedigenderen Zukunft – für sie beide und das Baby, das Zdenka unter dem Herzen trug. Im November 1948 gingen sie deshalb nach Israel, damals noch Palästina. Zwei Monate später wurde ihr Sohn Danny geboren. Sie zogen nach Hadera an der Mittelmeerküste, ungefähr auf halber Strecke zwischen Haifa und Tel Aviv gelegen. Die weise Voraussicht von Zdenkas Vater Lajos trug Früchte – im direkten Sinn des Wortes: Sie konnten

für eine Weile von den Einkünften leben, die der grosse Orangenhai abwarf, den Lavoslav zehn Jahre zuvor gekauft hatte. Als sie eine reguläre Arbeit gefunden hatten, zogen sie nach Haifa.

Zvonko starb in den frühen Neunzigern. Zdenka aber hat bis vor einer Woche in ihrer hübschen kleinen Wohnung auf dem Carmel mit seiner überwältigenden Sicht auf Hafen und Bucht von Haifa gelebt. Dann ist auch sie von uns gegangen.

RUDOLF UND BLANKA: AUF IN DIE NORMALITÄT

Als sie ihre Wohnung in der Biankinijevastrasse zum ersten Mal aufsuchten, waren sie entsetzt. Die Ustasha-Familie, die hier vorher «residiert» hatte, hatte alles in einem fürchterlichen Zustand hinterlassen. Die Zimmer waren völlig verdreckt. Von Möblierung konnte kaum die Rede sein, und ein grosser Holzbottich machte sich im Wohnzimmer breit. Der hatte zum Sauerkrautmachen gedient, und auch jetzt noch, Monate später, stank es wie die Pest. Aber – es war nun mal ihre Wohnung! Blanka machte sich an die Grossreinigung, die mehrere Tage in Anspruch nahm. Rudolf versorgte sie mit Essen aus dem Krankenhaus, und nach einer Woche bezogen sie ihre eigenen vier Wände. Allmählich kamen neue Möbel, Teppiche und andere Einrichtungsgegenstände hinzu, die Rudolfs Eltern gehört hatten und die er nach und nach aufspürte. Selbst die Rublikovs «entdeckten» plötzlich fast all die Sachen, die Bertha und Zhivko ihnen zur Aufbewahrung übergeben hatten. Die Leute im Rathaus hatten wohl einige unmissverständliche Warnungen losgelassen. Nun war die Zeit für ein normales Familienleben und die berufliche Karriere gekommen.

Blanka besuchte das «Partisanengymnasium», das in den Ge-

bäuden einer alten evangelischen Volksschule untergebracht war. 1946 legte sie ein sehr gutes Abitur ab. Gleich darauf schrieb sie sich an der Universität ein und studierte Pharmakologie. 1949 musste sie das Studium unterbrechen, weil sie schwanger war. 1953 kehrte sie dann an die Universität zurück und schloss ihr Studium 1955 mit dem Titel einer Magistra Pharmaciae ab. Danach arbeitete Blanka in einem hoch angesehenen Laboratorium für Lebensmittelforschung und -kontrolle.

Rudolf war weiterhin doppelt belastet: Arbeit im Militärkrankenhaus und Medizinstudium. 1950 erwarb er mit Auszeichnung gleich zwei Dokortitel: den für chirurgische und den für orthopädische Medizin. Er setzte seine Tätigkeit im Hospital fort und wurde zum Oberst, später zum Oberstleutnant befördert.

1954 zogen die Kandels aus der Biankinijevastrasse in eine grössere und modernere Wohnung in die Svetozar- Markovic-Strasse 7 um. Sie brauchten dringend mehr Platz: Sonja, ihre geliebte Tochter, wurde rasch grösser. Ausserdem war Rudolfs Mutter in den USA ernsthaft erkrankt und hatte ihre Rückkehr angekündigt.

Alles in allem hatte sich das Leben für die Kandels normalisiert – wenn auch nur einigermaßen. Sie hingen an ihrer Heimatstadt und an den vielen Freunden, die sie nach dem Krieg kennen und schätzen gelernt hatten. Sie mussten sich um Cecilia kümmern und wollten ihre Tochter in einem stabilen Umfeld heranwachsen sehen. Andererseits aber machte ihnen die düstere Wirklichkeit in Titos Jugoslawien zunehmend zu schaffen.

Blanka hatte ihre wenigen Illusionen schnell verloren, wenn sie denn überhaupt welche gehabt hatte. Ihr wurde sofort klar, dass es sich bei der «klassenlosen Gesellschaft» Jugoslawiens sehr wohl um ein Klassensystem handelte – nur in anderem Gewände. Die Herrschaft unqualifizierter Bürokraten wurde von Tag zu Tag erstickender. Die Bürgerfreiheiten wurden in einem

unerträglichen Masse beschränkt. Sie konnte ja akzeptieren, dass die Verhältnisse bei ihnen immer noch viel besser waren als die in der Sowjetunion der Stalinzeit. Sie war voller Anerkennung für das jugoslawische Bildungssystem und den Umstand, dass ethnische Unterschiede eine viel geringere Bedeutung als vor dem Kriege hatten (obwohl auch jetzt wieder eine verdeckte serbische Übermacht überall zu spüren war). Wenn aber Otto oder Sophia in ihren Briefen über das Leben in den USA oder Mexiko berichteten, als Victor zu Besuch und ihre Schwiegermutter aus den USA zurückkam, als sie Rudolf zu einer Fachkonferenz nach Mailand begleitete, da entwickelte sie für sich ganz andere Vergleichsmaßstäbe. Sie hatte natürlich gelernt, sich irgendwie zu arrangieren. Sie war von Natur aus Optimistin und nahm die Dinge, wie sie kamen. Ihre Träume aber sahen ganz anders aus!

Im Gegensatz zu ihr war Rudolf nicht so schnell bereit, seine Hoffnungen beiseite zu schieben. Er versuchte, sich selbst davon zu überzeugen, dass einige Jahre des ideologischen «Aufräumens», des Überwindens einer alten, reaktionären Ara nötig waren, und dass man dies alles mit Geduld zu nehmen hatte. Es sollte eine ganze Weile dauern, bis er sich eingestehen musste, dass es sich bei seinen Hoffnungen um reine Illusionen handelte. Immer noch war er bereit, sich anzupassen. Diese Bereitschaft aber erwuchs nicht mehr aus Überzeugung – sie entsprang der Resignation. Seine wachsenden Zweifel ertränkte er in harter Arbeit. Aber nach und nach wurde aus Resignation eine Art der inneren Emigration. Und auch er sah sich um. Da war die Konferenz in Mailand. Da war eine Reise nach London, die er als Mitglied einer Gruppe jugoslawischer Mediziner unternommen hatte. Und dann, 1961, flog er mit einer Delegation von Militärärzten in die USA. Diese Tage in Baltimore, ein kurzer Besuch bei seinem Schwager in Ann Arbor und die Erzählungen seiner Schwester, die aus Mexico City herübergekommen war – all das trug kräftig zu sei-

nem Frust bei. Als er nach Zagreb zurückgekehrt war, musste er seiner Frau beipflichten: Korruption, Intrige, Nepotismus und ein verdeckter Antisemitismus waren überall zu finden.

Einige Monate später ging der Leiter des Militärkrankenhauses in den Ruhestand. Rudolf, sein Stellvertreter und mit allen notwendigen Qualifikationen ausgestattet, war der natürliche Nachfolger. Da waren sich alle im Hospital einig. Die Partei aber platzierte einen Aussenseiter, einen Apparatschik, der den Bonzen politisch zuverlässiger erschien. Das war zu viel! Rudolf und Blanka brachen mit dem titoistischen Jugoslawien.

Mitte der sechziger Jahre herrschte in Deutschland ein erheblicher Mangel an Fachärzten. Krankenhäuser und Personalberater machten sich auf die Suche nach geeigneten Spezialisten. Sie sprachen auch Rudolf an. Nach einigem Zögern (auch in Schweden hatte man ihm ein gutes Angebot gemacht) sagte Rudolf zu und ging nach Hamburg. Blanka und Sonja kamen sechs Monate später nach. Bei seinem speziellen Familienhintergrund war es nicht allzu schwierig, die deutsche Staatsbürgerschaft zu erhalten. Interessanterweise gab Rudolf seinen jugoslawischen Pass aber zunächst nicht ab. Das tat er erst später, in den Siebzigern. Seine Tochter arbeitete damals in Washington DC, und bei Rudolf waren die Erinnerungen an den Kalten Krieg und die Exzesse der McCarthy-Zeit noch sehr lebendig. Er arbeitete in einer Privatklinik und eröffnete dann seine eigene Praxis. Blanka arbeitete unterdessen in einer Apotheke. Sie traten der Jüdischen Gemeinde in Hamburg bei und bezogen eine schöne Wohnung in einem der vornehmeren Wohnviertel der Stadt. 1986 hat Rudolf dann seine ärztliche Tätigkeit aufgegeben.

Eine letzte Geschichte muss noch erzählt werden: Ende der fünfziger Jahre waren Rudolf und Blanka zum Abendessen bei Freun-

den eingeladen. Sie schlossen Bekanntschaft mit einem Richter, und man redete über die Kriegszeit. Als sie ihm von den ungewöhnlichen Umständen ihrer Hochzeit in Mailand erzählten, schaute sie der Richter verblüfft an, lachte und klatschte sich vergnügt auf die Schenkel. «Wissen Sie, was?», sagte er. «Nach jugoslawischem Gesetz gelten Sie überhaupt nicht als verheiratet. Und wenn Sie auch nicht in Sünde leben, so leben Sie doch nicht rechtmässig zusammen. Rein formal ist Ihre Tochter unehelich.»

Rudolf und Blanka waren aufs Tiefste erschrocken. Sie hatten es einfach vergessen! Am nächsten Morgen erschienen sie auf dem Standesamt und heirateten noch einmal. Nur – diesmal gab es kein festliches Mittagessen bei Savini.

STATT EINES NACHWORTS

Im Juni 1996 begleiteten mich Rudolf und Blanka auf einer Reise nach Israel. Wir besuchten Yad Vashem. Auch der strahlende Sonnenschein über Jerusalem konnte den Schmerz in uns nicht auslöschen. Meine Schwiegereltern waren ruhig und gefasst. Man brauchte jedoch nur auf ihre leicht zitternden Hände zu schauen, um zu ahnen, was in ihnen vorging. Als wir uns im Forschungszentrum die Dauerausstellung ansahen, stiessen wir in einem spärlich beleuchteten Raum auf eine alte, leicht vergilbte Fotografie. Sie zeigte eine grosse Gruppe junger Menschen in weisser Sportkleidung. Sie lachten. Der Begleittext lautete: «Teilnehmer an den Makkabi-Spielen, Tel Aviv, 1936».

Rudolf sah sich dieses Bild an – sehr lange und sehr sorgfältig. Dann zeigte er auf einen der jungen Sportler und sagte mit leiser Stimme: «Ich glaube, das bin ich.» Er räusperte sich und lächelte kurz. Er ergriff die Hand seiner Frau.

Rudolf und Blanka Kandel waren einen weiten Weg gegangen.

FAMILIENREGISTER

Familie Kandel

- RUDOLF KANDEL (1920 ZAGREB –
2003 HAMBURG)
Mavro K. (1886 Przemysl – 1951 Mexico City),
Vater von Rudolf K.
Cecilia K., geb. Welczer (1881 Bielsko-Biala –
1964 Zagreb), Mutter von Rudolf K.
Sophia K. (1918 Karlovy Vary – 2003 Mexico City),
Schwester von Rudolf K.
Ignatz K. (? Przemysl – 1948 New York),
Onkel von Rudolf K.
Lina Welczer (1884 Bielsko-Biala – 1941 oder 1942 im KZ
ermordet), Tante von Rudolf K.
Ruzha Polak, geb. Welczer (Daten unbekannt),
Tante von Rudolf K.
Sonja Lahnstein, geb. Kandel (1950 Zagreb,
jetzt Hamburg), Tochter von Rudolf K.

Familie Selinger

- BLANKA KANDEL, GEB. SELINGER (1924 ZAGREB,
JETZT HAMBURG)
Hugo S. (? Slavonski Brod – 1928 Zagreb),
Grossvater von Blanka S.
Anica S. (? Slavonski Brod – 1939 Topusko),
Grossmutter von Blanka S.
Zhivko S. (1897 Slavonski Brod – 1955 New York),
Vater von Blanka S.

Victor S. (1909 Zagreb – 1991 Caracas),
Onkel von Blanka S.

Egon Polak (? Zagreb – 1943 in Auschwitz ermordet),
Onkel von Blanka S.

Otto S. (1929 Zagreb, jetzt Ann Arbor),
Bruder von Blanka S.

Michael Schatteles (Daten unbekannt),
Grossvater von Blanka S.

Lina Schatteles (? – 1943 in Auschwitz ermordet),
Grossmutter von Blanka S.

Bertha S., geb. Schatteles (1899 Zagreb – 1973 New York),
Mutter von Blanka S.

Zhenka Singer, geb. Schatteles (? Zagreb – ? New York),
Tante von Blanka S.

Böshka Lantos, geb. Schatteles (? Zagreb – ? New York),
Tante von Blanka S.

Sonja Lahnstein (1950 Zagreb, jetzt Hamburg),
Tochter von Blanka K.

BIBLIOGRAPHIE

- Élie Barnavy, *Histoire Universelle des Juifs*, Paris 1992
- Misha Glenny, *The Balkans, Nationalism, War and the Great Powers, 1804-1999*, New York 2000
- Israel Gutman, Eberhard Jäckel u.a. (Hg.), *Enzyklopädie des Holocaust (Entsiklopedja shel Ha-Shoa)*, Berlin 1993
- Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden*, Frankfurt am Main 1982
- Nicholas de Lange, *Atlas of the Jewish World*, Oxford 1988
- John E Oppenheimer u.a. (Hg.), *Lexikon des Judentums*, Gütersloh 1971
- Menachem Shela, *The Murder of the Croatian Jews by the Germans and their Helpers during the Second World War*; Thesis submitted to the Senate of Tel Aviv University, 1980
- Menachem Shela, *The Blood Account – the Rescue of the Jews by the Italians*, Tel Aviv 1986
- Jonathan Steinberg, *Deutsche, Italiener und Juden – der italienische Widerstand gegen den Holocaust*, Göttingen 1992
- Klaus Voigt und Wolfgang Henze, *Rifugio precario – Artisti ed intellettuali tedeschi in Italia 1933 – 1945*, Milano 1995
- Yad Vashem Holocaust Studies, Jerusalem:
- Daniel Capri, *The Rescue of Jews in the Italian Zone of Occupied Croatia*, 1977
- Itzhak Gart, *The Living Conditions of Jewish Refugees from Yugoslavia Held as Civil Prisoners of War in Fascist Italy up to the Fall of the Regime in July 1943*, 1996
- Jeremy D. Harris, *Broadcasting the Massacre – an Analysis of the BBC's Contemporary Coverage of the Holocaust*, 1996

Liliana Picciotto-Fargion, *The Anti-Jewish Policy of the Italian
Social Republic (1943-1945)*, 1986

Duro Schwarz, *The Jasenovac Death Camps*, 1996